RG

Rilkes Prager Erzählungen

Treffen der
Rilke-Gesellschaft
20.-22. September 2019
in Friedberg /Bayern

Zusammengestellt von Erich Unglaub

FUTURA EDITION

Impressum:
FUTURA EDITION
Bad Harzburg
2019
ISBN 978-3-924834-52-4

Umschlagzeichnung:
Hans Ludwig Fischer (1848-1915): Silhouette Láska van Oestéren
Österreichische Nationalbibliothek (Signatur: Autogr. 1316/21 Beilage 1)

Siglen:
SW: Rainer Maria Rilke: Sämtliche Werke. Herausgegeben vom Rilke-Archiv. In Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke besorgt durch Ernst Zinn, Karin Wais und Walter Simon. 7 Bände. Frankfurt am Main u.a. 1955-1997.

KA: Rainer Maria Rilke: Werke. Kommentierte Ausgabe in 4 Bänden und einem Supplementband. Herausgegeben von Manfred Engel, Ulrich Fülleborn, Horst Nalewski, August Stahl. Frankfurt am Main und Leipzig 1996-2003.

INTERNATIONALE RILKE-GESELLSCHAFT

Rilke-Treffen 2019
Friedberg / Bayern

Rilkes Prager Erzählungen
20.-22. September 2019

Programm:

Freitag, 20. September 2019

15:30
Altstadtführung in Friedberg.
Treffpunkt: Brunnen neben dem Rathaus (Marienplatz)

Wittelsbacher Schloss, Schlossstraße 21
Tagungsbüro
Raum: Saal
17:00
Begrüßung durch die Stadt Friedberg
Begrüßung durch den Vorsitzenden der Rilke-Gesellschaft

17:30
Vortrag (1): Prof. Dr. Walter Seifert (Passau)
Thema: Rilke und das Erzählen (Arbeitsthema)

18:30
Lesung aus Rilkes Prosa der Prager Zeit

19:00
Abendessen, individuell

Samstag, 21. September 2019
Wittelsbacher Schloss, Schlossstraße 21

9:30
Vortrag (2): Dr. Franziska Mayer (München)
Thema: Zwischen Stifter und der Prager Prosa-Literatur. Kontexte zu Rilkes erzählerischen Anfängen

10:15
Kaffeepause

10:30
Werkstatt I

Gruppe 1: Prof. Dr. Magdolna Orosz (Budapest)
Thema: ‚Die Geschwister'
Raum: Fürstenzimmer 1

Gruppe 2: Dr. Alfred Hagemann (Stuttgart)
Thema: Der „Schrecken“ der Schule: Rilkes ‚Turnstunde‘ im Zeitkontext
Raum: Fürstenzimmer 2

Gruppe 3: Dr. Björn Hayer (Koblenz-Landau)
Thema: Vom Beginn und Ende des Jubels – ambivalentes Priestertum in Rilkes ‚Der Apostel‘ und ‚Heiliger Frühling‘
Raum: Saal

12:00
Mittagessen, individuell

14:00
Vortrag (3): Dr. Lucie Merhautová (Prag):
Thema: Tschechische Kurzprosa 1890-1900
Raum: Saal

15:15
Kaffeepause

16:00
Werkstatt II

Gruppe 4: Dr. Lucie Merhautová
Thema: Tschechische Erzählprosa
Raum: Fürstenzimmer 1

Gruppe 5: Dr. Silke Pasewalck (Oldenburg)
Thema: Lebensentwürfe zwischen Konvention und Kontrollverlust – Rilkes Prager Erzählungen ‚Ein Charakter‘ und ‚Die Näherin‘
Raum: Fürstenzimmer 2

Gruppe 6: Prof. Dr. Antje Büssgen (Louvain)
Über Farben schreiben. Zur Ekphrasis des frühen Rilke (‚Masken‘; ‚Die Geschwister‘).
Raum: Saal

19:00
Gemeinsames Abendessen: *Gasthof Zieglerbräu (Marienplatz)*

Sonntag, 22. September
Rathaus, Marienplatz 1: Rathaussaal 1. OG

9:30
Vortrag (4): Prof. Dr. Barbara Surowska (Warschau)
Thema: Die Prager Geschichten, gelesen als Rilkes Stellungnahme zum Zeitgeschehen

10:30
Vortrag (5): Dr. Veronika Schmeer (Augsburg)
Thema: Fritz Schwimbecks Illustrationen zum Roman ‚Der Golem‘

11:30
Schlusswort

LEBEN

1. Siegfried Trebitsch: Dichter auf dem Schlossbankett

Ich kam von einer Übung nach Hause und fand den Brief einer Frau von Oesteren vor, die mir schrieb, daß sie mich aus fernen Sommertagen, die wir gemeinsam am Attersee verbracht hatten, in Erinnerung behalten habe und ein Gleiches, vielleicht sogar in verstärktem Maße, von mir erwarte. Sie lud mich zu einem Abendfest auf das etwa eine Stunde von Prag entfernte Schloß Veleslavin ein, das sie mit ihren drei Kindern bewohnte, zu einem großen Abend, wie sie selber schrieb, der mehrere Feiern ihr zu Ehren zusammen fasse. Und dann kam der verblüffende Schluß:
„Es werden wenige so junge Menschen wie Sie bei mir sein. Damit Sie sich aber nicht einsam fühlen, habe ich den jungen Prager Peter [!] René Rilke, mit dessen Eltern ich befreundet bin, auch dazu gebeten und dafür gesorgt, daß er von Ihrem Besuch erfährt. Er wird Sie auf meinen Wunsch gegen sieben Uhr abends in Ihrem Hotel, dem ‚Blauen Stern', mit einem Wagen abholen. Sie müssen sich mit dem etwas schüchternen jungen Mann natürlich selbst bekannt machen, und die längere Wagenfahrt wird sicher dazu beitragen, daß ihr einander gut kennenlernt und euch aussprechen könnt. Ich erwarte Sie beide also und freue mich schon sehr auf das Wiedersehen mit Ihnen. Sie müssen mir von Wien, von Ihrer zarten Mama und dem Kreis erzählen, in welchem ich Sie kennengelernt habe. Ich freue mich auch, den damaligen leidenschaftlichen kleinen Schwimmer […] als jungen Dragoneroffizier wiederzusehen." Dann folgte ihre schwer leserliche Unterschrift.
Damals konnte der Name Rilke mir freilich nichts bedeuten. Ich hatte ihn nie zuvor gehört und freute mich nur, die lange Wagenfahrt nicht allein machen zu müssen und vielleicht wirklich einen gleichgesinnten jungen Menschen kennenzulernen. An die Schreiberin hatte ich mich natürlich sofort erinnert und freute mich ungemein, die große Dame wiederzusehen, die damals zum Mißfallen Professor Erich Schmidts die ‚Deborah' Mosenthals vorgetragen hatte und nun, wie das Briefpapier zeigte, ein Schloß bewohnte. […]
Mit großer Pünktlichkeit hielt der Wagen vor dem Hotel, dem der schmächtige und blasse René Rilke entstieg. Ich kam ihm in meiner Uniform, vorschriftsmäßig für den Abend adjustiert, entgegen und er streckte beide Hände lächelnd nach mir aus. Ich ergriff sie und sagte ihm meinen Namen, den er auf einer kleinen weißen Karte aufgeschrieben hatte und daher kannte. Einige Minuten später saßen wir in dem Gefährt, das uns in schnellem Trab nach Veleslavin, einem Dorf der weiteren Umgebung Prags, entführte. Rilke sagte mir sehr viel Schönes über das Schloß, das einem Fürsten Palffy gehörte, und über Frau von Oesteren, die mit seiner Mutter befreundet war. Er bereitete mich auch gleich auf die Schönheit der beiden Töchter der Schoßherrin vor, und heute im Rückblick scheint es mir für Rilke schicksalhaft, daß er von seinem ersten dichterischen Stammeln an von großen Damen auf ihre Schlösser gebeten wurde.

Schloss Weleslawin bei Prag

Unser erstes Gespräch war ein schüchternes Abtasten und Vorfühlen. Ich erfuhr dabei, daß Rilke noch studierte und um etwa sechs Jahre jünger war als ich selbst, obgleich er bei aller Jugend und Zartheit in seiner Art zu sprechen eine große Sicherheit und Entschiedenheit verriet. Es fällt mir beinahe schwer, weil es so naheliegend ist, heute zu sagen, daß der junge Mann mir durch seine leise Festigkeit und sein Lächeln, das seinen Mund fast nie zu umspielen aufhörte, ganz besonders gut gefiel, schon darum, weil sein Wesen dem der Kameraden, mit denen ich den ganzen Tag dienstlich zu tun hatte, völlig entgegengesetzt war. Ich habe ihm auf der Fahrt, die noch länger als eine Stunde gedauert hat, gleich viel mehr anvertraut als manchem Gleichaltrigen, den ich jahrelang gekannt hatte.

Aber nun eilten wir die Treppe des wundervoll beleuchteten Hauses hinan, und Rilke, der schon damals mit den Gepflogenheiten der großen Welt wohl vertraut war, stellte mich der eleganten, festlich gekleideten Hausfrau vor. Ich erkannte sie augenblicklich wieder und konnte meine helle Freude darüber nur sehr schwer dämpfen, als sie mich, während ich ihr die Hand küßte, lächelnd heranzog und sagte: „Sie sind leicht wiederzuerkennen, aber doch völlig verändert. Dafür sorgt schon Ihre schöne Uniform!“ lachte sie weiter und stellte mich dann den hinzutretenden Töchtern vor, während sie sich abgewandt ein paar Minuten mit dem gutvertrauten Rilke unterhielt, der aber immer nach mir hinblickte, als hätte er eine Art von Verantwortung für mich übernommen. […] Rilke und ich strebten zueinander, und bald beobachteten wir gemeinsam das immer dichter werdende Gewühl der zahlreichen Besucher. […]

Es dauerte eine ganze Weile, bis die Anwesenden ihre Plätze an der hufeisenförmigen, wundervoll geschmückten Tafel gefunden und sich niedergelassen hatten. Sich und uns hatte die fürsorgliche Hausfrau Verlegenheit erspart, indem sie mir Rilke wenigstens auf der einen Seite zur ‚Tischdame‘ gab. […]

Wir waren beide, Rilke und ich, während der ersten Gänge, die von zahlreichen Dienern serviert wurden, nicht sehr gesprächig. Während der ziemlich langwierigen Mahlzeit flammten

plötzlich durch die hohen Glasscheiben des Saales die Lampions auf, die eben im hereinflimmernden Garten angezündet wurden. Gegen Schluß des Essens, bei dem sehr weit von uns entfernt, an der Seite der Hausfrau, ein paar Reden aufzuckten, waren wir endlich etwas gesprächiger geworden und der junge Rilke wies auf den leuchtenden Garten hinaus und sagte: „Sowie die Tafel aufgehoben ist, wollen wir da hinaus. Da kann man ungestört und unbelauscht was reden." Ich stimmte eifrig zu. […]

Pavillon im Schlosspark von Veleslavin (2019)

Niemand kümmerte sich um uns, die wir sicher die Jüngsten in dieser Gesellschaft waren und auch niemandes Interesse erregen konnten. Auf diesem Spaziergang über die gepflegten Kieswege des fürstlichen Schlosses, dessen Gäste wir waren, hatte Rilke plötzlich völlig ungehemmt und freimütig mir bekannt, daß er ein Dichter sei. Ich sehe noch sein Lächeln und höre noch den merkwürdig energischen Ton seiner Mitteilung: „Mein Vater und nun auch meine Mutter, die wollen mich unbedingt zu einem Staatsbeamten erziehen. Aber daraus kann nichts werden, ich denke gar nicht daran. Die Mutter weiß es schon, und vielleicht bringt sie es ihrem Mann gerade jetzt bei, während ich Ihnen dieses nur für mich wichtige Geheimnis anvertraue. Ich werde entweder ein Dichter werden, auf den man hören wird, oder um die Ecke gehen, ins Dunkel."
Solche Warnungen knöpften mich förmlich auf. Da hatte ein so viel jüngerer Leidensgenosse den Mut gefunden, sich rückhaltlos zu sich selbst zu bekennen und seinen Eltern gegenüber gar keinen Zweifel über seine Bestimmung zu lassen, ob sie es nun wahrhaben wollten oder nicht. Und ich, in was für Kämpfen der Ausflüchte, der Verschiebungen, des resultatlosen Herumredens erschöpfte ich meine arme Kraft! […]
Rilke hatte mir sehr ernst und fast atemlos zugehört. Erblassend sagte er: „Sie müssen reinen Tisch zu Hause machen, wenn Ihre Waffenübung vorbei ist. Wir haben ein Recht auf unser eigenes Leben. ‚Werde, was du bist' ist Gottes elftes Gebot. Seinen Willen müssen wir erfüllen, keinen anderen. Was in uns von höheren Mächten eingepflanzt worden ist, müssen wir entwickeln. Das ist unsere heilige Pflicht, glauben Sie mir!
Diese Worte ließen mich besonders aufhorchen. Ich riß mich herum und sah den blassen, so viel jüngeren Menschen an, der mühelos aussprechen konnte, was ich zögernd und zweifelnd, verwirrt, oft und oft empfunden hatte. Über uns segnete ein glitzernder Sternenhimmel unsere tastende Jugend. […]

Ich erfuhr, daß Rilke nicht nur an Gedichten, sondern an einem Drama ‚Das tägliche Brot' arbeitete, und daß er eine große Sehnsucht in die Ferne hatte und mich um die Reisen, die ich gemacht und von denen ich ihm nun erzählt hatte, sehr beneidete.
Wir hätten wohl die ganze Nacht durchschwatzt, wenn nicht plötzlich die große Dame, der wir eine so glückliche, meine Jugend erleuchtende Fügung zu verdanken hatten, nun offenbar auf der Suche nach ihren Schützlingen, lächelnd auf uns zugetreten wäre, ich glaube, mit den Worten: „Na, ihr habt euch aber, wie es scheint, sehr viel zu erzählen. Genau so habe ich mir's gedacht. Schade, daß mein Sohn Werner nicht da ist, der so wie René Schriftsteller werden will. Wissen Sie", wandte sie sich an mich, „daß meine Gäste zum Teil schon fort sind, zum Teil zum Aufbruch rüsten? Auch der Lenker eures Wagens wird ungeduldig, und so gern ich euch noch länger hier behielte, muß ich doch zum Heimweg mahnen. René, du bist müde", lachte sie Rilke zu. „Ich sehe dir das an. Und Sie", wandte sie sich wieder an mich, „müssen morgen um sieben Uhr wieder im Sattel sitzen. Beeilt euch also."
Gehorsam folgten wir der Fürsorglichen ins Vestibül und hatten und schnell für die Heimkehr zurechtgemacht. Der Wagen, der uns gebracht hatte, fuhr vor, wir küßten der Hausfrau die Hand, überschütteten sie mit Dankesworten für den unvergeßlichen Abend und stiegen ein. Der ungeduldige Kutscher entführte uns in raschem Trab dem Schloß, nach dem wir sehnsüchtig zurückblickten und das bald ins Dunkel der Nacht entschwand, in die wir begnadet dahinfuhren.
Rilke hatte meine Gesprächigkeit geweckt, und als er eben ein paar eigene Verse rezitiert hatte und sich, meinen lebhaften Beifall lächelnd quittierend, zurücklehnte, brach es nun in mir auf, und zum großen Erstaunen Rilkes ließ ich eine ganze Meute meiner Gedichte auf ihn los. Mit vorgeneigtem Kopf lauschte er, und als ich endlich schwer aufatmend schwieg, rief er: „Mein Lieber, Sie sind doch schon, was Sie werden wollen! Versprechen Sie mir nun aber auch, daß Sie nicht nur ein tapferer Reiteroffizier, sondern auch ein tapferer Mensch im Lebenskampf sein werden, der Sie erwartet. Sie müssen sich freimachen, und da Sie auch schon Erzählungen geschrieben haben, sind Sie verpflichtet, sich mit voller Kraft, und jede Ablenkung zurückweisend, Ihrer Ihnen vom Schicksal auferlegten Arbeit zu widmen. Wir haben keine Wahl, wir nicht. Sonst werden wir einmal verbraucht und zerstört in Gärten gehen, um unser Los zu beweinen."
Ich staunte und reichte ihm die Hand; es war etwas von einem Gelöbnis dabei, als ich versprach, zu tun und durchzusetzen, was er, so wie im Innersten auch ich selbst, für meine Pflicht hielt.
An jenem unvergeßlichen Abend habe ich zweimal einen sehr heftigen Wunsch bekämpfen müssen. Ich wollte dem jungen René Rilke als Beweis meiner Sympathie und meines Vertrauens das Du anbieten, das erstemal, als wir uns in dem lichterdurchfunkelten Garten ergingen, und dann, als wir uns vor meinem Hotel in Prag Lebewohl sagten. Aber beide Male hielt mich die eigentümliche Empfindung zurück, daß ich damit den jungen Helden einer einmaligen Begegnung in irgendeiner Weise auf das Niveau meiner Militärkameraden stellen würde, mit denen ich mich duzte, was mir bei aller Sympathie für einige von ihnen gefühlsmäßig einfach unmöglich schien. Es waren verschiedene Welten, in denen auch die Ausdrucksformen verschieden sein mußten.

Siegfried Trebitsch: Chronik eines Lebens. Zürich, Stuttgart, Wien 1951, S. 75

2. Rainer Maria Rilke an Láska van Oestéren

Südbahnhof, Zollexpositur. Christinenstadt.
Ofen-Pest, den 2. Juni 1896.

Hochwerte, gnädige Baronesse,
Hab' just mal ein Märchen erzählen hören. Ihnen will ichs wiedererzählen; weiß nicht, ob Sie die Märchen lieben. Immerhin; also: „War einmal ein Prinz." – War einmal … so muß ich ja doch beginnen… – „Der Prinz fuhr allenthalben durch die Welt und hatte der Lande viel

geschaut; wenig mehr vermochte ihn zu begeistern. Indiens dunstheiße Farbenpracht und der nordischen Landschaft herzlose Weiße hatte er kennen gelernt, war auf dem Rücken des Kameels durch die Einsamkeiten der Wüsten geschaukelt und hatte von schwankem Kahne ersehnten Gestaden zugeträumt; war tief eingedrungen in der Erde cristallenes Geäder und hatte die hochmüthigsten Gipfel erklommen zu deren Füßen die Welt verschwimmt. Hatte in dunkelm Lorbeergrün weiße Göttermarmorbilder gesehen und auch den Kehrichthaufen geschaut, aus dem die Disteln ihre Totenfinger strecken. War mit goldlockigen leichtschrittigen Mädchen durch den Frühling gegangen und hatte der triefäugigen Alten rostrothe Herbstblätter vom Wege kehren helfen. – Hatte in winziger rothdachiger Hütte gewohnt und sich kindisch erfreut an dem violenblauen Rauch der kerzengrad aus dem schlichten Schlot zwirbelte, und lächelnd den Anblick des schweren Weihrauchs genossen, der sich dichtwolkig aus goldenen Becken erhob. … Er hatte die Leugner kennen gelernt, die mit geballter Faust an dem Holzkreuz vorbeigehen und die Fanatiker, die sich an den Kirchenfließen die Stirne wundschlagen; er hatte mit Königen aus einem Becher getrunken und die letzte schimmelgrüne Brodrinde mit knieschwachen Bettelgreisen getheilt. Der edle Wein hatte seine Lippen genetzt, aber auch dumpfiges Pfützenwasser seinen Durst gestillt. … Und die Sonne hatte er gesehen. Tag für Tag. … Und weil er sie Tag für Tag gesehen hatte, so schien sie ihm matt und glanzlos. – Der arme Prinz! Aber einmal fuhr er von ungefähr über einen See. Die Nacht hatte sich manteldicht um seine Schultern gelegt. Und er kam zu einem Eiland. Da grüßten ihn andere silberne Blumen, die sich leise wiegten und neigten, andere Lüfte schmeichelten seiner Stirne und mit Mutterhändekühle legte sich seliger Schatten auf sie. Und er staunte und staunte. Und endlich that er die fürstlichen Lippen auf und fragte, wer das hervorgebracht. Und die Blumen, die Lüfte, die Quellen antworteten in singender Harmonie: Die Sonne. Und der staunende Prinz ahnte in den Werken die Schöpferin. Er ahnte aus den Blüten ihre Schönheit, aus den Lüften ihre Milde, aus den Quellen ihre Reinheit. … Und er hoffte ihr entgegen. –

Und es ward Morgen. Und wie die Sonne am Morgen nun wirklich kam, diese großmüthige, herrliche Sonne, da schloß die Wucht ihres Glanzes dem Prinzen die Lider zu und das Herz auf. Und zum erstenmal hatte der Prinz gefühlt, daß es auf der Welt noch Höheres gäbe und daß er noch lange nicht Alles erkannt und geschaut … und seither ward er glücklicher, stiller und träumerischer der Prinz. ….

Gott, Märchen sind doch unmodern. Nichtwahr? Nein, meines ist modern; denn es ist erst vorige Woche geschehen und hätte gar nicht, mit „es war einmal! …. beginnen müssen, wenn das nicht so Märchenart wäre. – … und die Sonne hat damals wunder was erzählt. Hat erzählt, daß sie nüchtern und kalt ihre Werke schafft und daß ein Heil darin liegt national zu sein. Und ich habe viel darüber gedacht, was die Sonne erzählt hat. – Alle Eindrücke der vergangenen Tage haben mir nicht jenes Nachsinnen aus der Seele gedrängt, alles Getöse nicht ihre Stimme aus den Ohren genommen. Und Getöse gibts hier. Echt patriotisches Getöse. Wenn eine Hymne ertönt, oder eine Zigeunercapelle in volkvoller Czarde ihre schmachtenden Tänze spielt, da wird der Ungar feurig und furchtbar wie – (nun wie heißt doch unser geflügeltes Wort:) wie „ein verliebter Italiener.“ Pest macht mir indessen nicht den Eindruck von „Tausend und eine Nacht“, wie ich vermuthet eher wie „eine Nacht und tausend (Gulden nämlich)“. Das Treiben ist sehr bunt und lärmend, gleichwohl ziemlich physiognomielos. […]

Meistentheils aber sitze ich in dem kleinen Gärtchen, welches das Wohnhaus meiner Verwandten umrahmt in weinlaubüberdachter Laube und träume mir die Seele voll. Das ist nun auch wieder unmodern. Allein, weiß Gott, ich kann mir nicht helfen. – Eigentlich werde ich sehr gerne wieder nach Prag zurückkehren. Ich vermisse von Prag nichts als mein kleines, trautes Stübchen mit dem gewohnten Platz am schriftenüberhäuften Schreibtisch. … […]

Und wenn Sie Märchen nicht lieben – Verzeihung. Dann will ich bis ich nach Wien komm‘ wieder modern sein und nüchtern bis über die Ohren; fast so nüchtern, als Sie es, gnädigste Baronesse, zu sein – glauben!

Ich küsse Ihnen die Hand

und bitte Sie, Sie mögen mir gut bleiben!
Ihr René Maria Rilke

Rainer Maria Rilke: Briefe an Baronesse von Oe. Herausgegeben von Richard von Mises. New York 1946, S. 43-46.

3. Else Kornis: Fensterbild

Ich habe Rilke nicht persönlich gekannt, aber viele seiner Gedichte, ich habe ihn oft gesehen den Einsamen, den unendlich Menschenscheuen.
Meine Freundin Liese P. und ich arbeiten um diese Zeit in der Wassergasse, in Frau Malwines Fantls Hutsalon. Gegenüber bewohnt Rilke ein bescheidenes Hofzimmer. Manchmal steht er traurig am Fenster, er ist ganz ohne Pose traurig.

Else Kornis: Kindheit und Jugend im alten Prag. Erinnerungen. Bukarest 1972, S. 90-91.

Prag, Wassergasse 15-17. Rilke hatte ein Zimmer (1. Stock zum Hof) bei seiner Tante Gabriele Kutschera-Woborsky.

4. Rainer Maria Rilke an Phia Rilke

München, 8. Dezember 1896

[…] Der Sommer war so ganz erträglich einerseits weil ich mit Tante G[abriele]. in einer Villa des Gröbegartens wohnte, andererseits, weil ich viele Tage auf dem Herrlichen Schlosse meiner teuren Freunde, der freiherrlichen Familie von Oestéren, in einem wahren Renaissancefürstenthum zubrachte. Der junge Baron ist mir her nach München gefolgt und mein täglicher Verkehr. Sonst verkehr‘ ich viel mit allen

Modernen: Halbe, Conrad, Schauberger, Ganghofer, Telmann, Hirschfeld, Baron Bodmann, H. v. Reder etc. […]

Rainer Maria Rilke: Briefe an die Mutter. 1896 bis 1926. Herausgegeben von Hella Sieber-Rilke. Bd. 1. Frankfurt am Main und Leipzig 2009, S. 10.

Villa Gröbe im Königlichen Weinberg, Prag

5. Zum Liebesdrama in Weleslawin.

Nun ist Licht in die mysteriöse Affaire des Weleslawiner Schlosses gedrungen, das geheimnisvolle Dunkel hat sich geklärt und die Identität der Erschossenen sichergestellt.
Die ‚Münchener Neuesten Nachrichten' berichten: „Seit mehr als einem Jahr wohnte hier (in München) in einer feinen Pension an der Karlstraße der Studierende der Chemie N. Sulzberger, der Sohn eines reichen Amerikaners. Er machte im vorigen Jahre die Bekanntschaft des damals ebenfalls zu Studienzwecken sich hier aufhaltenden cand. jur. Friedrich Werner v. Oesteren, bei dem er sodann im vorigen Jahre auf Schloß Welesalwin zu Besuch weilte. Umgekehrt lud Sulzberger den v. Oesteren, als dieser Ende des vorigen Monats wieder auf etliche Tage hier weilte, zu sich als Gast. v. Oesteren bewohnte fünf Tage ein Zimmer in der Pension und nahm auch an dem gemeinsamen Mittagtisch theil. Diesen nahm u. A. auch noch mit ein das ebenfalls in der Pension zwei Zimmer bewohnende Fräulein Reisner, Mitglied des Theaters am Gärtnerplatze, eine wegen ihrer Geistes- wie Herzensbildung und strengen Solidität in der Pension gleich hochgeachtete Dame. Vor etwa drei Monaten war aus New-York, wo die verwitwete Mutter des Fräulein Reisner mit zwei Töchtern ansässig ist, die ältere dieser beiden Töchter nach München gekommen und hatte in einer anderen Pension in der Prielmayerstraße Wohnung genommen. Auch

Schauspielerin von Beruf, lebte sie hier unter ihrem Künstlernamen Miß Réné. Sie kam fast täglich zu ihrer Schwester Fräulein Reisner, von der sie auch die Mittel in ihrem Unterhalte bezog. Dort lernte sie in den letzten Tagen des Jäner im Salon der Schwester, die öfter die Pensionsgenossen und Freundinnen um sich versammelte, den jungen Oesteren kennen. v. Oesteren wird uns als Lebemann geschildert, der immerhin schon für 28 Jahre gehalten wurde. Auch Miß Réné soll trotz ihres jugendlichen Alters von 21 Jahren in ihrem interessanten, ja hübschen Gesichte die Spuren raschen Lebens verrathen haben, so daß sie bei Auffindung ihrer Leiche für 30jährig gehalten wurde. Sie war ein lebenslustiges, flatterhaftes Kind, das niemals Zeichen von Lebensüberdruß gegeben hatte. Der Verkehr mit v. Oesteren bewegte sich in der Pension in den gesellschaftlichen Formen. Am Samstag, den 29. Jäner, war v. Oesteren auf der Redoute. Wie er am Sonntag beim Mittagtisch erzählte, habe er sich so gut unterhalten, daß er bis 6 Uhr Früh geblieben sei. Man vermuthet, daß Miß Réné in seiner Begleitung die Redoute besucht hatte. Am Dienstag reiste v. Oesteren auf das mütterlichen Schloß Weleslawin ab. Als am Dienstag und Mittwoch Miß Réné nicht, wie bisher täglich zu ihrer Schwester zu Besuch kam, wurde zum ersten Mal der Verdacht rege, sie könnte mit v. Oesteren abgereist sein. Der Verdacht fand fürchterliche Bestätigung, indem ein Brief aus Weleslawin von der Hand der Miß Réné Fräulein Reisner die Absicht der Schwester verrieth, sich das Leben zu nehmen. Sorgen waren als Beweggrund bezeichnet. Fräulein Reisner wie auch Herr Sulzberger waren tief erschüttert, als kurz darauf Herrn Sulzberger ein Telegramm aus Welseslawin die Nachricht brachte, Miß Réné sei tot und v. Oesteren liege im Sterben.
In einem an Herrn Sulzberger adressirten Briefe nennt v. Oesteren die Miß Réné seine liebe Beatrice, an einer anderen Stelle seine liebe Trixy.“
Die Leiche der Erschossenen wurde gestern Nachmittags dem böhmischen pathologischen Institute überführt. […]
Der junge Hr. Oesteren dürfte, falls es der ärztlichen Kunst nicht gelingt, ihn am Leben zu erhalten, an der Seite seiner Geliebten bestattet werden.

Prager Abendblatt (7. Februar 1898).

6. Rainer Maria Rilke an Phia Rilke

Berlin-Wilmersdorf, 8. Februar 1898

[…] Augenblicklich bin ich so halbwegs wohl, aber fast verstört durch Schmerz und Schrecken in bezug auf den lieben armen Oestéren, den lichten heiteren Lebenskünstler, dem so ein räthselhaftes Schicksal geschah. Auch [Nathan] Sulzberger wird schwere Tage haben. Nach direkten Nachrichten von Veleslavin liegt Oestéren in hoffnungslosem Todeskampfe Tag wie Tag. Du kannst die Verzweiflung der Familie und mein tiefes Leid begreifen, welches in hundert Erinnerungen hineinweit und keinen anderen Gedanken auf kommen läßt. […]

Rainer Maria Rilke: Briefe an die Mutter. 1896 bis 1926. Herausgegeben von Hella Sieber-Rilke. Bd. 1. Frankfurt am Main und Leipzig 2009, S. 40.

7. Rainer Maria Rilke an Phia Rilke

Zoppot, 7. Juli 1898

[…] Auch die Ausschnitte (Oestéren betreffend) haben mich nichtnur interessirt, sondern sehr herzlich erfreut; wenn er gesund genug ist, kann er anderswohin gehen, einen Strich unter alles setzen und von Anfang beginnen. […]

Rainer Maria Rilke: Briefe an die Mutter. 1896 bis 1926. Herausgegeben von Hella Sieber-Rilke. Bd. 1. Frankfurt am Main und Leipzig 2009, S. 58.

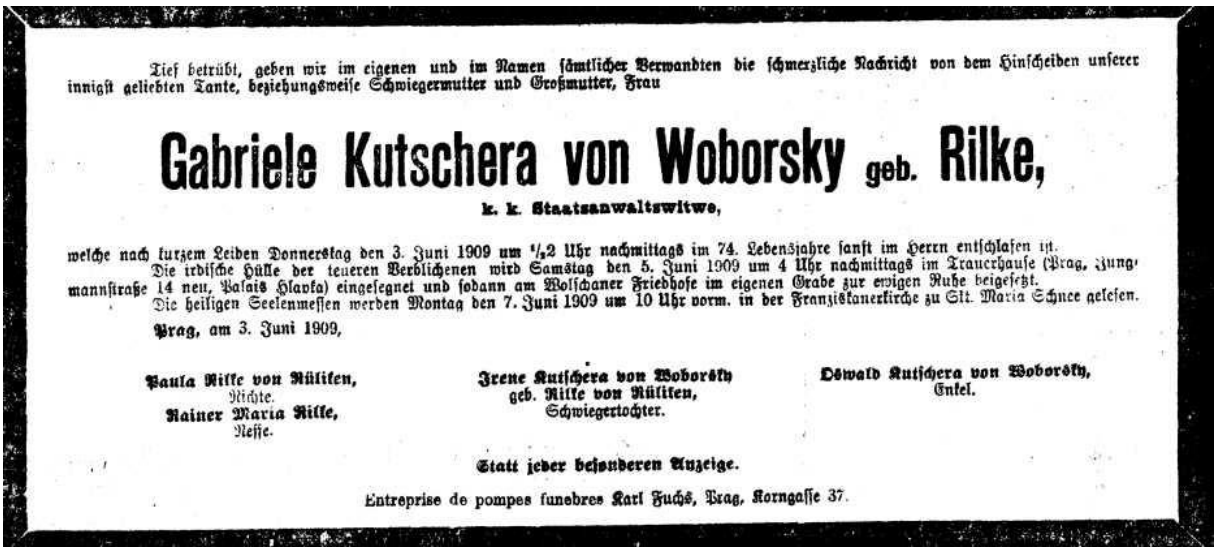
8. Rainer Maria Rilke an Gabriele Kutschera von Woborsky

Berlin 30. Dezember 1897

Es soll kein Streit die Tage uns verkümmern. Wir wollen keinen kränken und keinen Gott stürzen von seinem Thron. Auch wenn wir predigen den neuen Glauben „Schönheit“. So im Jahre des nahen Heils 98 wie in alle Ewigkeit.

René – Rainer
in alter Dankbarkeit und Aufrichtigkeit

Rainer Maria Rilke Briefe aus den Jahren 1892 bis 1904. Herausgegeben von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. Leipzig 1939, S. 52.



Tief betrübt, geben wir im eigenen und im Namen sämtlicher Verwandten die schmerzliche Nachricht von dem Hinscheiden unserer innigst geliebten Tante, beziehungsweise Schwiegermutter und Großmutter, Frau

Gabriele Kutschera von Woborsky geb. Rilke,

k. k. Staatsanwaltswitwe,

welche nach kurzem Leiden Donnerstag den 3. Juni 1909 um ½2 Uhr nachmittags im 74. Lebensjahre sanft im Herrn entschlafen ist.
Die irdische Hülle der teueren Verblichenen wird Samstag den 5. Juni 1909 um 4 Uhr nachmittags im Trauerhause (Prag, Jungmannstraße 14 neu, Palais Hlavka) eingesegnet und sodann am Wolschaner Friedhofe im eigenen Grabe zur ewigen Ruhe beigesetzt.
Die heiligen Seelenmessen werden Montag den 7. Juni 1909 um 10 Uhr vorm. in der Franziskanerkirche zu Slt. Maria Schnee gelesen.

Prag, am 3. Juni 1909.

Paula Rilke von Rüliken, Nichte.
Rainer Maria Rilke, Neffe.

Irene Kutschera von Woborsky geb. Rilke von Rüliken, Schwiegertochter.

Oswald Kutschera von Woborsky, Enkel.

Statt jeder besonderen Anzeige.

Entreprise de pompes funebres Karl Fuchs, Prag, Korngasse 37.

SCHREIBEN

9. Rainer Maria Rilke an Adolf Bonz

Berlin 25. Dezember 1897

[…] In ernster Aufrichtigkeit will ich mit Ihnen, hochverehrter Herrn Bonz, nun über die Gedichte sprechen. Sehen Sie, meine Ansicht in diesem Punkte ist da rein subjektiv, und sie muß es sein und bleiben. Es ist bei mir nicht der Fall, daß ich Gedichte epischen oder lyrischen Genres schreibe, welche 5-10 Jahre Schreibtischluft vertragen, ohne sterbenskrank zu werden. Novellen und Dramen sind Resultate, die mir nicht veralten, – Gedichte, die jede Phase meiner Seelensehnsucht begleiten, sind Erlebnisse, an denen ich reife. Novellen sind Abschnitte, Gedichte sind Fortsetzungen, Novellen sind Anfragen an das Publikum, Werbungen um seine Gunst und Teilnahme, Gedichte sind Gaben an alle, Geschenke, Freigebigkeiten, mit einem Novellenbuch in der Hand bin ich den Leeren gegenüber Bittsteller; mit Gedichten im Herzen bin ich König der Fühlenden.

Rainer Maria Rilke: Briefe aus den Jahren 1892 bis 1904. Herausgegeben von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. Leipzig 1939, S. 48-49.

10. Die Näherin (1894)

... Es war im April des Jahres 188... Ich war gezwungen meine Wohnung zu wechseln. Mein Hausherr hatte sein Haus verkauft und der neue Besitzer war entschlossen, das Stockwerk, in welchem mein bescheidenes Zimmer sich befand, ungeteilt zu vermieten. Ich suchte lange nach einem anderen erfolglos. Endlich nahm ich des Suchens müde fast ungeschaut ein Kämmerchen im dritten Stocke eines Gebäudes, dessen Längsseite keinen unbedeutenden Teil der engen Seitengasse einnahm.

Mein Zimmer erschien mir gleich in den ersten Tagen recht heimlich. Durch die beiden kleinen Fenster, deren vielfach geteilte Scheiben das Alter des Hauses erraten ließen, schaute ich weit über graue und rote Dächer, über rußige Schornsteine hinweg die blauen Berge und konnte die aufgehende Sonne betrachten, die als glühende Kugel auf dem verschwommenen Hügelrande lehnte. Meine eigenen Möbel, die ich hatte herbeischaffen lassen, machten den beengten Raum wohnlicher, als ich anfangs hoffte, und die Bedienung, die die Hausbesorgerin übernommen hatte, ließ nichts zu wünschen übrig. Die Treppe war nicht allzusteil und konnte unmerklich erstiegen werden, ja, wenn ich in Gedanken hinanschritt, fühlte ich mich gar verleitet, bis auf den Dachboden zu klimmen. Kurzum ich war zufrieden, zumal in dem dunklen Hofe weder Kinder spielten noch Leierkästen.

Jahre sind ins Land gegangen seither. Die Zeit, von der ich erzähle, liegt für mich im Dämmern der Vergangenheit, und die grellen Farben der Ereignisse sind verblaßt und verschwommen. Mir ist, als spräche ich von einer Begebenheit, die nicht mir selbst, sondern einem Anderen, vielleicht einem guten Freunde zugestoßen ist. Ich muß daher nicht befürchten, daß mich die Selbstliebe zu einer Lüge verleitet: ich schreibe offen, klar und wahrheitsgemäß.

Ich war nicht viel zuhause damals. Früh um halb acht ging ich ins Amt, speiste mittags in einem billigen Gasthause und verbrachte so oft es anging den Nachmittag im Hause meiner Braut. Ja, ich war verlobt damals. Hedwig ich will sie so nennen war jung, liebenswürdig, gebildet und was in den Augen meiner Genossen am schwersten ins Gewicht fiel reich. Sie entstammte einer älteren Kaufmannsfamilie, die es durch Sparsamkeit und Fleiß endlich dahin gebracht hatte, ein Haus zu führen, das auch die jungen Kavaliere gerne besuchten, weil bei aller Vornehmheit ein ungezwungener Frohsinn dort herrschte, der die Langeweile nicht aus den Teetassen steigen ließ. Die jüngste Tochter des Hauses, Hedwig, war übrigens jedermanns Liebling, weil sie mit ihrer Bildung eine gewisse liebenswürdige Leichtfertigkeit vereinte, die die gleichgiltigste Unterhaltung interessant und reizvoll machte. Sie besaß mehr Herz und Gemüt, als die beiden älteren Schwestern, war aufrichtig, heiter, und es ist gewiß, daß ich sie liebte.

Ich kann offen reden. Sie heiratete später, ein Jahr nachdem das Verlöbnis gelöst war, einen jungen, adligen Offizier, starb aber, nachdem sie ihm das erste Kind, ein blondlockiges Töchterchen, geschenkt hatte.

In ihrem Elternhause, wo sich täglich eine größere Gesellschaft befand, blieb ich gewöhnlich bis gegen die sechste Abendstunde, machte dann meinen Spaziergang, besuchte das Theater und kehrte um zehn Uhr nachts nachhause zurück, um den nächsten Tag dieselbe Lebensweise fortzuführen.

Früh, wenn ich meine drei Treppen langsam niederstieg, traf ich auf dem Vorraume des ersten Stockes stets den Hausbesorger, der die weißen Steinfließe reinigte. Er grüßte und begann ein Gespräch. Tag für Tag dasselbe. Vom Wetter erst, dann, wie ich zufrieden sei mit meiner Wohnung und dergleichen. Da der Alte nie enden wollte, fragte ich ihn immer nach seinen Kindern, worauf er seufzte und zwischen zusammengepreßten Zähnen hervorstieß: „‘s ist ein Kreuz! Die machen Sorge, Herr!“ Damit wars zu Ende. Einmal, an einem Dienstag, erkundigte ich mich, nur um etwas zu sagen, wer denn neben mir wohne. Die Frage ward beantwortet, just

wie sie gestellt war: nur so-oben hin. „Eine Nähterin, ein armes Ding, ein häßliches ...“ murrte er, ohne vom Boden aufzusehen. Das war Alles.
Ich hatte diese Auskunft längst vergessen, als ich sie die Näherin, wie ich damals richtig vermutete im dämmerigen Flur des Hauses traf. An einem Sonntagvormittag war es. Ich hatte länger geschlafen und ging eben aus, während sie, ein kleines Buch in der Hand, wahrscheinlich aus der Kirche zurückkehrte. Eine armselige Gestalt: zwischen den spitzen Schultern, die ein verschossener, grüner, fast bis zur Erde reichender Mantel deckte, wiegte sich der Kopf, in dem zuerst die lange, dünne Nase und die hohlen Wangen auffielen. Die schmalen, leicht geöffneten Lippen zeigten unsaubere Zähne, das Kinn war eckig und sprang weit vor. Bedeutend in diesem Gesichte schienen nur die Augen. Nicht daß sie schön gewesen wären, aber sie waren groß und sehr schwarz wenn auch glanzlos. So schwarz, daß das tiefdunkle Haar fast grau erschien. Ich weiß nur, daß der Eindruck, den dies Wesen auf mich machte, keineswegs ein angenehmer war. Ich glaube sie sah mich nicht an. Indessen blieb mir keine Zeit über diese gleichgiltige Begegnung weiter nachzudenken, da ich knapp vor dem Tore einem Freunde in die Hände fiel, in dessen Gesellschaft ich den ganzen Vormittag verbrachte. Dann vergaß ich überhaupt, daß ich eine Nachbarin hatte, zumal es, trotzdem wir hart Tür an Türe waren, nebenan Tag und Nacht ganz stille blieb. So wäre es wohl fortgegangen, wenn nicht eines Nachts durch Zufall oder wie soll ich es nennen das Unerwartete, Niegeahnte geschehen wäre.
Im Hause meiner Braut fand in den letzten Tagen des April eine Gesellschaft statt, die, lange besprochen und vorbereitet, ganz trefflich verlief und bis spät in die Nacht dauerte. Gerade an jenem Abende hatte ich Hedwig entzückend gefunden. Ich plauderte lange mit ihr im kleinen, grünen Salon, und hörte voll Freude, wie sie halb ironisch, aber voll kindlicher, inniger Naivität das Bild unseres zukünftigen Hausstandes entwarf, wie sie all die kleinen Freuden und Leiden mit den grellsten Farben malte, und sich auf unser Glück freute, wie ein Kind auf den Christbaum. Ein angenehmes Gefühl der Zufriedenheit durchstrahlte wie eine wohltuende Wärme meine Brust, und auch Hedwig gestand damals, mich noch nie so heiter gesehen zu haben. Dieselbe Stimmung beherrschte übrigens die ganze Gesellschaft: Toast folgte auf Toast. So kam es denn, daß man sich um drei Uhr morgens immer noch recht ungern trennte. Drunten fuhr Wagen um Wagen vor. Die wenigen Fußgänger zerstreuten sich bald nach allen Seiten. Ich hatte mehr denn eine halbe Stunde zu gehen und so beschleunigte ich ziemlich meine Schritte, umsomehr, als die Aprilnacht kalt und nebeldüster war. Ich war mit meinen Gedanken beschäftigt und es schien mir gar nicht so lange gedauert zu haben, als ich schon vor der Haustür stand. Langsam sperrte ich auf und schloß das Tor vorsichtig hinter mir. Brannte dann ein Zündholz an, welches mir durch die Vorhalle bis zur Treppe leuchten sollte. Es war übrigens das letzte, das ich besaß. Es löschte bald. Die Treppe tappte ich, immer noch der schönen Stunden des vergangenen Abends denkend, hinan. Nun war ich oben. Ich steckte den Schlüssel in die Tür, drehte einmal um, öffnete langsam ... ...
Da stand *sie* vor mir. Sie. Eine matte, fast herabgebrannte Kerze erhellte dürftig das Zimmer, aus dem mir ein unangenehmer Dunst von Schweiß und Fett entgegenschlug. Sie stand in einem schmutzigen, weitoffenen Hemde und einem dunklen Unterrock am Ende des Bettes, schien gar nicht erstaunt und blickte mich nur unverwandt mit starren Augen an.
Ich war offenbar in ihr Zimmer geraten. Aber ich war so befangen, so festgebannt, daß ich nicht ein Wort der Entschuldigung sagte, aber auch nicht ging. Ich weiß, daß mich ekelte; aber ich blieb. Ich sah wie sie an den Tisch trat, den Teller mit den verstreuten Überresten eines zweifelhaften Mahles beiseite schob, vom Sessel die Kleider wegnahm, die sie ausgezogen, und mich setzen hieß. Mit leiser Stimme, indem sie sagte: „Kommen Sie.“
Auch der Klang dieser Stimme war mir zuwider. Aber wie einer unbekannten Macht folgend, gehorchte ich. Sie sprach. Ich weiß nicht worüber. Dabei saß sie am Rande ihres Bettes. Ganz im Dunkel. Ich sah nur das bleiche Oval dieses Gesichts und hie und da, wenn die verlöschende Kerze auflohte, die großen Augen. Dann erhob ich mich. Ich wollte gehen. Die Klinke an der Tür leistete Widerstand. Sie kam mir zuhilfe. Da in meiner Nähe glitt sie aus, und ich mußte sie

auffangen. Sie schmiegte sich an meine Brust, und ich fühlte ganz nahe ihren glühenden Atem. Er war mir unangenehm. Ich wollte mich los machen. Allein ihre Augen ruhten so starr in den meinen, als webten diese Blicke ein unsichtbares Band um mich. Sie zog mich immer mehr an sich, immer mehr. Sie drückte heiße, lange Küsse auf meine Lippen ... Da verlöschte die Kerze. Am anderen Morgen erwachte ich mit schwerem Kopf, Kreuzschmerzen und bitterer Zunge. Neben mir in den Kissen des Bettes schlief sie. Das blasse eingefallene Gesicht, der magere Hals, dieser flache entblößte Busen flößte mir Schrecken ein. Ich richtete mich langsam auf. Die dumpfige Luft lastete auf mir. Ich blickte mich um: der schmutzige Tisch, der abgenutzte, dünnbeinige Sessel, die eingegangene Blume auf dem Fensterbrett Alles machte den Eindruck des Elenden, Verkümmerten. Da regte sie sich. Sie legte wie träumend eine Hand auf meine Schulter. Ich betrachtete diese Hand; die langen dickknöcheligen Finger mit den schmutzigen, kurzen, breiten Nägeln, die Haut an den Spitzen braun und zerstochen ... Mich ergriff ein Abscheu vor diesem Wesen. Ich sprang empor, riß die Tür auf, und rannte in mein Zimmer. Dort ward mir leichter. Noch weiß ich, daß ich bei meiner Tür den Riegel vorschob so weit es ging.

Tag um Tag verging in ganz derselben Weise, wie früher. Einmal, vielleicht eine Woche später, als ich mich schon zu Ruhe begeben hatte, stieß ich zufällig mit dem Ellenbogen gegen die Wand. Ich vernahm, daß dieses unabsichtliche Klopfen sofort beantwortet wurde. Ich blieb still. Dann schlummerte ich ein. Im Halbschlaf plötzlich schien mir, daß meine Tür geöffnet würde. Im nächsten Augenblick fühlte ich einen Körper, der sich an mich schmiegte. Sie war bei mir. In meinen Armen verbrachte sie die Nacht. Ich wollte sie fortschicken, oft. Aber sie blickte mich mit ihren großen Augen an, und das Wort erstarb auf der Lippe. O es war entsetzlich, die warmen Glieder dieses Wesens neben mir zu fühlen, dieses häßlichen, frühgealterten Mädchens; und doch fand ich nicht die Kraft ...

Manchmal begegnete ich ihr im Treppenhause. Sie ging an mir vorbei, wie zum ersten Male: wir kannten uns nicht. Sehr oft kam sie zu mir. Leise, ohne ein Wort zu sprechen, trat sie ein und hielt mich gebannt durch ihren Blick. Ich war willenlos.

Endlich beschloß ich der Sache ein Ende zu machen. Mir kam es wie ein Verbrechen vor gegen meine Braut, das Bett mit diesem Weibe zu teilen, das sich mit solcher Aufdringlichkeit an mich schmiegte, und das doch nicht einmal das Recht der Liebe besaß!

Ich kam viel zeitiger nachhause und verriegelte sofort meine Türe. Als die neunte Abendstunde heranrückte, kam sie. Da sie die Tür versperrt fand, ging sie wieder weg; sie mochte wähnen ich sei nicht zuhause. Aber ich war unvorsichtig. Ich schob den schweren Schreibtischsessel etwas jäh zurück. Das mußte sie vernommen haben. Im nächsten Augenblicke pochte es. Ich blieb still. Noch einmal. Dann ungeduldig ohne Unterlaß. Jetzt hörte ich sie schluchzen lange, lange ... Die halbe Nacht mußte sie an meiner Türe verbracht haben. Aber ich war stark geblieben; ich fühlte, daß dieses Ausharren den Zauber gebrochen hatte.

Den nächsten Tag traf ich sie auf der Treppe. Sie ging sehr langsam. Als ich ganz in ihrer Nähe war, schlug sie die Augen auf. Ich erschrak: In diesen Augen lag ein unheimliches Flimmern und Drohen ... Ich lachte über mich selbst. Ich war doch ein rechter Tor! Dieses Mädchen! Und ich schaute ihr nach, wie sie so schwerfällig die Füße auf die Steinstufen setzte und hinabhinkte ...

Am Nachmittage brauchte der Chef meiner, so daß der gewohnte Besuch bei Hedwig unterbleiben mußte. Abends, als ich in meine Stube kam, fand ich einen Brief des Vaters meiner Braut vor, der mich in das größte Erstaunen versetzte. Er lautete:

„... Unter den obwaltenden Verhältnissen werden Sie es begreifen, daß ich mich zu meinem eigenen, größten Bedauern gezwungen sehe, die Verlobung mit meiner Tochter aufzuheben. Ich dachte Hedwig einem Manne anzuvertraun, den keine anderweitigen Verpflichtungen binden. Derartige Erfahrungen seinem Kinde möglichst zu ersparen, ist Vaterpflicht. Sie werden, geehrter Herr von B ..., mein Vorgehen verstehen, wie auch ich überzeugt bin, daß Sie

mich selbst gewiß noch rechtzeitig von der Lage der Dinge unterrichtet hätten. Im Übrigen stets der Ihre ...“
Wie mir zumute war, ist schwer zu beschreiben. Ich liebte Hedwig. Ich hatte mich in die Zukunft, die sie selbst so reizend entworfen hatte, schon eingelebt. Ich konnte mir mein Schicksal ohne sie nicht denken. Ich weiß, daß mich zuerst ein heftiger Schmerz übermannte, der mir Tränen in die Augen trieb, ehe ich Zeit fand nachzudenken, welchem Einflüsse ich diese sonderbare Zurückweisung zu verdanken hatte. Denn sonderbar war sie auf jeden Fall. Ich kannte Hedwigs Vater, der die Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit selbst war, und wußte, daß nur ein bedeutendes Ereignis ihn zu diesem Vorgehen bewogen haben konnte. Denn er achtete mich und war zu besonnen mir Unrecht zu tun. Ich schlief die ganze Nacht nicht. Tausend Gedanken durchkreuzten meinen Kopf. Endlich gen Morgen entschlummerte ich vor Müdigkeit. Beim Erwachen bemerkte ich, daß ich vergessen hatte, die Tür zu verriegeln. Indessen sie war nicht bei mir gewesen. Ich atmete erleichtert auf.
Ich kleidete mich eilig an, entschuldigte für ein paar Stunden mein Fernbleiben vom Amte und eilte zur Wohnung meiner Braut. Ich fand das Tor verschlossen, und als auf mein wiederholtes Läuten niemand erschien, dachte ich sie seien ausgefahren. Der Hausbesorger könnte ja leicht im Hofe beschäftigt sein, wo er die Glocke nicht hörte. Ich beschloß am Nachmittage zur gewöhnlichen Stunde zu kommen.
So tat ich auch. Der Hausbesorger öffnete, machte erstaunte Augen und sagte, ich müßte ja doch wissen, daß die Herrschaften abgereist seien. Ich erschrak, tat aber, als sei ich von Allem unterrichtet, und verlangte nur Franz, den alten Diener, zu sprechen. Der erzählte mir denn auch haarklein, daß Alle, Alle abgereist sei'n, nachdem gestern nachmittag eine merkwürdige Szene sich abgespielt hätte.
„Ich stand“, so sprach er, „hier im Vorraum, putzte die Tafelbestecke, als ein Frauenzimmer heruntergekommen und elend eintrat und mich ersuchte, sie zu Fräulein Hedwig zu führen. Natürlich gab ich nicht nach, man muß die Leute doch erst kennen ...“ Ich nickte eifrig. Mir kam ein Gedanke ... „Na und kurz und gut“, fuhr der schwatzhafte Alte fort, „sie machte auf meine Weigerung hin solange ein Geschrei und Gezeter, bis der gnädige Herr heraustrat. Den bat sie nun und beschwor, sie bringe wichtige Nachrichten. Er nahm sie in sein Cabinet. Eine Stunde blieb sie drin. Eine Stunde, gnädiger Herr! Dann kam sie heraus, küßte dem gnädigen Herrn die Hand ...“
„Wie sah sie aus?“ unterbrach ich ihn.
„Blaß, mager, häßlich.“
„Groß?“
„Recht groß.“
„Augen?“
„Schwarz, auch die Haare.“ Der Alte schwatzte noch weiter. Ich wußte genug. Alle Worte des entsetzlichen Briefes wurden mir klar: Verpflichtungen! ... Bitterer Groll regte sich in mir. Ich ließ den Diener stehen und stürzte hinab. Ich lief durch die Straßen bis zu meinem Hause. Vor dem Tor standen ein paar Leute beisammen. Männer und Weiber. Sie sprachen heftig und leise. Ich stieß sie rauh beiseite. Dann drei Treppen hinan ohne Atemholen. Ich mußte zu ihr, ihr sagen ... Ich wußte nicht was ich sagen würde, aber ich fühlte, daß mir die rechte Zeit die rechten Worte leihen werde. ...
Auch auf der Treppe begegnete ich Männern. Ich achtete ihrer nicht. Oben. Ich riß die Tür auf. Heftiger Carbolgeruch drang mir entgegen. Ein hartes Wort erstarb mir auf den Lippen. Da lag sie auf den grauen Linnen des Bettes in bloßem Hemde. Den Kopf weit zurück, die Augen geschlossen. Die Hände hingen schlaff. Ich trat näher. Sie zu berühren wagte ich nicht. Mit den klaffenden Lippen und den unterlaufenen Augenlidern machte sie ganz den Eindruck einer Ertrunkenen. Mich schauerte. Ich war allein im Zimmer. Die scheidende, kalte Sonne beschien den schmutzigen Tisch den Bettrand. ... Ich beugte mich zu dem Weibe. Ja, sie war tot. Die

Farbe des Gesichtes war bläulich. Ein übler Geruch ging von ihr aus. Und ein Ekel erfaßte mich, ein Abscheu ...

KA 3, S. 20-28.

11. Ein Charakter. Skizze (1895/96)

So ein rechter Begräbnistag. Feucht, finster, dickatmig. Der vierspännige Totenwagen rollte schwer über die glatten, runden Pflastersteine, die im Herbstlicht wie kahle Schädel glänzten, und seine Räder furchten tief die grauen, schmutzigen Lachen. Die Knechte der Leichenbestattungsanstalt trollten mürrisch mit den schwelenden Lichtern nebenher. Ihnen folgte die Menge der Leidtragenden. Von den Frauenzimmern zeugte nur eine dichte Reihe schwarzer Schleier, die sich wie berußte Spinngewebe zwischen dem Leichenkarren und den blanken Cylinderhüten der männlichen Trauergäste ausspannten. Die vorzüglichste Beschäftigung der ganzen, tiefbetrübten Gesellschaft war, Kleider und Hosen vor dem aufspritzenden Kot zu hüten; mit rührender Aufmerksamkeit tappten sie nach denjenigen Steininseln, die am meisten aus der unermeßlichen Flut aufragten; und auf so manchem Gesichte stand der wohlwollende Wunsch zu lesen, der Selige hätte besseres Wetter für seine beschwerliche Reise abwarten mögen. Zwei Herren nur, die in der dritten Reihe gingen, unterhielten sich ziemlich rege. An den Mienen konnte man ablesen, daß sie menschlich-milde Musterung hielten über des Verstorbenen Taten und Erlebnisse. Das endliche Ergebnis schien recht befriedigend. Sie nickten sich zu mit jenem ernsten Blick, der bei Leichenbegängnissen und anderen öffentlichen Festlichkeiten das geheime Erkennungszeichen biederer Männer bildet. Dann strich der eine sich die Falten im Gesichte glatt und raunte mit schwerwiegender Bewegung des rechten, schwarzen Handschuhs: „Ein Charakter.“ Der Nachbar fand diesen Ausdruck so treffend, daß er nur imstande war, denselben mit verstärkter Betonung nachzusprechen: „Ein Charakter.“ Und jetzt noch einmal der Biedermannsblick; dabei trat der eine so heftig in eine Pfütze, daß sein Hintermann ein unwilliges Gebrumm vernehmen ließ. Dann sprach keiner von beiden mehr ein Wort. Es ward still. Nur die Räder des Totenwagens knarrten, und die getretnen Lachen glucksten leise.

Der „Charakter“ war zur Welt gekommen als Sohn eines Mannes von mäßigem Wohlstande. Herr M., der Vater, besaß ein kleines Haus, einen großen Ehrbegriff und ein züchtiges Ehweib. Also ziemlich viel.

Noch atmete der kleine M. nicht die Carbolluft der Wöchnerinnenstube, als die Frauen, welche der jungen Mutter beistanden, schon unter einander Blicke tauschten und tuschelten: „'s wird ein Bub.“ Sie verfolgten jede Bewegung der Frau, um in immer erregterem Tone ihre Vermutung auszusprechen. Und als endlich auf die brennende Frage die lebendige, rotbraune, faltige Antwort kam, da wars ein Bub! Der kleine M. wuchs und ward wie jeder andere; es kam die Zeit, da sich seine weichen Vorderfüßchen in ebensolche Hände umwandelten, und da die Finger dieser Hände nicht mehr auf den Dielen kribbelten, sondern mit Vorliebe sich in Mund und Nase aufhielten. Darauf folgten die Jahre der Christbäume und Schaustellungen. Der Knabe wurde jede Woche ein- bis zweimal in die eiskalte ‚gute Stube’ gerufen; dort glotzte man ihn an, betastete ihm Haare, Wangen und Kinn, lehrte ihn fein artig Pfoten reichen und gegebenen Falls seinen klangvollen Vornamen mit bescheidener Größe aussprechen. Alle Welt fand ihn allerliebst, dem Vater, der Mutter, dem oder jenem Oheim „aus dem Gesicht geschnitten“, und wenige schieden ohne die erhabene Weissagung, *der* Knabe wird sich gewiß auch in der Schule seinerzeit sehr brav erweisen. Der Kleine hatte diesen Ausdruck hellseherischer Bewunderung oft genug vernommen. Und ohne viel Mühe, ja, ohne eigentlich zum Bewußtsein seines Erfolges zu kommen, überstand er die Volksschule, kletterte mit rühmenswerter, etwas pedantischer Sicherheit die acht Sprossen der Gymnasialleiter aufwärts und ging dann noch ein Jahr in den Hörsälen der Universität ein und aus, worauf er in der Stille der väterlichen

Schreibstube verloren ging. Eines Tages munkelte man, der junge M. werde die Leitung des Geschäftes aus den Händen seines alternden Erzeugers nehmen, und kurz darauf geschahs. Der Vater starb bald, und der neue Herr wußte das Ansehen des Hauses zu wahren durch strenge Pünktlichkeit und ziemlichen Fleiß. Oft vernahm der unschlüssige Kaufmann aus dem Munde seiner Freunde, daß man sich erzähle, er habe große Unternehmungen vor, und staunender Bewunderung voll über den ihm zugeschriebenen Tatendrang begann er wirklich so manchen von seinen unterschobenen Plänen auszuführen; und so mancher gelang. So ging Jahr um Jahr hin. Die Verwirklichung der ihm vom Gerede der Menge zugesprochenen Absichten hatte seinen Wohlstand bedeutend vergrößert und nichts war natürlicher, als daß die Munkelmänner sich von der bevorstehenden Verlobung M.'s manches zuraunten. Das Gerücht kam zu seinen Ohren; er wandte von da ab fast unwillkürlich seine Aufmerksamkeit der bezeichneten Braut zu, und in wenigen Wochen rieselte das säuselnde „Ja" der Erwählten in den rauschenden Brummbaß des jungen Gatten. Er hatte auch diesmal nicht die Erwartung der Leute getäuscht; er war ja doch ein Charakter!

Längere Zeit planten die guten Bürger in M.'s Wohn- und Vaterstadt den Bau eines Theaters. Nun weiß jedermann, daß noch kein Bühnenhaus aus gutem Willen, sondern sogar die allereinfachsten wenigstens aus schlechten Brettern errichtet worden sind. Von dem ersteren Material besaßen die Leute genug, zur Beschaffung des letzteren fehlte das Geld. Die fürsorglichen Stadtväter setzten die gerunzelten Stirnen früh morgens auf, und es wurde übel genug vermerkt, wenn einer das Zeichen ernster Würde abends beim Biertisch aufzubehalten vergaß.

Wie ein Frühlingssturm flog da einst das Gerücht durch die Stadt, M. habe beschlossen, das zum Baue des Musentempels nötige Geld vorzustrecken. Und wie der Lenzwind die Vogelstimmen wachweckt, so rief diese Nachricht allenthalben klangreiches Lob hervor. Eine Abordnung des Stadtrates, das tauige Winterapfelgesicht des Herrn Bürgermeisters an der Spitze, trat wenige Stunden später in die Stube des Gönners. Das Oberhaupt dankte von beständigem Freudeglucksen unterbrochen für das hochherzige Geschenk. M. stand eine Weile ratlos da. Bald aber erriet er den Sinn dieser Freudebezeugung. Ein leichter Schatten zog über seine Stirne. Schon wollte er sich dieser Zumutung erwehren; dann aber fiel ihm ein, daß er durch diese scheinbare Wankelmütigkeit sich und sein Haus schädigen könne, und mit sauer-süßem Lächeln nahm er den Kontrakt entgegen, auf welchem eine nicht unbedeutende Summe verzeichnet stand. So wuchs der Ruhm und Ruf M.'s von Jahr zu Jahr. Seit man in ihm nun auch den Kunstfreund erkannt hatte, erzählte man bald von dem, bald von jenem einheimischen Talent, das durch M.'s hochherzige Unterstützung gefördert worden sei.

Nur ein Einzigmal hätte der ‚Charakter' die Erwartungen der Leute fast betrogen. Man sprach heimlich von einem „freudigen Ereignisse", das im Hause M. „bevorstehe". Und neugierige Blicke folgten der jungen Frau, sobald sie sich auf der Straße zeigte. Der edle Kaufherr gab sich denn auch alle redliche Mühe, die Menge recht bald zufriedenzustellen. Allein diesmal ward ihm das Glück untreu. Mit unwilligem Staunen stellten die guten Bürgerinnen fest, daß die M. noch immer anschließende Jacken trage, und daß da nichts „los sein" könne. Dann tuschelten sie leise und doch vernehmlich genug, eine Franzensbader Kur könne nichts schaden. Und siehe da, als Herr M. auch diesmal wie hätte es anders sein können die öffentliche Meinung zu der seinigen gemacht hatte, hielt sein Weibchen ganz genau nur die vorgeschriebene Zeit ein, um an die Stelle der anschließenden Jacken einen Radmantel treten zu lassen. Der ‚Charakter' war gerettet.

Der Ruf des Ehrenmannes M. war bald über die Marken der Stadt gedrungen. Lang sprach man schon von einem Orden. Der bekannte Kaufherr tat jetzt auch die nötigen Schritte, und es ward ihm nicht zu schwer, in einigen Monaten mit vollem Knopfloch und leerem Gerede den ergebenen Gratulanten seinen innigen Dank zu sagen.

Auf einer winterlichen Geschäftsreise zog sich M. eine heftige Verkühlung zu, die ihn aufs Krankenlager warf. Ein Lungendefekt, von dem sein Arzt schon vor zwanzig Jahren gefaselt

hatte, machte sich jetzt geltend. Es wurde von Tag zu Tag schlimmer. Seine Frau besuchte ihn mit zurückhaltender Teilnahme. Der Kranke will Ruhe, pflegte sie zu sagen, wenn sie im gemütlichen Wohnzimmer neben den von Trost überfließenden Nachbarinnen saß.
Eines Morgens wurde der Schwerkranke aus schwülen Fieberträumen durch lärmende Stimmen emporgerissen. Er fuhr auf, starrte irren Blicks umher und fragte mit matter Stimme die Barmherzige Schwester, was das solle. Und als diese schwieg und ihm Ruhe gebot, läutete er seinen alten Diener herbei und stellte ihm dieselbe Frage.
Der hielt auch nicht hinterm Berge, kratzte sich den Kopf und polterte:
„Mein Gott, das dumme Pack sagt alleweil, der Herr ist schon tot; denen solls der Teufel ausreden ...“ und er schlürfte wieder hinaus.
Der Fiebernde schaute ihm groß nach.
Dann legte er sich auf die linke Seite und schlief ein...
Er war eben ein Charakter.

KA 3, S. 42-46

12. Der Apostel (1896)

Gasttafel im ersten Hotel von N. An die Marmorwände des hohen, hell erleuchteten Saales brandet Raunen der Menschen und Rasseln der Messer. Geschäftig, gleich lautlosen Schatten, huschen die schwarzbefrackten Diener mit den silbernen Platten hierhin und dorthin. Aus den blanken, hochbeinigen Eiskübeln blinzeln die Sektflaschen nach den flachen Weinschalen hin. Alles glänzt und flimmert in den Strahlen der elektrischen Lampen. Die Augen und die Schmucksteine der Damen, die Glatzen der Herren und endlich die Worte, die hin und wider hüpfen wie Feuerfunken. Wenn sie zünden, schlägt einmal nah, einmal fern die grelle Lohe eines kurzen Lachens aus einer Frauenkehle. Dann schlürfen die Damen eifrig die duftende Brühe aus den feinen, durchschimmernden Tassen, während die jüngeren Herren den Kneifer über die Nase spreizen und mit kritischem Blick die bunte Tafelrunde mustern.
Sie saßen alle schon seit Tagen so beisammen. Nur am Ende des Tisches hatte ein neuer, fremder Gast Platz genommen. Die Herren ließen ihr Auge flüchtig über diese Erscheinung weggleiten, denn der bleiche, ernste Mann, der dort unten saß, trug nicht modische Kleidung. Ein hoher, schneeweißer Kragen schmiegte sich bis an sein Kinn hinauf, und die breite, schwarze Binde, die man im ersten Dritteil unseres Jahrhunderts trug, umschloß den Hals. Der schwarze Rock ließ kein Stückchen der Hemdbrust sehen und lag feierlich auf den breiten Schultern. Was aber die Herren noch unangenehmer berührte, war das große, graue Auge des Ankömmlings, das hoheitsvoll und mächtig durch die ganze Gesellschaft, durch die Wandung des Raumes zu dringen schien, und das leuchtete, als ob ein fernes, schimmerndes Ziel sich beständig drin spiegelte. Dieses Auge veranlaßte die neugierigen, heimlichen Blicke der Frauen. Man munkelte sich über den Tisch hinüber Vermutungen zu, man stieß sich ganz leise mit den Füßen an, man fragte, forschte, zuckte die Achseln und wurde trotz alledem nicht klüger.
Im Mittelpunkt der Unterhaltung stand die polnische Baronin Vilovsky, eine geistreiche, jüngere Wittib. Auch sie schien schon Interesse für den schweigsamen Fremdling gefaßt zu haben. Ihre schwarzen, großen Augen hingen mit auffallender Ausdauer an seinen durchgeistigten Zügen. Ihre schmale Hand trommelte nervös auf dem weißen Damast des Tischtuches, daß der prächtige Brillant auf dem kleinen Finger Blitz um Blitz schoß. Sie griff in begieriger, kindischer Hast bald dies, bald jenes Thema auf und brach dasselbe in einer Weile jäh und trotzig ab; denn der Fremde wollte sich durchaus nicht beteiligen. Sie hielt ihn für einen Künstler. In bewundernswert feiner Art wußte sie um alle Künste nach und nach den Faden des Gespräches zu schlingen. Umsonst. Der schwarze Herr schaute groß und ernst ins Weite. Baronin Vilovsky aber gab sich nicht verloren.

„Sie haben doch von dem großen Brandunglück im Dorfe B. gehört?“ wandte sie sich zu einem Herrn an ihrer Seite. Und als man bejahte: „Ich denke, wir bilden ein Komitee, das irgend eine Wohltätigkeitsveranstaltung, verbunden mit Sammlung, ins Leben rufen soll?“ Sie sah fragend umher. Lauter Beifall lohnte ihr. Über die Züge des Unbekannten huschte ein höhnisches Lächeln. Die Freiin *fühlte* dieses Lächeln, ohne daß sie es *sah*: Zorn wühlte in ihr.
„Sind alle einverstanden?“ rief sie jetzt im Ton einer Herrscherin, die keinen Widerspruch erwartet. Ein Stimmenchaos: „Ja!“ „Einverstanden!“ „Natürlich!“
Mein Gegenüber, ein Kölner Bankherr, legte schon wie beteuernd seine Hand auf die Brusttasche, in welcher sich die Banknoten stauten.
„Dürfen wir auch auf Sie rechnen, mein Herr?“ So die Baronin dem Fremden. Ihre Stimme zitterte. Jener erhob sich ein wenig und sagte laut, ohne den Blick zu wenden, mit brutalem Ton: „Nein!“ Die Baronin zuckte zusammen. Dann zwang sie sich zu lächeln. Aller Augen waren auf den Fremden gerichtet. Der wandte sein Auge der Freifrau zu und fuhr fort:
„*Sie* tun ein Werk der Liebe; *ich* geh in die Welt, um die Liebe zu töten. Wo ich sie finde, da morde ich sie. Und ich finde sie oft genug in Hütten und Schlössern, in Kirchen und in der freien Natur. Aber ich folge ihr unerbittlich. Und wie der starke Lenzwind die Rose bricht, *die sich zu früh hervorgewagt,* so vernichte ich sie mit meinem großen, zürnenden Willen: *denn zu früh ward uns das Gesetz der Liebe.“* Seine Stimme verhallte dumpf, wie der Glockenton beim Ave. Die Baronin wollte entgegnen, aber der Mann fuhr fort: „Sie verstehen mich noch nicht. Hören Sie: Die Menschen waren unreif, als der Nazarener zu ihnen kam und ihnen die Liebe brachte. Er, in seinem lächerlich kindischen Edelmut, glaubte ihnen ein Gutes zu tun! Für ein Geschlecht von Giganten wäre die Liebe ein herrliches Ruhekissen, in dessen wollüstiger Weise sie neue Taten träumen dürften. Den Schwachen aber ist sie Ruin.“ Ein katholischer Priester, der anwesend war, griff mit der linken Hand nach seiner Halsbinde, als wäre sie ihm plötzlich zu enge geworden.
„Ruin!“ dröhnte es aus dem Munde des Fremden. „Ich spreche nicht von der Liebe der Geschlechter. Von der Nächstenliebe spreche ich, von Mitleid und Erbarmen, von Gnade und Nachsicht. Es giebt keine schlimmeren Gifte in unserer Seele!“ Der Priester gurgelte etwas durch die dicken Lippen.
„Christus, was hast du getan! Mir ist, man hat uns aufgezogen, wie jene Raubtiere, denen man ihren innersten Trieb mit berechnender Klugheit genommen, damit man, wenn sie zahm geworden, ungestraft mit Knuten auf sie einhauen darf. So hat man uns die Zähne abgefeilt und die Klauen, und man hat uns gepredigt: Liebe! Man hat uns die Eisenrüstung unserer Kraft von den Schultern gezogen und hat uns gepredigt: Liebe! Man hat uns den Demantspeer unseres stolzen Willens aus den Händen gewunden und hat uns gepredigt: Liebe! Und so hat man uns nackend und bloß in den Sturm des Lebens gestellt, wo die Keulenschläge des Schicksals auf- und niedersausen, und man predigt uns: Liebe!“
Atemlos lauschte alles dem Sprecher. Die Diener wagten sich nicht vom Platze und standen verlegen, die Silberplatten in Händen, zuseiten des Tisches. Wie ein heißes Gewitter donnerten die Worte des Begeisterten in das schwüle Schweigen.
„... und wir haben gehorcht“, hub der seltsame Fremdling wieder an. „Wir haben blind und blöde diesem wahnwitzigen Befehle gehorcht. Wir haben die Dürstenden aufgesucht, die Hungernden, die Kranken, die Aussätzigen, die Schwachen, die Elenden, und wir sind selbst dabei dürstend, hungernd, krank, elend geworden! Wir haben unser Leben hingebracht, Gefallene aufzurichten, Zweifelnden zu raten, Betrübte zu trösten, und wir sind selbst dabei verzweifelt! Wir haben dem, der uns Weib und Kinder gemordet, der uns den eigenen Herd mit der Axt der Zwietracht gespalten, wir haben ihm nicht den schurkischen Schädel zerschmettert, wir haben ihm eine Hütte erbaut, in der er friedlich erschauen kann das Ende der Tage!“
Furchtbarer Hohn bebte in seiner Stimme. „Der, den sie als Messias preisen, hat die ganze Welt zum Siechenhaus gemacht. Die Schwachen, Elenden, Hinfälligen nennt er seine Kinder und Lieblinge. Und die Starken, die sind dazu da, diese kraftlose Brut zu beschützen, zu besorgen,

zu bedienen!? Und wenn ich es in mir fühle heiß, innig und himmlisch, das stürmende Drängen nach Licht, und wenn ich mit festem Fuß den steilen, steinigen Pfad der Erreichung aufwärts steige, und wenn ich es leuchten sehe, das lodernde, göttliche Ziel, dann soll ich mich zu dem Krüppel bücken, der am Wege zusammengesunken dahockt, soll ihn loben, aufrichten, mitschleppen und soll meine fiebernde Kraft versickern lassen in dem ohnmächtigen Kadaver, der nach wenigen Schritten doch wieder hintaumelt? Wie sollen wir denn hinauf, wenn wir unsere Stärke. Eine Unruhe erhob sich, ein Murren.
„Schweigen!“ donnerte der Schwarze. „Zu feig sind Sie, einzugestehen, daß dem so ist. Sie wollen ewig im Sumpfe fortwaten; Sie glauben, Sie sehen den Himmel, weil Sie *das* schauen, was sich schmutzig in der Gosse spiegelt. Verstehen Sie mich doch! Man hat unsere Kraft an die Erde gebunden. Elend muß sie verglimmen auf dem Opferherde der Barmherzigkeit. Einzig dazu soll sie gut sein, den Weihrauch des Mitleids zu entzünden, den Dunst, der unsere eigenen Sinne betäuben soll? Sie, die Kraft, die bis zum Himmel züngeln kann in freier, großer, jauchzender Flamme?!“
Alles schwieg. Mit Lächeln fuhr der herrliche Mann fort. „Und wenn unsere Altvordern Affen waren, wilde Tiere mit großen Naturtrieben, und wenn ihnen ein Messias erstanden wäre, der ihnen Nächstenliebe gepredigt hätte, sie hätten, seinem Wort gehorchend, nie zu höherer Entwickelung emporklimmen dürfen. *Nie kann die stumpfe, vielsinnige Menge Träger des Fortschritts sein; nur der ‚Eine’, der Große, den der Pöbel haßt im dumpfen Instinkte eigener Kleinheit, kann den rücksichtslosen Weg seines Willens mit göttlicher Kraft und sieghaftem Lächeln wandeln.* Auch unser Geschlecht ist nicht die Spitze der unendlichen Pyramide des Werdens. Auch wir sind nicht vollendet. Auch wir sind unreif, nicht überreif, wie ihr im Dünkel so gerne wähnet. Darum vorwärts! Sollen wir nicht höher steigen dürfen in Erkenntnis, Willen und Macht? Soll es nicht den Starken gelingen, aus der Zwangatmosphäre des Massenneides emporzuschweben zum Lichte!?
Hört mich, ihr Alle: Ihr steht im Kampfe! Rechts und links fallen eure Nebenmänner; fallen, getroffen von Schwäche, Krankheit, Laster, Wahnsinn! ... und wie alle die Geschosse heißen, die das schreckliche Schicksal speit. Laßt sie sinken!
Laßt sie hinsterben allein und elend. Seid hart, seid furchtbar, seid unerbittlich! Ihr müßt vorwärts, vorwärts!
Was schaut ihr so entsetzt? Seid auch *ihr* Schwächlinge, Alle? Fürchtet auch *ihr* zurückzubleiben?! Bleibt! Verendet wie Hunde! Der Starke nur hat Recht zu leben. Der Starke geht vorwärts ... und die Reihen werden sich lichten; aber wenige Große, Gewaltige, Göttliche werden sonnigen Auges das neue, gelobte Land erreichen. Vielleicht nach Jahrtausenden erst. Und sie werden ein Reich bauen mit starken, sehnigen, herrischen Armen auf den Leichen der Kranken, der Schwachen, der Krüppel ...
... Ein ewiges Reich!“
Sein Auge brannte. Er war aufgestanden. Die schwarze Gestalt erstreckte sich übergroß in die Höhe. Es war, als ob ein Lichtschein sie umrahmte.
Er sah wie ein Gott aus.
Sein Blick hing weit an der herrlichen Vision seiner Seele; dann kehrte er jäh aus den Fernen zurück, und er sprach:
„Ich gehe in die Welt, die Liebe zu töten. Kraft sei mit euch! Ich gehe in die Welt und predige den Starken: *Haß! Haß! Aberhaß!“*
Alle sahen sich sprachlos an. Die Baronin preßte, überwältigt von einem unbeschreiblichen Gefühl, ihr Tuch an die Augen.
Als sie aufsah, war der Platz am Ende der Tafel leer.
Ein Schauder durchrieselte alle.
Niemand sprach.
Die Diener reichten zaghaft die Speisen.
Mein Gegenüber, der dicke Bankherr, gewann zuerst seine Sprache wieder.

Er brummte zu mir her: „Das war entweder ein Narr, oder ...“ Das Folgende verstand ich nicht; denn er kaute mit vollen Backen ein Stück Hummerpastete.

KA 3, S. 47-52.

13. Heiliger Frühling. Skizze (1897)

„Unser Herrgott hat sonderbare Kostgänger.“ Das war das Lieblingswort des Studenten Vinzenz Viktor Karsky, und er wandte es in passenden und unpassenden Augenblicken stets mit einer gewissen Überlegenheit an, vielleicht weil er sich selbst im Stillen zu dieser Sorte rechnen mochte. Seine Genossen nannten ihn längst einen sonderbaren Kauz; sie schätzten seine Herzlichkeit, die oft an Sentimentalität grenzte, freuten sich an seinem Frohsinn, ließen ihn einsam, wenn er traurig war, und duldeten seine ‚Überlegenheit’ mit gutmütigem Vergeben. Diese Überlegenheit Vinzenz Viktor Karskys bestand darin, daß er für Alles, was er tat oder unterließ, einen glänzenden Namen fand und, ohne zu prahlen, mit einer gewissen gereiften Sicherheit Tat auf Tat legte, wie einer, der aus tadellosen Steinen eine Mauer baut, die für alle Ewigkeit stehen soll.
Nach einem guten Frühstück sprach er gerne über Literatur, wobei er niemals tadelte oder verwarf, sondern nur die ihm angenehmen Bücher einer mehr oder minder innigen Anerkennung würdigte. Das klang dann wie eine allerhöchste Sanktion. Bücher, die ihm schlecht schienen, pflegte er überhaupt nicht zu Ende zu lesen, sagte aber dann auch kein Wort darüber, selbst wenn andere des Lobes voll waren.
Sonst hielt er sich gegen die Freunde nicht zurück, erzählte alle seine Erlebnisse, auch die intimer Art, mit liebenswürdigem Freimut und ließ es über sich ergehen, daß sie fragten, ob er nicht wieder versucht hätte, ein Proletarierkind ‚zu sich emporzuheben’! Man erzählte sich nämlich, daß Vinzenz Viktor Karsky bisweilen solche Versuche unternehme. Dabei mochten ihm seine tiefen blauen Augen und seine einschmeichelnde Stimme wohl zu gar manchem Erfolge verhelfen. Immerhin schien er die Zahl dieser Erfolge rastlos mehren zu wollen und bekehrte mit dem Eifer eines Religionsstifters eine Unzahl kleiner Mädchen zu seiner Glückseligkeitstheorie. Am Abend begegnete ihm ab und zu einer der Genossen, wenn er, eine blonde oder braune Gefährtin leicht unter dem Arme führend, seines Lehramts waltete. Und die Kleine lachte dann gewöhnlich mit dem ganzen Gesicht. Karsky aber machte eine so wichtige Miene, als wollte er sagen: „Unermüdlich im Dienste der Menschheit.“ Kam aber mal einer und erzählte, daß der oder jener „hängen geblieben“ wäre und nun in die nette Sippschaft hinein heiraten müsse, wippte der erfolggekrönte Wanderlehrer seine breiten, slawisch-eckigen Schultern und sagte fast verächtlich:
„Ja, ja, der Herrgott hat sonderbare Kostgänger.“
Das Sonderbarste an Vinzenz Viktor Karsky aber war, daß es Etwas in seinem Leben gab, wovon keiner seiner nächsten Freunde wußte. Er verschwieg es gleichsam vor sich selbst; denn er hatte keinen Namen dafür; und doch dachte er daran, sommers, wenn er einsam auf weißem Weg in einen Sonnenuntergang ging, oder wenn der Winterwind sich in den Kamin seiner stillen Stube bohrte und die Kerntruppen der Schneeflocken gegen das verklebte Fenster Sturm liefen, oder im dämmerigen Kneipstübchen sogar mitten im Freundeskreis. Dann blieb das Glas unberührt vor ihm stehen; er schaute wie geblendet vor sich hin, als blicke er in ein fernes Feuer, und seine weißen Hände falteten sich unwillkürlich, als wäre ihm ein Beten gekommen ganz von ungefähr, wie einem das Lachen oder das Gähnen kommt.
Wenn der Frühling in eine kleine Stadt einzieht, so gibt das ein Fest. Wie die Knospen aus enger Haft, drängen goldköpfige Kinder aus der winterschwülen Stube und wirbeln ins Land hinaus, als trüge sie der flatternde laue Wind, der ihnen Haare und Röckchen zerrt und ihnen die ersten Kirschenblüten in den Schooß wirft. Und wie sie nach langer Krankheit ein altes, langvermißtes Spielzeug bejubeln würden, erkennen sie selig Alles wieder und begrüßen jeden Baum, jeden

Busch und lassen sich vom jauchzenden Bache erzählen, was er all die Zeit getrieben. Und was für eine Wonne ist das, durch das erste grüne Gras laufen, das zage und zart die nackten Füßchen kitzelt, dem ersten Weißling nachhüpfen, der in ratlos großen Bogen über den kargen Holunderbüschen sich verliert ins endlose, blasse Blau hinein. Überall regt sich Leben. Unterm Dach, auf den rotleuchtenden Telegraphendrähten und sogar hoch auf dem Kirchturm, hart neben der brummigen, alten Glocke, ist Schwalben-Stelldichein. Die Kinder schauen mit großen Augen, wie die Wandervögel die alten lieben Nester finden, und der Vater zieht den Rosenstöcken den Strohmantel und die Mutter den ungeduldigen Kleinen die warmen Flanellhöschen aus.

Auch die Alten kommen mit scheuem Schritt über die Schwelle, reiben sich die faltigen Hände und blinzeln ins flutende Licht hinaus, und nennen sich „Alterchen“ und wollens nicht zeigen, daß sie glücklich und gerührt sind. Aber ihre Augen gehen über, und sie danken beide im Herzen: Noch einen Frühling.

An solch einem Tag ohne eine Blume in der Hand auszugehen, ist Sünde, dachte der Student Karsky. Und deshalb schwenkte er einen duftenden Zweig in der Rechten, als müßte er dem Frühling Reklame machen. Leichtschrittig und schnell, wie um früher dem dumpfig kühlen Atem der schwarz gähnenden Haustore zu entfliehen, ging er durch die alten, grauen Giebelgassen, winkte dem Wirt der Stammkneipe, der mit feistem Lächeln unter der breiten Einfahrt seines Gasthofs prahlte, und nickte den Kindern zu, die bei dem Schlag der Mittagsglocke aus der engen Schule wirbelten. Erst gings ganz sittsam zwei zu zwei, allein zwanzig Schritte von dem Schultor platzte der Schwarm in unzählige Teilchen auseinander, und der Student mußte an jene Raketen denken, die hoch im Blauen in lauter winzige Leuchtsterne und -kugeln aufgehen. Ein Lächeln auf den Lippen und ein Lied in der Seele, eilte er jenem äußersten Bezirke des Städtchens zu, wo teils behäbige, bäurisch aussehende Gehöfte, teils weiße Villenneubauten, von kleinen Gärtchen umrahmt, gar freundlich dreinschauten. Dort vor einem der letzten Häuser erfreuten ihn die hohen Laubengänge, über deren leichtgeschwungenem Gezweig schon ein grüner Hauch schimmerte, wie ein Ahnen künftiger Pracht. Am Eingang blühten zwei Kirschbäume, und das sah aus, als wäre eine Triumphpforte für den Frühling erbaut und als schrieben die blaßrosa Blüten ein leuchtendes *Willkommen* darüber.

Plötzlich schrak Karsky zusammen: Mitten in dem Blühen sah er zwei tiefblaue Augen, die mit ruhiger, schlürfender Seligkeit ins Weite träumten. Er gewahrte erst nur die beiden Augen, und ihm war, der Himmel selber schaute ihn durch die Blütenbäume an. Er kam näher und staunte. Ein blasses, blondes Mädchen kauerte da auf dem mattfarbigen geblümten Lehnstuhl; ihre weißen Hände, die nach etwas Unsichtbarem zu greifen schienen, hoben sich hell und durchscheinend von der dunkelgrünen Decke ab, die Kniee und Füße umschloß. Die Lippen waren zartrot wie kaum erschlossene Blüten, und ein leises Lächeln umsonnte sie. So lächelt ein Kind, das in der Christnacht, das neue Holzpferdchen im Arm, entschlafen ist. So schön und duftig war das bleiche, verklärte Gesicht, daß dem Studenten auf einmal alte Märchen einfielen, an die er lange, lange nicht mehr gedacht hatte. Und er blieb stehen unwillkürlich, wie er heute bei einer Wegmadonna stehen geblieben wäre, in dem Gefühl jener großen treuinnigen Sonnendankbarkeit, das *die* bisweilen überkommt, die das Beten verlernt haben. Da begegnete sein Blick dem des Mädchens. Sie schauten sich in die Augen mit seligem Verständnis. Und halb unbewußt schleuderte der Student den jungen Blütenzweig über den Zaun, daß er mit sachtem Taumeln in den Schooß des blassen Kindes niederschwebte. Die weißen, schmalen Hände griffen mit zärtlicher Hast nach dem duftigen Geschoß, und Karsky genoß den leuchtenden Dank der Märchenaugen mit wonnigem Bangen. Dann schritt er weiter feldein. Erst als er weit im Freien war und der hohe Himmel mit feierlicher Stille über ihm lag, bemerkte er, daß er unablässig sang. Es war ein kleines, altes, seliges Lied.

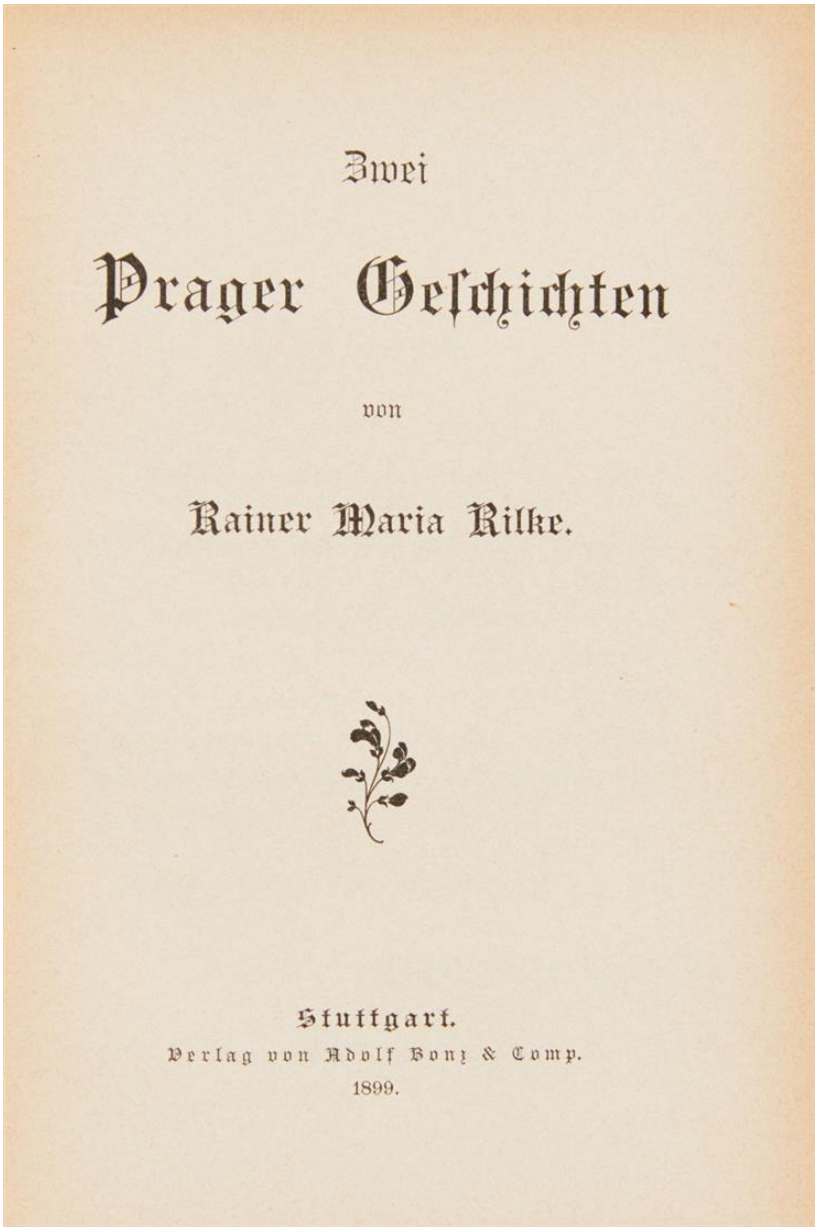
Das hab ich mir auch oft gewünscht, dachte der Student Vinzenz Viktor Karsky, krank gewesen sein einen ganzen Winter lang, und wenn der Frühling kommt, langsam und mählich ins Leben

zurückkehren. Vor der Türe sitzen mit staunenden Augen und so recht ausgeruht sein und so kindisch dankbar für Sonne und Dasein. Und alle sind dann lieb und freundlich, und die Mutter kommt dem Genesenen jeden Augenblick die Stirne küssen, und die Geschwister spielen Ringelreihn und singen bis ins Abendrot. Und er dachte das, weil ihm immer wieder die blonde kranke Helene einfiel, die da draußen unter dem blütenschweren Kirschbaum saß und seltsame Träume sann. Wie oft sprang er von seinen Arbeiten auf und eilte zu dem blassen, stillen Mädchen. Zwei Menschen, die das gleiche Glück leben, finden sich schnell. Die Kranke und Viktor berauschten sich beide an der kühlen, duftigen Frühlingsluft, und ihre Seelen klangen denselben Jubel. Er saß neben dem blonden Kinde und erzählte ihm tausend Geschichten mit sanfter, kosender Stimme. Was aus ihm klang, war ihm selbst fremd und neu, und er lauschte mit entzücktem Erstaunen auf seine eigenen Worte, die so rein und voll waren, wie eine Offenbarung. Und es mußte wirklich etwas Großes sein, das er verkündete; denn auch Helenens Mutter, und das war eine Frau mit breiten, weißen Scheiteln, die gar manches gehört haben mochte in Welt und Wandel, lauschte oft wie andächtig, wenn er sprach, und einmal sagte sie mit unmerklichem Lächeln: „Sie müßten eigentlich ein Dichter sein, Herr Karsky.“
Die Genossen aber schüttelten nachdenklich die Köpfe. Vinzenz Viktor Karsky kam selten in ihren Abendkreis; kam er einmal, blieb er schweigsam, hörte weder ihre Scherze noch Fragen und lächelte nur so heimlich ins Lampenlicht, als lauschte er auf ein fernes, trautes Singen. Auch über Literatur sprach er nicht mehr, wollte nichts lesen und murrte, wenn man ihn ungestüm aus seinem Sinnen zerrte, ganz unvermittelt: „Bitt euch, der liebe Herrgott hat sonderbare Kostgänger.“
Darüber waren die Studenten aber einig, daß der gute Karsky nunmehr zu den allersonderbarsten gehörte; denn auch von seiner biederen Überlegenheit ließ er nichts mehr merken, und die kleinen Mädchen vermißten seine menschenfreundliche Lehrtätigkeit. Er war Allen ein Rätsel geworden. Traf man ihn mal des Abends in den Gassen, ging er allein, blickte weder rechts noch links und schien bemüht, den seligen, seltsamen Glanz seiner Augen so rasch wie möglich in sein einsames Stübchen zu tragen und dort zu bergen vor aller Welt.
„Was du für einen schönen Namen hast, Helene“, raunte Karsky mit behüteter Stimme, als hätte er dem Mädchen ein Geheimnis anvertraut.
Helene lächelte: „Der Onkel schilt immer und meint, so sollten eigentlich nur Prinzessinnen und Königinnen heißen.“
„Du bist auch eine Königin. Siehst du denn nicht, daß du eine Krone trägst von eitel Gold. Deine Hände sind wie Lilien, und ich glaube, Gott hat sich sogar entschlossen, seinen teuren Himmel zu zerschneiden, um dir Augen zu machen.“
„Du, Schwärmer“, grollte die Kranke mit dankbaren Augen.
„So möcht ich dich malen können!“ seufzte der Student auf. Dann schwiegen sie beide. Ihre Hände fanden sich unwillkürlich, und sie hatten die Empfindung, es käme eine Gestalt auf sie zu durch den lauschenden Garten, ein Gott oder eine Fee. Seliges Erwarten füllte ihre Seelen. Ihre dürstenden Blicke trafen sich wie zwei schwärmende Falter und küßten sich.
Und dann begann Karsky, und seine Stimme war wie fernes Birkenrauschen:
„Das ist alles wie ein Traum. Du hast mich verzaubert. Mit jenem Blütenzweig hab ich mich dir zueigen gegeben. Alles ist Anders. So viel Licht ist in mir. Ich weiß gar nicht mehr, was früher war. Ich fühle keinen Schmerz, kein Unbehagen, nicht einmal einen Wunsch in mir. So hab ich mir immer die Seligkeit gedacht das jenseits vom Grab ...“
„Fürchtest du das Sterben?“
„Das Sterben? Ja. Aber nicht den Tod.“
Helene legte ihm sanft die bleiche Hand auf die Stirne. Er fühlte, sie war sehr kalt: „Komm ins Zimmer“, mahnte er leise.
„Mir ist gar nicht kalt und der Frühling ist so schön.“
Helene sagte das mit inniger Sehnsucht. Ihr Wort klang nach wie ein Lied.

Die Kirschbäume blühten nicht mehr, und Helene saß tiefer im Laubengange, wo der Schatten schwerer und kühler war. Vinzenz Viktor Karsky war Abschied nehmen gekommen. Die Sommerferien brachte er fern an einem See des Salzkammergutes bei seinen alten Eltern zu. Sie sprachen wie immer über das und dies, über Träume und Erinnerungen. Aber der Zukunft gedachte keines. Helenes Gesichtchen war bleicher als sonst, ihre Augen größer und tiefer, und die Hände zuckten leise auf der dunkelgrünen Decke. Und als der Student sich erhob und die beiden Hände behutsam wie etwas Zerbrechliches in die seinen nahm, da sagte Helene leise:
„Küß mich, du!“
Und der junge Mann neigte sich und berührte mit kühlen, gierdelosen Lippen Stirn und Mund der Kranken. Wie einen Segen trank er den heißen Duft dieses keuschen Mundes, und dabei fiel ihm eine Szene aus ferner Kindheit ein: wie Mutter ihn mal emporgehoben hatte zu einem wundertätigen Madonnenbild. Und dann ging er, gestärkt, ohne Schmerz durch den dämmerigen Laubengang. Er wandte sich noch einmal um, winkte dem blassen Kinde zu, das ihm mit müdem Lächeln nachschaute, und warf dann eine junge Rose über den Zaun. Mit seliger Sehnsucht haschte Helene danach. Die rote Blüte aber fiel zu ihren Füßen nieder. Das kranke Mädchen bückte sich mühsam; es nahm die Rose zwischen die gefalteten Hände und küßte sich die Lippen rot an den samtweichen Blättern.
Das hatte Karsky nicht mehr gesehen.
Mit gefalteten Händen ging er durch die Sommerglut. Als er in sein stilles Stübchen trat, warf er sich in den alten Lehnstuhl und schaute in die Sonne hinaus. Die Fliegen summten hinter den weißen Tüllgardinen, und eine junge Knospe war aufgesprungen auf dem Fensterbrett. Und da kam dem Studenten von ungefähr zu Sinne, daß sie nicht: „auf Wiedersehen“ gesagt hatten.
Sonngebräunt war Vinzenz Viktor Karsky von den Ferien in die kleine Stadt zurückgekehrt. Mechanisch ging er durch die altgewohnten Giebelgassen und warf keinen Blick auf die Häuserstirnen, die das falbe Herbstlicht fast violett erscheinen ließ. Es war der erste Weg, den er seit seiner Heimkehr machte, und doch schritt er wie einer dahin, der täglich dieselbe Strecke zurücklegt; er trat endlich durch das hohe Gittertor in den stillen Kirchhof und setzte auch dort zwischen den Hügeln und Kapellen zielsicher seinen Weg fort. Vor einem grünen Grab blieb er stehen und las von dem schlichten Kreuze ab: Helene. Er hatte gefühlt, daß er sie hier finden müsse. Ein Lächeln der Wehmut zuckte um seine Mundwinkel.
Auf einmal dachte er: Nein, wie geizig die Mutter doch war! Auf des Mädchens Hügel lag neben verdorrten Blumen ein plumper Blechkranz mit geschmacklosen Blüten. Der Student holte ein paar Rosen, kniete nieder und deckte das kantige, karge Metall ganz mit den frischen Blüten zu, daß auch nicht ein Eckchen mehr zu sehen war. Dann ging er wieder, und sein Herz war klar, wie der rote Frühherbstabend, der so feierlich über den Dächern lag.
Karsky saß eine Stunde später in der Stammkneipe. Die alten Genossen umdrängten ihn, und auf ihr stürmisches Begehr erzählte er von seiner Sommerreise. Als er von den Alpentouren sprach, gewann er wieder seine alte Überlegenheit. Man trank ihm zu.
„Du“, begann einer der Freunde, „was war denn das damals mit dir, vor den Ferien, du warst je ganz ... na, vorwärts, heraus mit der Farbe!“
Da sagte Vinzenz Viktor Karsky mit verstohlenem Lächeln: „Na, der liebe Herrgott...“
„...hat sonderbare Kostgänger“, ergänzten die andern im Chor. „Das wissen wir schon.“
Nach einer Weile, als niemand mehr eine Antwort erwartete, fügte er sehr ernst hinzu: „Glaubt mir, es kommt darauf an, daß man einmal im Leben einen heiligen Frühling hat, der einem soviel Licht und Glanz in die Brust senkt, daß es ausreicht, alle ferneren Tage damit zu vergolden ...“
Alle lauschten, als erwarteten sie noch etwas. Karsky aber schwieg mit leuchtenden Augen. Keiner hatte ihn verstanden, allein über allen lags wie ein geheimnisvoller Bann, bis der Jüngste seines Glases Rest mit raschem Ruck austrank, auf den Tisch schlug und rief: „Kinder, ich glaub ihr wollt sentimental werden. Auf! Ich lad euch alle zu mir ein. Da ists gemütlicher, als in der Gaststube, und dann: es kommen auch ein paar Mädel.

Du gehst doch mit?“ wandte er sich zu Karsky.
„Freilich“, sagte Vinzenz Viktor Karsky heiter und trank langsam sein Glas leer.

SW IV, S. 485-496.


Zwei

Prager Geschichten

von

Rainer Maria Rilke.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1899.

14. Vorwort zu ‚Zwei Prager Geschichten‘

Dieses Buch ist lauter Vergangenheit. Heimat und Kindheit – beide längst fern – sind sein Hintergrund. – Ich würde es heute nicht so, und darum wohl überhaupt nicht geschrieben haben. Aber damals als ich es schrieb, war es mir notwendig. Es hat mir Halbvergessenes lieb gemacht und mich damit beschenkt; denn wir besitzen von der Vergangenheit nur das, was wir lieben. Und wir wollen alles Erlebte besitzen.

Schmargendorf, im Februar 1899.

Rainer Maria Rilke.

15. König Bohusch (1897)

Als der große Mime Norinski um drei Uhr nachmittags in das National-Café, welches vor dem Prager tschechischen Theater liegt, eintrat, erschrak er ein wenig, lächelte aber gleich darauf sein verächtlichstes Lächeln: in dem Spiegel, schräg gegenüber der Tür, hatte sich irgend eine entfernte Ecke des Saales gefangen, und er hatte drinnen eine schiefe Marmorsäule und unter dieser Säule einen kleinen, buckligen Mann erkannt, dessen seltsame Augen dem Eintretenden wie lauernd aus einem unförmigen Kopfe entgegenstarrten. Das Fremde dieses Blickes, in dessen Tiefen irgend ein unerhörtes Geschehen sich dunkel zu spiegeln schien, hatte ihn einen Augenblick in Schrecken versetzt. Nicht etwan, weil er besonders furchtsamer Natur gewesen wäre, sondern infolge des profunden und versonnenen Wesens, welches so großen Künstlern meistens eignet und durch dessen Wall sich jedes Ereignis gleichsam durchbohren muß. Dem Original gegenüber empfand Norinski nichts Ähnliches. Er übersah den Verwachsenen sogar eine ganze Weile, während er mit unnötiger Wichtigkeit den andern am Stammtisch die Hand reichte. Die Händedrücke nahmen eine ziemliche Zeit in Anspruch, denn jeder hatte gleichsam drei Akte. Erster Akt: Zögernd folgt die Hand des Schauspielers dem Flehen der entgegengestreckten Hände. Zweiter Akt: Seine Hand spricht nachdrücklich zu der, welche sie umfaßt: Merkst du auch die Bedeutung dieses Moments? Dritter Akt und Katastrophe, wobei Norinski jede Hand verächtlich losließ, fortwarf: Oh du Erbärmlicher, das kannst du ja gar nicht merken ... Diese Erbärmlichen waren diesmal: Karás, der lange blasse Kritiker des ‚Tschas', ausgezeichnet durch einen überaus langen Hals und wie ein boshafter jüdischer Kollege mal behauptet hatte einen überaus höflichen ‚Adamsapfel', welcher jeden Tropfen durch die Einsamkeit der Kehle bis an den Kragenrand, wo er sich nicht mehr verirren konnte, begleitete und von dort diensteifrig auf seinen Posten zurückschnellte, Schileder, der schöne Maler, der so traurige Dinge malte, der Novellist Pátek, der Lyriker Machal, der Student Rezek, der etwas abseits saß, aus einem großen Stammglas heißen Tschaj mit viel Kognak trank und schwieg. Endlich schien Norinski auch den Buckligen zu bemerken. Er lachte: „König Bohusch!" und streckte mit ironischem „Majestät" die Hand über den Marmortisch. Der Kleine fuhr auf und schickte ihm, um die Mimenhand nicht warten zu lassen, überhastig seine gelben unreifen Finger entgegen, so daß sich die beiden Hände wie Vögel in der Luft haschten. Dem Bohusch kam das ziemlich drollig vor, und er ließ ein zitterndes, zerbrochenes Lachen hören, das er ängstlich unterbrach, als er bemerkte, wie die Blatternarben auf Norinskis Stirne sich unter ärgerlichen Falten versteckten. Der Mime murmelte etwas, gab die Jagd auf und sagte in schlechter Laune zu Karás:

„Ihr schreibt auch einen Kohl, mein Lieber. Aber das sag ich dir, ich spiele meinen Hamlet das nächstemal just so, wie gestern. Ich spiele eben *meinen*. Verstehst du, Liebster?"

Karás schluckte irgendwas hinunter und sagte etwas von der Auffassung, die andere bekundet hätten, Bedeutende; er möchte nur Kainz nennen oder der Student Rezek trank heftig sein Glas aus, und Norinski sagte erregt:

„Liebster, was geht mich ein deutscher Hamlet an. Du wirst doch nicht etwan behaupten wollen, wir dürften nicht auch unsere Meinung haben? Ist der Shakespeare ein Deutscher? Nun, was gehn uns also die Deutschen dabei an? Ich nehme meine Auffassung sozusagen direkt aus dem Englischen."

„Das einzig richtige", sanktionierte Pátek und strich den spitzen Modebart mit gepflegten Fingern.

„Dein Kostüm übrigens, ich meine vom malerischen Standpunkt" besänftigte der schöne Maler, und rasch wandte sich ihm Norinski zu. „Ja", gähnte er so ganz obenhin, und dann mit herablassender Gönnerstimme: „Was macht denn Ihr Schauspiel, Machal?"

Der Lyriker schaute eine Weile schweigend in sein Absinthglas und erwiderte leise und kummervoll: „Es ist Frühling."

Alle erwarteten noch etwas, aber der Dichter schien schon wieder unterwegs nach dem blassen Garten seiner Träume. Er sah sein Absinthglas wachsen und wachsen, bis er selbst sich mittendrin fühlte in dem opalnen Licht, ganz leicht, ganz gelöst in dieser seltsamen Atmosphäre. Nur Schileder hatte das gewaltige Wort ernst hingenommen. Es lag über ihm, so dicht, daß er auch nicht mit den Wimpern hätte zucken mögen. In seinem Tiefsten dachte er: Gott, das trifft jeder. Hat er denn etwas Besonderes gesagt? Das kann ich auch: es ist ... Er kam nicht zu Ende damit. Alle lachten, und Schileder atmete auf, als er an den Mienen der anderen sah, daß der Ausspruch doch nicht so gewichtig gewesen sein mochte. Karás wandte sich an den Lyriker: „Das heißt, es blüht dein Stück. Hm?“
Da sagte Machal seiner Muse mit einer Verbeugung: „Entschuldigen Sie“, und kam ungern zurück aus der opalnen Welt; aber das Mißverständnis war auch zu arg: „Nein“, betonte er, „das heißt, ich bin zu traurig jetzt. Das heißt, es ist jetzt die Zeit, wo die Natur alles Werden mißversteht, das heißt, daß ich müde bin müde dieses wunden Keimens.“
„Aber verzeih“, der Novellist tippte ihn mit dem modegelben Handschuh auf die Schulter, „das mag ja sein, aber das ist doch nicht Frühling.“
Und der Maler dachte: nein, das ist nicht Frühling.
„Im wunderschönen Monat Mai“, deklamierte der Mime.
„Einst“, hauchte der Dichter und machte eine Bewegung mit der Hand, mit welcher er dieses Einst noch weiter zurückdrängte, „einst war das vielleicht so, wie es in alten Gedichten steht der Frühling: ‚Licht und Liebe und Leben’. Wer das noch glaubt, belügt sich.“
Er seufzte tief.
Wie schade, dachte der Maler, also kein Frühling mehr.
Machal aber erhob sein Gesicht, das durch große Sommerflecken entstellt war, hoch in das klare Nachmittagslicht und konnte durch das Fenster gerade die Rampe des Nationaltheaters sehen, längs welcher ein Schutzmann auf und nieder ging. Das wollte er nun gerade niemandem zeigen, allein er sagte gleichwohl:
„Schaut nur hinaus. Dieser Kampf mit den blöden brachen Schollen, den jeder der feinen schwachen Keime kämpfen muß, um zu seinem Sommer zu kommen. Hier“, und er schraubte sich noch ein wenig höher „steht die hilflose Blüte und will blühen; das ist das einzige, was sie kann, sie kann nur blühen, und sie will wirklich niemanden stören damit, und doch sind alle gegen sie: die schwarzen Krumen, die sie nur nach langem Bitten durchlassen, die Tage, die wahllos Wärme und Regen und Wind auf sie herabstreuen, und die Nächte, die sich langsam an sie heranschleichen, um sie zu würgen mit ihren eisigen Fingern. Dieser feige traurige Kampf, das ist der Frühling.“ Machal fröstelte; seine Augen starben. ‚König Bohusch’ sah ihn ganz starr an. Das war etwas sehr Ungerechtes, was der Dichter sagte, schien ihm, und er hatte vieles dagegen im Sinn. Es drängte ihn aufzustehen und hochragend und heiter den Frühling zu verteidigen, der dennoch voll Sieg und Sonne war. Ihm stiegen so viele schöne Gedanken in den Kopf, daß ihm die Wangen ganz warm wurden und er eine Sekunde das Atmen vergaß. Aber ach, was hätte es genützt, aufzustehen; sie hätten es kaum bemerkt, denn Bohusch sah, auf der hohen Samtbank sitzend, fast größer aus, als wenn er stand. Auch seine Stimme hätte kaum bis zu Norinski hinüber fliegen können; bei solchen Entfernungen wurde sie schon ungewiß und flatterte wie ein angeschossener Vogel. Das wußte Bohusch. Und so schwieg er, preßte die Lippen, die wie aus Holz geschnitzt waren, eng aneinander und begann, wie oft als Kind, still für sich mit den vielen goldenen Gedanken zu spielen, ganze Berge und Burgen zu bauen, aus deren schlanken Säulenfenstern seine Träume ihn grüßten. Und er war so reich, daß er jedesmal neue Paläste errichten konnte, von denen keiner einem alten ähnlich sah, und das will etwas bedeuten, da der Kleine über dreißig Jahre diese Beschäftigung trieb, seit seinem fünften Lebensjahre etwan und sich doch nicht wiederholen mußte. Die anderen sprachen jetzt, während Machal sich gewiß wieder im Absinthglas sitzen fühlte, von lauten Dingen und Alltäglichkeiten in wirrem Durcheinander, und über allem schwebte die Baßstimme des Schauspielers mit ausgebreiteten Flügeln. Bohusch aber dichtete in seiner Ecke an seiner

Apologie des Frühlings. Er kannte ihn ja eigentlich nur so, wie er im finstern und feuchten Hirschgraben oder auf dem Kirchhof Malvasinka aussah; einmal als Kind hatte er ihn in der wilden Schárka gesehen, und heute hörte er noch in seiner Brust ein feines, altes Echo jenes Sonnentages. Wie selig mußte der erst draußen zu schauen sein, wo er seine Heimat hat, weit von der Stadt und ihrer Unrast, und es ärgerte und kränkte ihn, daß die Menschen um ihn, die doch weit herumgekommen sind, zugaben, daß man den Frühling verleugne. Das mußte er ihnen doch sagen. Aber ein zager Versuch seiner Lippen ging in dem allgemeinen Hin und Wider schnell und spurlos unter, und der arme Bohusch hätte auch nichts mehr zu sagen gewußt. Als fürchteten sie, verraten zu werden, flüchteten seine Gedanken in ängstlichem Ungestüm aus der schönen Versammlung, und statt ihrer füllte eine einzige Vorstellung sein Gehirn, und die sprach er willenlos und unbemerkt aus: Ja, mein Vater. Es bedurfte eines Augenblicks, ehe der Bucklige sich klarmachte, warum er gerade an ihn dachte. Er sah ihn: in seinem riesigen dunkelblauen Tressenpelz, dessen Kragen mit dem mächtigen Vollbart zu verschmelzen schien, ging er mit breiten, selbstbewußten Schritten in dem lichtgetünchten hohen Flur des alten Fürstenpalastes in der Spornergasse her und hin. Der goldene Knopf seines Stabes rührte fast an die goldenen Fransen, die von der Krempe des dreispitzigen Hutes hingen, unter welchem seine Augen ernst und wachsam waren. Dann stand der kleine kränkliche Bohusch oft hinter der Türe der Portierswohnung und schaute scheu durch eine Spalte dem gewaltigen Schreiten des Vaters nach, dessen Gestalt höher war als die aller anderen Menschen, um so vieles ragender auch als die des alten Fürsten, vor dem der Vater den Tressenhut ganz tief abnahm, ohne sich indessen sonderlich zu verneigen. An einen Kuß oder ein Lächeln dieses Mannes konnte sich Bohusch, soweit er zurücksann, nicht erinnern, wohl aber gehörte seine Gestalt und seine Stimme zu den deutlichsten Eindrücken seiner armen Kindheit. Und darum fiel ihm der Vater auch immer dann ein, wenn er den längst Toten um diese beiden Eigenschaften beneidete und sich sagte: Beides ist doch eigentlich jetzt so gut wie unbenutzt; er braucht weder Stimme noch Gestalt mehr, warum hat er das alles dann mitgenommen? Und wenn der Bucklige das dachte, kam es immer so: auf einmal fühlte er etwas, das ihn mitnahm, fortriß. Seine Gedanken waren nicht mehr in ihm, sie liefen vor ihm her, und er mußte sie verfolgen, um sie wieder zu fangen. Man konnte sie doch nicht so ohne weiters laufen lassen. Atemlos holte er sie immer an derselben Stelle ein. Das war eine helle Herbstnacht mit hastigen Wolken. Das flüchtige Licht war gerade geduldig genug, um Bohusch eine Marmortafel erkennen zu lassen, auf welcher, halb von wildem Gezweig verdeckt, stand: Vitezlav Bohusch, fürstlicher Portier. Und so oft der Kleine das las, begann er immer mit gierigen Nägeln in Gras und Schollen zu graben, bis er immer matter und der Atem der feuchten Erde immer schwerer und dunstiger wurde und seine blutigen Nägel endlich kreischten auf dem glatten Holz eines großen gelben Sarges. Und dann sah er sich auf dem Kasten in der schwarzen Grube knieen und eine Sekunde oder zwei ratlos sein. Bis immer dieselbe Lösung ihm kam: Man muß dieses Brett mit dem Kopf durchdrücken können, wie eine Fensterscheibe. Hatten sie ihn nicht immer gehöhnt um seines schweren Schädels willen? Also zu etwas muß er doch gut sein, nicht? Krach! Das Brett weicht natürlich wie eine Fensterscheibe, und der Bohusch holt sich mit heißer Hand aus dem dumpfen Dunkel die Brust des Vaters und schnallt sich dieselbe wie einen Harnisch um die schüchternen Schultern, und er langt wieder hinein und sucht und sucht mit krampfigen Fingern und schickt auch die andere Hand zu Hilfe und kann es gar nicht begreifen, daß er mit beiden wunden Händen die Stimme des Vaters nicht finden kann.

An den Abenden des frühen Frühlings ist die Luft von feuchter Kühle, die sich leise über alle Farben legt und sie lichter und einander ähnlicher macht. Die hellen Häuser am Quai haben fast alle den blassen Ton des Himmels angenommen, und nur ihre Fenster zucken dann und wann in heißem Leuchten und verlöschen versöhnt in dem Dämmer, sobald erst die Sonne sie nicht mehr aufstört. Dann steht nur noch der Turm von St. Veit in seinem ewigen greisen Grau aufrecht da. „Er ist wirklich ein Wahrzeichen“, sagte Bohusch zu dem schweigsamen

Studenten. „Er überdauert jedes Dämmern und ist immer ganz gleich. Ich meine in der Farbe. Nicht?“
Rezek hatte nichts gehört. Er sah hinüber nach dem Kleinseitner Brückenturm, wo man eben die Lichter anzündete.
Bohusch fuhr fort: „Ich kenne mein Mütterchen Prag bis ins Herz bis ins Herz“, wiederholte er, als wenn jemand seine Behauptung bezweifelt hätte, „denn das ist doch wohl sein Herz, die Kleinseite mit dem Hradschin. Im Herzen ist immer das Heimlichste, und, sehen Sie, es ist soviel Heimliches in diesen alten Häusern. Ich muß es Ihnen sagen, Rezek, denn Sie sind vom Lande und wissen es vielleicht noch nicht. Aber es giebt da alte Kapellen, Jesus, und was da für seltsame Dinge sind. Bilder und Ampeln, und ganze Kästen, Rezek, ich lüg nicht, ganze Kästen voller Gold. Und aus diesen alten Kapellen führen Gänge weit, weit unter der ganzen Stadt durch, vielleicht bis nach Wien.“
Rezek sah den Verwachsenen von der Seite an.
„Bei meiner Seele“, beschwor der und legte die Hand auf die schiefe, gedrungene Brust. „Ich hätts ja auch nicht geglaubt. Nie, mein Leben nicht. Aber ich habs einmal gesehen, nicht in einer Kapelle, aber“
„Wo?“ forschte der Student plötzlich mit so entschiedenem Interesse, daß der Kleine zusammenschrak.
„Sehen Sie“, sagte er, „Sie möchtens nicht glauben. Aber in unserem Keller da ist ganz am Ende eine Vertiefung, so etwa zwei Stufen abwärts, und dann ein Loch in der Mauer, gerade so groß, daß einer durchkrauchen kann so natürlich auf allen vieren.“ Bohusch lachte sein zerbrochenes Lachen.
„Na und“ drängte Rezek, fügte aber ruhiger hinzu, während er zwischen seinen lebendigen Fingern eine Zigarette formte, „was dann?“
„Ich war niemals hineingekrochen. Bewahre. Aber mir fiel mal die Kerze, mit der ich hinuntergestiegen war, brennend zwischen alte Holzscheite. Mein Schrecken! Na, Sie können sich vorstellen, Rezek, eine brennende Kerze in altem, trockenem Holz. Ich finde sie endlich wieder, sie war verlöscht natürlich, aber in lauter Angst grabe ich weiter. Es hätte doch ein Funke irgendwo darunter sein können. Da gleite ich auf einmal mit dem Holz tiefer und sitze vor dem Loch. Schau hinein. Nicht möglich. Noch ein Keller, denk ich. Ich leuchte. Aber es ist nur ein Gang, und der führt weiß Gott wie weit, weiß Gott.“
Sie schritten jetzt ganz langsam den Quai abwärts, der steinernen Brücke zu. Rezek tat einen langen Zug aus seiner kleinen, ganz durchfeuchteten Zigarette und sagte, ohne zu Bohusch herabzusehen: „Das ist selbstverständlich längst vermauert, das Loch?“
„Vermauert?“ kicherte Bohusch, „vermauert“, und konnte sich kaum fassen vor Heiterkeit. „Wer so was vermauern soll?“
„Nun, Sie habens doch jedenfalls angezeigt?“ Der Student sah ärgerlich aus. Seine dunklen Augen lauerten in dem blassen Gesicht, als wollten sie sich auf die Antwort des Kleinen stürzen. Der war eben erst wieder vernünftig: „Sie wissen ja, meine Mutter, der hab ichs erzählt. Und sie hat gesagt: ‚Ein Loch? Was geht uns das an, Bohusch. Leg das Holz wieder davor, wie es war.‘ Und da hab ich also das Holz davor gelegt, so wie es war. Sie hat ja recht, was geht uns das Loch an.“ Der Student nickte zerstreut und sagte dann rasch: „Es ist doch noch kalt im April.“ Er schob die eckigen Schultern höher und nahm den schäbigen gelben Sommerüberzieher, den er den ganzen Winter getragen hatte, vorn fest zusammen; „wollen wir da hinüber ins Café? Ein Tschaj wird wohltun. Kommen Sie.“ Er schob seine Hand unter den Arm des Buckligen und wollte ihn mitziehen. Bohusch sträubte sich: „Aber, was glauben Sie, Rezek; wir waren lang genug im Café.“ „Ja so, mit *denen*.“ Der Student legte den Ton der Verachtung auf das letzte Wort. „Ich will mit *Ihnen* plaudern, Bohusch; nicht mit diesen großen Herren, mit diesen Künstlern.“ „Was reden Sie denn“, staunte Bohusch, „das Volk muß stolz sein auf sie.“ Rezek blieb stehen und war ganz blaß: „Wenn diese Menschen lieber stolz sein wollten auf das Volk. Aber glauben Sie mir, sie wissen nichts von einander das Volk nicht von

ihnen und sie nicht vom Volk. Ich bitte Sie, was sind sie denn, sind das Tschechen, ja? Schauen Sie nur irgend einen an. Der Karás schreibt in deutsche Zeitungen über unsere Kunst. Und unsere Kunst, was ist das? Lieder vielleicht, wie sie das ganz junge, gesunde, kaum erwachte Volk singen könnte? Erzählungen von seiner Kraft und von seinem Mut und von seiner Freiheit? Bilder von seiner Heimat? Ja? Keine Spur. Davon wissen ja diese Herren gar nichts. Sie sind ja nicht von heute, wie das Volk, das noch ganz kindisch ist, voller Wünsche und ohne eine einzige Erfüllung. Sie sind ja über Nacht fertig geworden. Überreif. Das ist ja soviel bequemer, als der lange, eigene Weg durch Bedrückung hindurch, wie das Volk ihn gehen muß, das arme! Fast mühelos ist das. Man importiert alles aus Paris: die Kleider und die Gesinnung, die Gedanken und die Inspiration. Man war gestern Kind und ist heute ein junger Greis, ein Übersättigter. Man weiß auf einmal alles. Und man macht danach seine Kunst. Man malt Greuelszenen und Orgien. Man sucht im Weib die Dirne und verherrlicht sie in Romanen; dann verurteilt man in frivolen Liedern diese Dirne und feiert die Mannesliebe in schweren Strophen, und endlich ist man am Ziel: man verherrlicht nicht mehr und verurteilt auch nicht mehr. Man ist dessen müde. Man ist ja so über alles hinaus. Man ist Mystiker. Man ist überhaupt gar nicht mehr hier, in Böhmen, zu Haus; i wo, man hat seine Heimat irgendwo was weiß ich an dem Urquell des Lebens. Das ist doch lustig. Nicht? Während das Volk sich rührt und zum erstenmal fühlt, wie jung und gesund es ist und die neue zage Kraft des Anfangs in seinen Adern quillt, schänden die Künstler seine Sprache dadurch, daß sie ihren Frühling für die kranke Kunst eines Endes mißbrauchen.“ Der Student hatte sich heiß und heiser gesprochen. Sie standen immer noch an derselben Stelle. Vorübergehende begannen aufmerksam zu werden, und auch ein Schutzmann sandte von Zeit zu Zeit einen mißtrauischen Blick herüber. Bohusch schaute schweigend zu dem Studenten auf, und er schien ihm jetzt ebenso hoch und stolz in die Nacht zu ragen, wie drüben der alte Turm des Doms.

Jetzt sagte Rezek mit veränderter Stimme, geärgert durch die Neugier der Menschen: „So kommen Sie doch ins Café.“

Und Bohusch, ganz unter dem Bann dieses Befehles, ging mit. Er konnte sich gar nicht vorstellen, daß er hätte nein sagen können. Als sie aber an der Tür des kleinen Cafés stillestanden, sagte er zaghaft: „Ich kann doch wirklich nicht, Herr Rezek, verzeihen Sie, aber nun kann ich doch wirklich nicht. Meine Mutter, Sie wissen ja. Sie erwartet mich am Abend. Und sie hätte Angst, wenn ich nicht komme. Sie ist so. Entschuldigen Sie ...“

Der Student unterbrach ihn kurz: „Dann begleit ich Sie.“ Er schien jetzt gar nicht mehr zu frieren. Und sie gingen nach der Kleinseite. Schweigend. Als sie an dem Schutzmann vorüberkamen, fühlte der Verwachsene, wie Rezek einen dunklen, mißtrauischen Blick von dort auffing. Er schaute auf; aber der Student hatte den Kopf schon abgewendet und spuckte gleichgültig nach der anderen Seite, wobei er bemüht schien, den Eckstein zu treffen. Bohusch dachte nach; er fühlte eine Verwandtschaft zwischen den schönen Gedanken, die ihm heute nachmittag im ‚National’ gekommen waren, und dem, was Rezek gesagt hatte und was er nun noch sagen würde. Es war zum erstenmal, daß ihn diese Empfindung überfiel, obwohl er oft mit dem Studenten zusammentraf; er hatte ihn stets für dumm gehalten. Warum? Vielleicht weil er sonst so viel schwieg? Deswegen hielt man ja wahrscheinlich ihn, Bohusch, für beschränkt. Andererseits aber, wie schön war das an sich magere und häßliche Gesicht des Studenten während seiner begeisterten Worte geworden. Alles, was eckig und hölzern aussah in seinem Gesicht und in seinen Gesten, erhielt eine Betonung ins Erhabene: es wurde streng, herrisch, rücksichtslos. Dieser ganze, hoch aufgeschossene junge Mensch, der zu schnell gewachsen, zu schlecht genährt und zu erbärmlich gekleidet war, hatte für Bohusch ganz unversehens etwas Elementares, Ewiges bekommen, und wie er so neben ihm hinging, wurde er die Empfindung nicht los, daß er sich diesen Tag besonders merken müsse: Samstag, den 17. April. Die Vorstellung wuchs in ihm ganz bestimmt und deutlich, aber gleichsam im Hintergrund seiner Seele, während vorn sein eigenes Ich stand, sich verneigte und zu Bohusch sprach: Das muß ich mir entschieden verbeten haben, ganz entschieden! Du hast gar nicht das Recht, mein

Lieber, alle Schätze, welche ich dir, dem Bohusch, gebe, zu verschweigen. Heraus damit. Sprich. Die Leute sollen wissen, daß ich reich bin. Ich weiß, was du sagen willst. Du bist häßlich. Aber rede nur erst. Reden macht schön. Da hast du es gerade sehen können. Versprich mirs. Und der arme Bohusch gab seinem Ich das Ehrenwort: Gewiß, von jetzt an werde ich reden. Und Bohusch wollte gerade beginnen, als der Student neben ihm stehen blieb und über die Moldau hinwies, auf deren hohen dunklen Wogen verlorene Lichter trieben: „Schauen Sie dort den Vyschehrad, die alte Stammburg der Libuscha, und da den Hradschin, und hinter uns die Teynkirche, lauter Heiligtümer. Wenn die Herren zur Vergangenheit flüchten, wie sie immer wieder behaupten, warum nicht zu *dieser* Vergangenheit. Warum erzählen sie uns vom Orient und von den Kreuzzügen und vom schwarzen Mittelalter? Das ist eine künstlerische Frage, sagen sie. Nein, sage ich: Das ist eine Herzensfrage. Das ist nicht Zufall, daß ihnen jene entfernten Dinge ‚liegen' und das Nahe, Vertraute ihnen nichts zu sagen hat. Sie sind einfach Fremde. Und das Volk pflegt ängstlich seine alte, unbeholfene Tradition, die trotz aller Sorgfalt blasser und blasser wird von Enkel zu Enkel, so daß es kaum mehr weiß von den lebendigen Reichtümern seiner Heimat. Freilich! Es wäre doch auch zu erniedrigend für diese großen Herren, das Volk vor seine heiligen Erbstücke zu begleiten und ihm in neuen, klaren Worten zu sagen von ihrem alten Wert und ihrer geweihten Würde."
Bohusch sah starren Auges die Steine des Gangsteiges an und sagte, wie sich zwingend, leise, immer wieder von Hüsteln unterbrochen:
„Sie haben recht, Rezek, Sie haben ganz gewiß recht. Ich kann das alles ja nicht so gut verstehen; denn es ist gewiß nicht so ganz einfach, was Sie da sagen. Aber recht haben Sie. Ich hab mir das ja manchmal gedacht. Warum malt man das und nicht das. Warum schreibt man so und nicht so ... aber doch, wenn Sie mir gestatten wollen zu bemerken, daß die Dichter nichts vom Hradschin und vom Teyn erzählen, das macht nichts, das macht nichts. Ich meine, sehen Sie, ich kenne mein Mütterchen Prag bis ins Herz, ja, und mir hat nie ein Dichter davon was gesagt. Man muß nur groß werden mitten unter diesen Kirchen und Palästen. Die brauchen, weiß Gott, keinen, der für sie spricht, die sprechen selbst, mein' ich. Wenn man nur hören mag. Oh, was die für Geschichten wissen. Lieber, ich will Ihnen einmal einige erzählen, ja? Oder noch besser: Sie sollen meine Mutter davon reden hören."
Rezek machte eine Bewegung der Ungeduld. Bohusch bemerkte es sogleich und stockte einen Augenblick, dann: „Verzeihen Sie. Ich hab eigentlich nur noch sagen wollen… ja, also das mit dem Hradschin ist nicht schade, aber das andere. Das, was nicht Vergangenheit ist. Die Gassen da und diese Menschen und dann besonders die Felder hinter der Stadt und die Menschen dort. Das haben Sie doch sicher auch schon gesehen: Ein Feld, wissen Sie, so ein Feld ohne Ende, traurig und grau. Und der Abend dahinter. Und nichts, nur ein paar Bäume und ein paar Menschen; und die Bäume gebückt und die Menschen auch. Oder so ein Steinbruch, wie sie da draußen hinter Smichov sind. Von dem grauen, kahlen Berg rollen die kleinen Kiesel herunter in die Schuttmulde. Wie das klingt. Ja, das ist auch ein Lied; und unten sitzen Männer und behauen den ganzen Tag die grauen Steine und machen kleine, brave, glatte Würfelchen aus ihnen und sehen die Sonne trüb durch die Horngläser, die sie vor den Augen haben. Und die jüngeren von ihnen vergessen manchesmal und heben leise zu singen an, kein ausgelassenes Lied, bewahre, irgend eins, das zum Takt paßt, *‚Kde domov muj'* oder so was. Und dann horchen alle. Es dauert aber nicht lang. Dem Jungen fällt bald ein, daß der Kieselstaub zu scharf ist, schlecht für die Lunge, na, und da ist er halt wieder still... Aber Sie müssen verzeihen" der Kleine sah hilflos umher, faßte sich aber wieder, als er sah, daß das Auge des Studenten ernst und aufmerksam auf ihm ruhte. Er empfand dies als Sieg, und mit mehr Sicherheit als bisher fuhr er in seiner Rede fort: „Ich hab nur noch sagen wollen: Warum malen sie das nicht, warum? Warum dichten sie nicht so was. Das ist doch tschechisch es ist ja so traurig."
Rezek nickte nur und sagte: „Glauben Sie, daß das Volk sehr traurig ist?"
Bohusch sann nach: „Freilich", meinte er dann zögernd, „eigentlich kenn ich ja so wenig; ich komm ja nie weit hinaus. Aber ich glaub es doch."

„Warum?“
„Warum, fragen Sie? Gott, weiß ichs? Die Eltern sind traurig, und die Kinder sind es auch und bleiben es. Sie sehen, kaum daß sie laufen können, den traurigen Nepomuk vor der Tür, der den Gekreuzigten im Arm hält, und die alte Weide am Dorfteich und die Sonnenblumen im kleinen Garten, die so früh müde werden in der stillen Sonne. Macht das froh? Und dann lernen sie so zeitig den Haß. Die Deutschen sind überall, und man muß die Deutschen hassen. Ich bitte Sie, wozu das? Der Haß macht so traurig. Sollen die Deutschen tun, was sie wollen. Sie verstehen unser Land doch nicht, und deshalb können sie uns es niemals fortnehmen. An den Grenzen, da giebt es ja wohl große Wälder und Gebirge, wo die Deutschen ganz fest sitzen, nicht wahr? Aber die umrahmen doch eigentlich nur das Land. Was dazwischen liegt, die vielen Felder und Wiesen und Flüsse, das ist unsere Heimat, das gehört uns, wie wir dazu gehören mit allem in uns.“
„Als Sklaven“ warf Rezek verächtlich ein.
„Sagen Sie das nicht. Bitte. Nicht als Sklaven. Als Kinder. Vielleicht als nicht ganz anerkannte, nicht ganz erbberechtigte Kinder augenblicklich. Aber doch als echte, natürliche Kinder. Sie müssens doch fühlen. Sie sagen selbst: das Volk ist ganz jung und gesund, dann wird es ja wohl auch stark sein und sich nicht ergeben. Möglich, daß einer oder der andere Ketten trägt heute. Das geht vorüber. Ich weiß, da hat einer ‚Sklavenlieder’ geschrieben, einer von den Älteren. Der hat nicht recht. Kein Redlicher in unserem Volk macht Lärm mit den Ketten. Sicher nicht. Er hebt sie sogar beim Gehen vorsichtig in die Höhe, damit die liebe Erde nichts merkt von seinem Elend ... So sind die Aufrichtigen von uns.“
Jetzt waren sie gerade am Anfang der Brückengasse angelangt, drängten sich durch die dichteren Mengen der Fußgänger und bogen eilig in die erste, enge Seitengasse ein. Beim Schein der nächsten Laterne betrachtete der Student seinen Begleiter mit unverhehltem Erstaunen; er schüttelte den Kopf, schien irgend etwas auf den Lippen zu zerdrücken und sagte: „Sie sind ein Redner, Bohusch.“
„Oh“, machte der Kleine und sah ganz beschenkt aus.
„Nein, im Ernst. Nur müssen Sie sich sagen lassen. Das mit den Deutschen ... Wenn Sie vernünftig sind, vielleicht braucht Sie das Volk noch einmal.“
„Waaas?“ machte Bohusch und wollte lachen aus Schrecken und Verlegenheit. Aber Rezek hatte die Lippen fest zusammengepreßt, sah sehr ernst aus und schwieg. Da wurde dem Buckligen sehr bange. Er drängte sich näher an den Studenten heran und flüsterte:
„Das denk ich mir ja nur alles so. Wirklich. Ich weiß ja nicht. Vielleicht ist es ja auch anders. Ich kanns ja auch nicht so sagen. Sie müssen nicht schlecht denken von mir, Herr Rezek.“ Und auf einmal wurde er ganz verzagt. „Sehen Sie, ich bin ja so ein armer Kerl. Wenn Sie wüßten, wie arm ich bin; am Vormittag, da schreib ich ab in der Redaktion, und am Abend, da bin ich bei der Mutter, sie ist so alt und sieht fast nichts mehr. So ist es jeden Tag. Und am Sonntag, wenn ich meine Frantischka sehe, wissen Sie, wo wir dann bleiben? Auf der Malvasinka. Dort, wo die grünen Kreuze stehen, eins wie das andere. Lauter Kinder liegen dort, und auf den schmalen Blechtafeln steht immer nur irgend ein Vorname, ‚der kleine Karel’ oder ‚die kleine Marie’, und ein Gebet dabei. So ist das dort. Und dort bleiben wir am Sonntag. ‚Hier sind wir allein, *milatschku*’, sagt meine Frantischka. ‚Ja, sag ich, Frantischka, hier sind wir allein.’ Und dabei weiß ich, daß wir bei lauter Toten sind. Macht das was? Es ist ja immer noch was dazwischen, manchmal Frühling, manchmal Schnee. Ach, ich bin ja so ein armer Kerl.“
„Nun, nun“, beschwichtigte Rezek, und sie standen schon vor dem Hause, in welchem der Bohusch unter dem Dach zwei Stuben mit seiner alten Mutter teilte. Der Student schien es eilig zu haben. „Sie sind mir also nicht bös, Herr Rezek“, bat der Bucklige. „Dazu ist doch kein Grund“, meinte jener hastig, „und gute Nacht. Ich seh Sie ja wohl, morgen im Café!“
„Ja, morgen, vielleicht obzwar es ist Sonntag, da muß ich mit meiner Frantischka ja gute Nacht.“

Rezek, der schon ein paar Schritte gemacht hatte, kehrte plötzlich zurück. Er legte die unruhige Hand auf die Schulter des Kleinen und fügte ohne besondere Betonung sehr hastig an:
„Wirklich, Sie haben mich neugierig gemacht, Bohusch, das haben Sie. Möchten Sie mich nicht mal in den Keller fuhren?“...
„Keller?“
„Ach, Sie wissen doch, zu jenem Loch.“
„O ja, wenn Sie wollen, gewiß.“
„Gut, also bald, wann?...“
„Wann Sie wollen.“
„Morgen früh?“
„Morgen früh.“
Und sie bestimmten die Stunde.
Es hatte niemand bemerkt, daß Bohusch am Sonntag früh einen Gast in den Keller des alten finsteren Hauses in der Hieronymus-Gasse geleitete. Die beiden waren ja auch so behutsam hinabgestiegen, als gelte es, einen Schlafenden nicht zu wecken, hatten unten das Holz fortgeräumt, und dann war der Fremde, der sehr schweigsam war, mit der Laterne in den geheimen Gang gekrochen. Der Bucklige stand und starrte ihm nach. Noch eine Weile blieb das Loch hell, dann erloschen dort an den Kanten die Lichtstreifen, und dann flatterten ein paar Reflexe in dem schwarzen Rahmen her und hin, schlugen sich an den Mauern die Flügel wund und fielen tot in das grenzenlose Dunkel. Bohusch lauschte. Schritte hallten fern und immer ferner. Da wurde ihm mit einemmale angst. Er dachte: Wozu tut er das? Endlich hörte er keine Schritte mehr, und jetzt begann er zu rufen. Seine Worte hatten einen seltsamen Klang; sie trugen das Schlagen seines Herzens mit, welches er in der Kehle spürte und welches immer wilder und ungestümer wurde: „Geben Sie acht, Rezek! Rezek, gehn Sie nicht weiter. Was machen Sie denn? Aber, aber! Sie dürfen nicht weiter gehn. Hier, hier. Hören Sie? Jesus Maria, wo sind Sie denn? Keine Dummheiten; man kann nicht wissen ...“ Plötzlich fiel das volle Licht der Laterne auf ihn; das kam so überraschend, daß der Kleine noch eine Weile alle Zeichen des Schreckens und der Furcht behielt und in seiner atemlosen Verwirrung drollig genug aussah. Rezek war mit einem Sprung neben ihm, schien ihn aber gar nicht zu bemerken. Eine gewisse Befriedigung leuchtete in seinen dunklen Augen auf, erlosch schnell, und es kam jene strenge Verschlossenheit über sein Gesicht, welche jede Linie versteinerte. „Nun?“ brachte Bohusch endlich heraus, und nahm dem anderen die Laterne aus der Hand, um das Licht recht nahe und recht sicher zu haben. Der Student kam ihm auf einmal recht einfältig, fast ein wenig komisch vor, und als er gar bemerkte, daß er in seiner Furcht die ganze Zeit nach der entgegengesetzten Seite, wo gar kein Loch war, gerufen hatte, schmolz seine Beklemmung, sie floß gleichsam von seiner Gestalt herunter in einem unbändigen, blechernen Gelächter. Er war jetzt in der Stimmung, alles heiter zu finden, und ihm erschien es ein köstlicher Spaß, daß der hagere Student das Holz wieder vor die geheime Türe schichtete und sich dabei so wichtig und weihevoll benahm. Im Hinaufsteigen bat er Rezek, er möchte jetzt doch zu ihm hinaufkommen. Seine Mutter sei gewiß auch noch zu Hause, und er würde es nicht bereuen, schöne Geschichten zu vernehmen und vielleicht auch ein Gläschen Gilka (ja, solche Köstlichkeiten besäße er, der arme Bohusch) zu trinken. Der Student entschuldigte sich kurz. Er hätte dringende Verpflichtungen und würde ein anderes Mal kommen. Übrigens sei das recht interessant gewesen da unten und er danke auch vielmals. Bohusch war sehr enttäuscht; er hätte jetzt so gerne erzählen mögen. Aber Rezek ließ sich nicht erbitten. Er grüßte flüchtig, ging und vernahm noch, wie der Bucklige, der übereifrig die Treppen hinaufwatete, im ersten Stock irgendwem einen sehr lauten „Gutenmorgen“ zurief. Der Student schritt hastig die Brückengasse aufwärts. Er fiel auf, wie eben ein arg Beschäftigter unter Müßigen auffällt, und seine schwarze, schlanke Gestalt schien sich an diesen lichten und langsamen Sonntäglern, die der Niklas-Kirche zuströmten, fortzuhelfen.

Unter der feierlichen Menge tauchte nicht viel später die arme Gestalt des ‚König Bohusch' auf. In dieser Gegend kannten ihn die meisten, wußten den Spottnamen, den er, weiß Gott weshalb, seit seiner Schulzeit trug, und übermütige Jungen riefen ihm wohl auch kichernd ein „König Bohusch" in den Rücken, der unter dem schwarzen Sonntagsrock noch viel runder und häßlicher war. Der Verwachsene ließ sich dadurch nicht stören, trieb eine Weile mit der Menge, kehrte aber dann um und ging, immer lächelnd, der Altstadt zu. Er wollte jemandem begegnen; er fühlte sich aufgelegt, irgendwem zu erklären, daß das Leben, mochte es seine Kanten haben, im allgemeinen doch etwas ganz Treffliches ist, daß die Tschechen ein patriotisches und prächtiges Volk seien und Prag eine Stadt („bitte, sehen Sie nur mal dieses Rudolfinum an" hätte er jetzt gesagt) eine Stadt, die ihresgleichen nicht nebenan hatte. Die Möglichkeit, jemanden zu finden, war am größten in der Ferdinandstraße und ‚am Graben', auf deren breiten Gangsteigen das ganze moderne Prag den Sonntagmittag verbringt, und er lenkte dorthin ein, in der Hoffnung, den oder jenen zu sehen mochte es selbst Machal oder Pátek sein. Kaum dachte er so, erkannte er Pátek. Der mondäne Novellist schritt knapp vor ihm her. Er trug einen ganz neuen lichtgrauen Anzug, durch welchen er gewissermaßen den etwas zaghaften Frühling protegierte, und die scharfe Bügelfalte blieb bei seinem Schreiten ungebrochen und reichte tadellos bis zu den leuchtenden Lackschuhen hinab, die er mit Grazie zur Geltung zu bringen wußte. Als Bohusch, der ihn überholte, ihn anredete, legte er die Hand mit dem Handschuh (*Café au lait*, 6 ¾) nachlässig an die Krempe des niedrigen Zylinders und machte nicht viel Miene, sich in ein Gespräch einzulassen. Aber Bohusch war so froh, wen gefunden zu haben, daß er seine Schüchternheit vergaß, keine Aufforderung abwartete und einfach mitging. Pátek warf auch dann und wann irgend ein Wort herunter, das heißt er ließ es fallen, und achtete wenig dessen, ob der Kleine diese kostbaren Fragmente auffing, oder nicht. Dieser dagegen sprach unaufhörlich und ruhte sich dann und wann in seinem lauten Lachen aus. Alles bot ihm Stoff. Seine Witze, die nicht immer ganz glücklich waren, erregten rechts und links Aufmerksamkeit oder Unwillen, und der vornehme junge Mann, der nach allen Seiten hin Grüße erteilte, fühlte sich recht unangenehm in Gesellschaft dieses ‚verunglückten Proletars', wie er Bohusch zu nennen pflegte. An der nächsten Ecke tat er so, als bemerkte er einen guten Bekannten auf der anderen Seite der Straße; er blinzelte eine Weile hinüber, murmelte etwas Unverständliches und hüpfte, ehe Bohusch begriff, worum es sich handle, davon. Der Bucklige ging weiter, stand nach zehn Schritten aufs neue still, suchte die Gestalt des Flüchtlings in dem Strome drüben, und erkannte, daß Pátek allein ging. Da verlosch das Lachen auf seinem breiten Gesicht; er warf jemandem, der ihn im Vorbeigehen gar nicht heftig gestreift hatte, ein Schimpfwort zu, wandte sich um und bohrte sich mit rücksichtslosen Schultern in eine Seitengasse durch, wo keine Sonne und kein Mensch war. Tränen hatte er in den Augen. Eine Weile dachte er daran, Schileder in seinem Atelier aufzusuchen. Dort war er immer geduldet. Wenn der Maler auch gerade beschäftigt war, er durfte sich mit irgend einer Mappe in eine weiche Ecke des großen Raumes verkriechen und konnte stundenlang Bilder betrachten und seine Blicke die hohen Wandsimse entlang schicken, aufweichen die unvereinbarsten Dinge, die abenteuerlichsten Geräte standen und sich vertrugen hinter den dichten Schleiern eines jahrealten Staubes. Er hatte oft Stunde um Stunde unbeachtet dort gesessen, und wenn er irgendwo ein Stück Samt oder eine bunte, faltenleuchtende Seide entdecken konnte, hatte er das Laken nicht mehr aus dem Auge gelassen, und der Maler hatte es ihm gerne geschenkt. Dann war er immer hastig seine vier Treppen hinaufgestürmt, wild vor Ungeduld, mit dem Stück Zeug angetan, vor den Spiegel zu treten. Ja, der arme Bohusch empfand seinen schwarzen Rock, der ja übrigens auch zu alt war, als ein recht schlechtes, unwertes Sonntagskleid, und träumte schon als Kind davon, in außergewöhnlichen und prächtigen Kleidern unter die Menschen gehen zu können. Er hatte ja auch, nur damit er das rote Chorhemde bekäme, in der Schulzeit bei dem Hochamt ministriert und, nur um der glänzenden Uniform willen, wäre er später am liebsten Soldat geworden. Das war alles lang vorbei, und er konnte nun nicht mehr hoffen, jemals etwas anderes, selbst bei der größten Festlichkeit, anzuziehen, als diesen

schwarzen, schäbigen Rock, es sei denn, daß die Frantischka sich doch noch entschlösse, ihn zu heiraten; zu dieser Feier würde er sich ohne Zögern einen neuen machen lassen, und der müßte dann einen breiten Samtkragen haben. Auf diesen Tag wartete auch noch des Vaters gestickte Weste, welche Bohusch sich dann zurecht schneidern lassen wollte, erst bis es an der Zeit war. Nur nicht umsonst das Geld ausgeben. Und ob es jemals an der Zeit sein würde? ... Den letzten Sonntag hatte Bohusch vergeblich auf die Geliebte gewartet. Wie, wenn sie heute wieder ausbliebe?

Auf den ärmeren Friedhöfen, wo keine mächtigen Marmordenkmäler von Gärtnerhand mit berechnender Kunst verziert werden, ist es so: der Frühling, in seiner Unschuld, tritt ein, und das Klirren der rostigen Gittertür ist der letzte Lärm, den er vernimmt. Er ahnt nicht, wo er ist. Aber es gefällt ihm wohl in diesen stillen Mauern, hinter denen weit das Leben wogt, und bei diesen kleinen Engelchen aus glänzendem Thon, die die Hände gefaltet haben und zu ihm beten. Zu wem denn sonst? Auch giebt es für die jungen, ängstlichen Winden keine bessere Stütze als so ein Kreuz, darauf sie, wenn sie mal so hoch sind, wie zum Lohn nach rechts oder links sich ausstrecken dürfen, soweit es ihnen gefällt. Und weil es ihm doch so gut geht, wird der Frühling an einem solchen Orte früher groß als anderswo. Die kleine dunkle Gestalt des Bohusch wenigstens ging geradezu verloren in dem Getümmel von Primeln und Anemonen, und über ihm lauerte der Wind in einem Baum, der Blüten hatte, ehe ihm Blätter kamen, und schickte ihm dann und wann eine Blüte in den Schooß und schaukelte so schalkhaft mit den zieren Zweigen, als wollte er den Einsamen in der nächsten Sekunde doch über und über verschütten. Der Bucklige aber war nicht gelaunt, ihn zu verstehen. Er stäubte die Blüten mürrisch von seinen schwarzen Ärmeln und schaute an dem sonnigen Sonntag vorbei in einen anderen ganz anderen Tag. Das war auch auf einem Kirchhof. Vor drei Jahren ungefähr. Ein paar schwarzgekleidete Leute standen um das offene Grab. Die Männer in einer gewissen kavaliermäßigen Vornehmheit mit großen Barten oder ganz glatt rasierten Gesichtern, jene Falten um die Lippen, welche nach allgemeiner Übereinkunft Zeichen der Trauer und Ergriffenheit sind, die Frauen, viel unbedeutender, mit Taschentüchern in den Händen, und, im Mittelpunkt dieser ernsten Gruppe, eine kleine, hilflose, weißhaarige Frau. Sie war ganz überwältigt von ihrem Schmerz, er hatte sie ganz in Besitz genommen. Jedes Zucken ihrer armen Gestalt, jedes Flehen ihrer erstickten Stimme gehörte ihm. Deshalb hatte sie auf alles um sich her vergessen, auch auf ihren Sohn, den armen Bohusch. Der war arg erstaunt. So hatte er die Mutter nie gesehen. Ihm selbst war gar nicht außergewöhnlich zu Mute. Er dachte einfach darüber nach, wie denn der Vater in dem Sarge habe Raum finden können. Die Truhe hatte nicht übermäßig groß ausgesehen, und wahrscheinlich mußte er so liegen. Dabei stellte er sich den Vater vor, wie er die Kniee ein wenig emporgezogen hatte, und überlegte, daß, wenn dem Toten irgendwann der allerdings ganz unerhörte Einfall käme, die Beine zu strecken, die gelbe Kiste ganz gewiß nachgeben würde, unten oder oben. Von solchem Sinnen erfüllt, wartete er ruhig ab, bis die Gesellschaft den Rückweg antreten würde. Als aber auch jetzt seine unaufhörlich schluchzende alte Mutter ihn gar nicht kennen wollte vor Schmerz, wurde ihm sehr bang. Er konnte ja nicht begreifen, daß die arme kleine Frau alle vierzig Jahre ihrer Ehe, die ersten zwei vielleicht ausgenommen, aus Furcht vor ihrem Mann, der keine Szene ertrug, niemals zu weinen gewagt hatte und nun unbewußt, im erlösenden Genuß einer gewissen Befreiung, alles versäumte, ein Jahr nach dem andern herunterweinte. Und vierzig Jahre weinen sich nicht so im Handumdrehen. Ratlos sah Bohusch von einem zum andern. Sie gingen alle an ihm vorbei, die Freunde und Genossen des Verstorbenen, und die Taktvollsten unter ihnen drückten ihm schweigend die Hand, wobei der dazugehörigen Frau jedesmal die Augen übergingen, und der fürstliche Kammerdiener sagte in ausländisch-korrektem Hochdeutsch: „Er war noch gar nicht alt, Ihr Vater.“ Damit wollte er betonen, daß der verstorbene Portier um zwei Jahre älter war, als er selbst, der englische Kammerdiener Seiner Durchlaucht. Bohusch wurde unter jedem Händedruck immer ängstlicher, es kam ihm jetzt erst in den Sinn, daß sich da ja doch etwas Außergewöhnliches begeben haben müsse, und bange von der steifen

Feierlichkeit dieser Menschen, blieb er mehrere Schritte hinter dem Zuge zurück. Da fühlte er plötzlich, wie zwei Arme sich zu ihm senkten, und als er aufsah, hatte ihn ein junges blondes Frauenzimmer gerade auf die Stirne geküßt. Sie hatte kühle Lippen, das fühlte er, und was ihm noch lieber war: sie weinte nicht. Sie hatte nur sehr, sehr traurige Augen. Aber als der Bucklige ihren Blick fand, mußte er an einen dunklen Wald denken. An nichts Schreckliches, nur an einen dunklen Wald, und drin läßt sichs ja wohl wohnen. So waren ihm die traurigen Augen gleich lieb, die traurigen Augen seiner Frantischka. Übrigens: es kannte niemand das Frauenzimmer damals, keiner in der ganzen Trauergesellschaft wußte ihren Namen; sie war eben mitgekommen. Am Tor des Kirchhofs standen zwei alte Bettelweiber, Rosenkränze zwischen den welken Fingern. Sie waren beim siebzehnten ‚Gegrüßet seist du...'; als Bohusch mit seiner neuen Freundin, Hand in Hand, vorüberkam, unterbrachen sie ihr Gebet, und die eine sagte grinsend: „Die da mit dem Buckligen, das war die Liebste von dem Seligen." Und ihr zischendes Kichern wurde nach und nach das achtzehnte ‚Gegrüßet seist du'. Bohusch aber hatte das nicht gehört. Er sah das blonde Mädchen wieder, und als sie ihm einmal mit der Hand über die Stirne strich und sagte: „Du bist ein so guter, guter Kerl", da küßte er ihr diese Hand, und das Herz schlug ihm hastig dabei. Er hatte gefühlt, wie es ihm eiskalt über den Rücken lief und wie ihm im Kopfe alles polternd zusammenfiel, hatte seine Hände ineinandergepreßt, daß er hätte schreien mögen vor Schmerz, und hatte, statt zu schreien, geflüstert: „Du bist meine Liebste, nicht wahr?" Und da hatte sie gelacht, laut gelacht und genickt, und ihre Augen waren voll der lieben Traurigkeit. Das war aber doch schon lang, und der Bohusch, der jetzt unter dem Blütenbaum auf der Malvasinka saß, hätte die Frantischka so gerne wieder darum gefragt. Statt dessen sah er starr dem Abend in das rote Gesicht und wußte: nun kommt sie nicht mehr. Es war auch nicht die kleinste Hoffnung in ihm, aber gleichwohl blieb er zwischen den Hügeln und Kreuzen sitzen, gebannt durch den dunklen Wunsch, hier wohnen zu dürfen ganz mit dem gleichen Recht, wie die vielen Nachbarn. Was müßte er denn dazu tun? Gott, seine Augen müßten diese Türme dort, diese Dächer, diesen leise zerfließenden Hang einfach loslassen, Abschied nehmen müßten sie von dem Himmel, von dem ersten Abendstern, und etwas, was tief in ihm ist, müßte noch einmal Atem holen und ‚Frantischka' sagen und dann nicht mehr. Das wäre alles, und ist das so schwer? Es mußte doch schwer sein, denn Bohusch erhob sich und ging den rinnigen Fahrweg abwärts durch die breite Hauptstraße hin. Ein grauer, flimmernder Nebel sickerte dort nieder und hielt die Gasflammen gleichsam in der Luft gefangen, so daß sie nichts von ihrem Licht herunterstreuen konnten auf die dichten Scharen müder Ausflügler, die gespenstisch sich erst zwei Schritte vor dem Einsamen aus der Unermeßlichkeit formten, und hart hinter ihm in das Nichts zurücksanken. Und wenn der Bohusch seinem innersten Instinkt nach immerzu gegangen wäre, ohne aufzusehen, er wäre gewiß in die Moldau gekommen, die vom Eisgang her noch heftig war, so, wie ein matter Gaul den Weg in den stillen Stall findet ohne aufzusehen. Aber Bohusch *sah auf*. Die Nebel um ihn begannen zu ihm zu reden in mächtigen, wachsenden Klängen, und alle Türme, von denen er früher hatte Abschied nehmen wollen, erhoben ihre feierlichen Ave-Stimmen. Es war, als würde oben über den Dächern, hinter den undurchdringlichen feuchten Falten, irgend ein großes Fest begangen, und die Seele des Verwachsenen war plötzlich oben, und ehe er es hindern konnte, ging sie auf in dem mystischen Jubel der Lüfte. Und da stand der arme Bohusch und sah ihr nach. Er mußte daran denken, daß über acht Tage Ostersonntag war, und das erfüllte ihn mit so viel Freude, daß er lächelnd bei seiner alten Mutter eintrat und den ganzen Abend so drollige Dinge zu berichten wußte, daß der alten Frau vor lauter Lachen schwach und schwindlich wurde. Was tat es, daß Bohusch später träumte, Frantischka und er sollten heiraten. Er sah das alles genau bis zu den allerkleinsten Einzelheiten, bis zu den Granatohrringen, welche wie Blutstropfen an den Ohrläppchen seiner Braut hingen. Und alles ging ordentlich. Die Trauung war in der großen Kuppelkirche von St. Niklas, und auch den Pfarrer erkannte Bohusch gleich wieder. Bis dahin war es vernünftig und so wie am lichten Tage. Aber mit einemmale wurde es ganz seltsam. Ein junges, oh, ein so junges Mädchen umfaßte die Braut,

die vor dem Altare neben ihm kniete, und schrie: „Ich laß dir ihn nicht, ich lieb ihn so!“ Das schrie sie ganz laut, ganz wild obwohl es, ich bitte, in der großen und ernsten Kirche von St. Niklas war. Es war nur natürlich, daß der Bräutigam (er trug übrigens richtig einen neuen Rock mit dunkelrotem Samtkragen) sich dieses ganz junge Mädchen, welches ihn so liebte, genauer ansehen wollte. Er erkannte die Carla, das war Frantischkas jüngere Schwester, welche er nur flüchtig kannte, und war sehr erzürnt über diese Störung. Als er aber doch besser zusah, gewahrte er, daß dies blonde Kind ein Nonnenkleid trug und erschrak vor Freude so jäh, daß er auffuhr und erwachte. Es dauerte eine Weile, ehe er, im Bette sitzend, sich zurecht fand. Dann rechnete er, wie weit es war bis zum grünen Donnerstag; und als sich nur drei Tage dazwischen fanden, lächelte Bohusch und schlief mit diesem Lächeln, traumlos, in den Morgen hinein.

Der Platz vor der königlichen Burg in Prag sieht trotz der ärmlichen Allee, welche ihn überquert, sehr vornehm aus. Das macht: er ist ganz von Palästen umrahmt. Am mächtigsten wirkt die breite Stirne der alten Königsburg mit dem großen, weißen Vorplatz, hinter dessen barocken Gittern der unermüdliche Wachposten auf und ab pendelt. Das Stammhaus des Fürsten von Schwarzenberg und ein anderes, etwas langweiliges Gebäude schauen wie in steter Verbeugung begriffen herüber, und zur Rechten des Schlosses wacht in etwas protziger Pose der neugestrichene Palast des Erzbischofs über die kleinen Wohnhäuser der Prälaten und Domherrn, die sich nahe an ihren mächtigen Patron heranschmeicheln. An einer Ecke nur, zu Seiten der Burg, wo die Schloßstiege und die steile Spornergasse münden, ist eine Lücke geblieben, und tief drinnen liegt in herrlichen Panoramen, zwischen den Laurenziberg und das Belvedere gedrängt Prag dieses reiche, riesige Epos der Baukunst. Voll Licht und Leben spannt es sich aus vor den Augen des Hradschin, und zu seinen alten fügen sich immer würdig neue, glänzende Strophen. Am anderen Ende der Häuserreihe, die einerseits durch diesen lichten Lugaus begrenzt erscheint, liegt ein armes, einstöckiges altes Gebäude, das tagaus tagein dasteht mit den Händen vor den Augen und nichts schauen will von der nahen Pracht. Die Kinder der ganzen Umgebung gehen mit scheuem Schauern an seinem ernsten Schweigen vorbei, und lassen sie sich mal von diesem Hause erzählen, so schlafen sie wohl die ganze Nacht nicht, oder sie haben heiße Träume, in denen blasse Nonnen seltsame Dinge tun. Freilich, das mußte der jungen Phantasie aber auch Flügel geben, zu hören, daß die Barnabiterinnen, welche für immer in diesen grausamen Mauern ihr stummes Sterben leben, auch untereinander nie ein Wort tauschen, und sich nicht einmal so viel Sonne schenken dürfen, als Eine in dem Auge der Anderen finden kann; daß sie ihre, von bangen Gebeten zerrissene Nacht in den Brettersärgen überstehen mußten, in denen man sie endlich wohl nicht in zu langer Zeit in das Stück Erde legte, das im Innersten der dunklen Wände sein sollte und zu dem gewiß niemals der Frühling fand. Der Bruderorden dieser Barnabas-Büßer ist längst ausgestorben. Die halbzerfallenen Schädel der beiden letzten Genossen liegen auf einem Steinaltar in den vergessenen Gruftkatakomben von Santa Maria della Victoria und genießen die gebetlose Ruhe des Vermoderns. Aber die Schwestern sind viel zäher im Leiden. Als vor etwa fünfzehn Jahren zum letztenmal die rostige Rast der Türangeln gestört wurde, da wollten weißhaarige Leute aus der Nähe, Betschwestern mit nicht ganz zuverlässigem Gedächtnis wollten wissen, daß zu den sieben noch lebenden Schwestern eine achte hinzugekommen sei aber das waren doch nur ziemlich haltlose Vermutungen. Wohl aber hatten auch jüngere und scharfsichtigere Menschen in den Wagen geschaut, welcher das neue Opfer brachte, und diese beschworen, daß dies ein ganz junges Mädchen von unbeschreiblicher Schönheit und Vornehmheit gewesen sei, und sagten, es sei sündhaft, diese Fülle seltener Anmut in dem schrecklichsten aller Klöster verwelken zu lassen. Und sie sagten noch manches; das Manche aber war Geschwätz, das sich auf die Gründe bezog, welche diesen frühen Lebensabschied hervorgerufen haben mochten; da baute man große romantische Geschichten auf, die verschiedensten Dolche blitzten in den unterschiedlichsten bengalischen Feuern, und die dämonischesten Prinzen aller Ammenmärchen sogen Lebensmöglichkeit aus diesen Vermutungen. Man wußte natürlich gewiß, daß irgend ein lautes und fürchterliches Ereignis hinter diesem Entsagen stünde, und

vergaß wie immer, daß es vielleicht ein ganz leises Erleiden, eine jener tiefen, lautlosen Enttäuschungen gewesen sein konnte, welche den zartesten Seelen die dunkelgewußte Gewißheit geben, daß Gipfel und Abgründe des Erlebens vorüber sind, und daß nun die weite, weite Ebene mit den kleinen Gräben und lächerlichen Hügeln beginnen würde, durch die zu wandern so müde macht. Das schöne müde Kind kam aus dem hohen finstern Fürstenhaus in der Spornergasse, in dem auch Bohusch seine scheuen Knabenspiele spielte, und der Tag, an welchem der geschlossene Wagen die Prinzessin Aglaja ihrer neuen einsamen Heimat zuführte, war auch für ihn, den damals Halbreifen, ein Abschnitt. Eigentlich konnte er sich gar nicht vorstellen, wie die Prinzessin zu jener Zeit aussah; er trug in seinem Innern ihr Bild aus den Tagen, da ihr goldenes Lachen wie eine verirrte Schwalbe durch die ernsten Hallen flatterte und sich endlich, der steifen und entsetzten Engländerin zum Trotz, in den freien Weiten des rauschenden Parkes verlor. Dort begegneten die beiden Kinder einander ziemlich oft und schwatzten und scherzten und haschten einander, wie es eben Kinder tun, die einen Zwang losgeworden sind: Aglaja ihre Gouvernante und Bohusch seine stille, treue Traurigkeit. Es folgten dann Jahre, in welchen der Portierssohn die inzwischen Dame gewordene Gespielin nicht sah, und so kam es, daß er in seinem Erinnern den Tag ihres Entsagens hart an jene Stunden jubelnden Kindseins schob und den Effekt empfand, als würde einmal der glänzendste Tag in die allertiefste Nacht, der reichste Sommer in den trostlosesten Wintertag verändert ohne Übergang. Er stand vor einem Geschehen, dessen Rücksichtslosigkeit ihn schreckte und dessen Bedeutung geeignet war, ihm für immer die Meinung zu nehmen, daß Reiche und Bevorzugte gleichsam die Verbündeten des Schicksals sind, das nur dem armen Teufel feindlich und gehässig begegnet. Ein ganzes Bündel Vorurteile fiel ihm damals mit einemmale aus den Händen, etwas von einer Weltanschauung, von einer Religion wurde ihm geschenkt, Keime, welche in ihm hätten reifen können und vielleicht auch aus ihm heraus, wenn er mutiger gewesen wäre. Aber was Taten hätten werden können, die aus einem starken Körper frei und festlich herauswachsen, wurden bunte, seltsame Träume in dem armen Buckligen, scheue Schwärmereien, welche eine immer kleinere Welt betrafen und endlich nur eine schmale Gloriole waren um das Bild der Prinzessin. Seine hilflose Dankbarkeit schmückte dieses Bild so lange, bis aus dem lachenden, lieben Kinde eine bleiche, heimliche Geliebte und aus der Geliebten eine verehrte Heilige wurde, welche der Jungfrau Maria sehr ähnlich sah und ganz darin aufging, die seltenen Wünsche des Bohusch anzuhören und alle mächtigen Eigenschaften, welche seine unermüdliche Phantasie ihr zuschrieb, geduldig anzunehmen. Und wie viel hatte der Bohusch dadurch vor allen übrigen Gläubigen voraus, daß seine Heilige, wenngleich aller Welt unerreichbar, dennoch lebte und von ihm wußte als von einem Mitwisser ihrer Kindheit, welche sie als einziges Juwel in die ewigen Mauern doch mitgenommen haben mußte. Dieses Verhältnis erfuhr nicht die geringste Störung, als der Bucklige die Frantischka seine Geliebte nannte, denn damals war das Gottwerden Aglajas schon so weit vorgeschritten, daß ihre verklärte Gestalt hoch über allen kleinen Trieben und schwülen Träumen stand. Ihr widmete sich Bohusch nur einmal im Jahre, und zwar am grünen Donnerstage, an welchem die Kirche des Klosters der Barnabiterinnen jedem Besuche offen steht. Diese kleine, dunkle und ziemlich schmucklose Kirche ist hinter dem Hauptaltar durch eine Wand ganz abgeschlossen, jenseits welcher die Ordensschwestern an dem öffentlichen Meßamte teilnehmen. An dem Tage vor dem christlichen Leidensfreitag und nur an diesem Tage sickern die Stimmen der Nonnen ganz leise durch die Altarmauer und senken sich wie ein fernes Wehklagen auf die wenigen Beter. Dann geht ein Lauschen, ein banges Atemeinhalten, ein Erschauern durch die kleine Gemeinde, der Priester am Altar unterbricht seine Gebete, die Ministrantenbuben schauen ängstlich in die schwarzen Ecken des Raumes, und die dunklen Bilder an den Wänden erwachen. Da zerreißt die scharfe Ministrantenglocke den Bann. Die Bilder an den Wänden sind wieder tot, der Priester neigt sich über den Kelch, und die Frommen rücken in den Bänken, schneuzen heftig und flüstern: „Es war so schwach, sind es denn noch acht?“, und dann zuckt man die Achseln und seufzt und schneuzt sich.

So war es auch an diesem grünen Donnerstag. Der Bohusch kniete ganz vorn und harrte, bis seine Heilige rufen würde. Er hatte den Ton ihrer Stimme nicht vergessen und glaubte immer ganz bestimmt, ihren Gesang in dem fernen Chorlied zu erkennen. Er fing ihn auf und löste ihn aus dem Ganzen los, wie einen Seidenfaden aus verblaßten Geweben. Er nahm ihn gleichsam vorweg und ließ nur den Rest zu den anderen Lauschern gelangen. Aber heute wußte er beim ersten Ton: sie fehlte. Und wie seine Furcht es leugnen mochte, er wußte: sie fehlte. Und er lehnte sich weit vor, und seine Angst spähte und erwürgte jedes kleinste Geräusch aber immer sicherer war ihm: sie fehlte, und endlich in grenzenloser Bangigkeit streckte er die Hände aus, weit, weit und lauschte mit allen Fingerspitzen... sie fehlte. Und da schrie es auf in ihm, zugleich mit der Ministrantenglocke, nur einmal schrie es auf, und dann brach er zusammen in der harten Bank wie einer, den sein Gott verläßt.

Der Maler Schileder war der erste, welcher eine große Veränderung an Bohusch bemerkte. Er dachte flüchtig über deren mögliche Ursachen nach, blieb aber ganz im Unklaren. Auch seine Frau Mathilde wußte keinen Rat. So vergaßen sie das Erstaunliche, bis eines Vormittags, kurz nach dem Ostersonntag, Pátek im Atelier eintrat und sagte: „Unverschämtheit." Schileder legte Pinsel und Palette aus der Hand, betrachtete den Erregten, der, ohne den Hut abzunehmen, auf und nieder lief: „Guten Morgen, was ist dir denn?" Der Novellist aber sagte nur noch einigemal „Unverschämtheit", blieb dann stehen und wollte mit großer Behutsamkeit den tadellosen Zylinder auf einen Stoß staubiger Mappen niedersetzen. Vorerst tippte er mit dem behandschuhten Zeigefinger an und zog ihn ein, als hätte er einen glühenden Ofen berührt. Er balancierte mit rührender Hilflosigkeit den Hut zwischen beiden Handflächen her und hin und sah den Maler mit einem Blicke des Vorwurfs an: „Bei dir ist ja alles voll Staub", zögerte er, „man kann ja gar nichts ablegen." Endlich sah er sich geborgen, setzte sich und erzählte nun in ziemlicher Unordnung, er käme aus dem ‚National', dort sei man beisammen gewesen, und allerlei hätte man besprochen. „Hast du keine Zigarette?" unterbrach er sich und fuhr erst, nachdem Schileder ihn befriedigt hatte, fort. Man hätte also allerlei besprochen. Und der nun der „verunglückte Proletar" hätte sich in so auffälliger und vordringlicher Art an den Erörterungen beteiligt, daß er, Pátek, sich endlich doch verpflichtet fühlte, diesem vorlauten Menschen ein für allemal eine Lehre zu geben. „Hast du keinen Kognak?" fragte er in diesem spannenden Augenblick. Er stürzte den Kognak hinunter und sagte mit einer Grimasse, während er sich mit den Armen emporstemmte und ans Fenster trat: „Und weißt du, was der Mensch wagt? Er widerspricht. Hast du das schon gehört, er widerspricht. Nicht allein das, er beleidigt mich. Er hat die Stirne, mich zu beleidigen." „Was hat er denn gesagt?" forschte der Maler. „Das weiß ich nicht." Schileder sah ihn erstaunt an, so daß er schnell, nicht ohne Verlegenheit, hinzufügte: „Ja, glaubst du, ich hab Zeit, mir solchen Unsinn zu merken; daß ich mich seiner schämte, oder so was. Tatsache ist stell dir vor: er beleidigt mich. Wie sollte man sich dieses Menschen nicht schämen!" Der vornehme Novellist schien noch einen Augenblick heftig entrüstet, fand aber schon Interesse an Schilederś Arbeit, betrachtete das und dies und hob vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger verschiedene Blendrahmen, die zur Wand gekehrt dastanden, in die Höhe. Schileder duldete das gutmütig und war auch nicht erstaunt, als der junge Mann sich bald in der allerheitersten Laune verabschiedete. Pátek tat es immer so. In einer kurzen, mehr oder minder effektvollen Szene setzte er sich mit einem ärgerlichen Ungefähr auseinander, wurde damit ganz und gar fertig, „überwand es", wie er sich auszudrücken pflegte. Das hinderte den großen Überwinder nicht, die Bohusch-Geschichte an demselben Vormittag noch fünfmal, und zwar im immer vorteilhafterer Beleuchtung, zu erzählen, so, daß die fünfte Version, welche in dem Boudoir einer modernen Operettensängerin blieb, die graziöse Darstellung einer dualistischen Weltphilosophie enthielt, deren gutes Prinzip sich sieghaft in der mondänen Gestalt des Erzählers verkörperte. Und was schließlich, zum Teil durch eigene Erfahrung, zum Teil durch die Verbreitungen Páteks, alle wußten, hatte einen wahren Kern: Bohusch war ein anderer geworden. Seine Geliebte und seine Heilige hatten ihn verlassen. Da wurde er gewahr, daß er diesen beiden Gestalten so viel aus sich gegeben hatte,

daß nun nur ein ganz kleiner Rest sein eigen blieb. Er kämpfte noch ein paar Stunden, ob er dieses letzte Gut unangetastet in die Moldau werfen sollte, oder ob sein Kapital doch noch groß genug war, um es in der großen Bank des Lebens nützlich anzulegen. Während dieser Erwägung fiel ihm plötzlich ein Wort ein, welches den Ausschlag gab. Rezek hatte an jenem denkwürdigen Abend zu ihm gesagt: „Vielleicht braucht Sie das Volk noch einmal." Rezek hatte freilich auch gesagt: „Wenn Sie vernünftig sind." Und daß er jetzt vernünftiger war als je zuvor, dafür wollte Bohusch einen Eid ablegen. Auch mutiger war er. Er dachte vieles und sprach was er dachte, wo es nur anging, in etwas altmodischen, langgedrechselten Sätzen aus und war bei solchen Gelegenheiten sein eigener aufmerksamster Zuhörer. Nur ganz selten, wie aus Vergeßlichkeit, wurde er scheu und schweigsam; er fürchtete sich selbst vor diesen Augenblicken, in welchen der alte Bohusch mit seinen leisen goldenen Gedanken wie ein Gespenst vor ihm stand und ihn bat, in die stille Traurigkeit der früheren Tage zurückzukehren. Aber der Bohusch blieb standhaft. Er war den ganzen Tag im Café und auf der Straße, sang, pfiff und lachte, daß die Leute sich nach ihm umsahen, stand vor den Schaufenstern, ohne etwas anderes zu betrachten, als das unruhige Spiegelbild seiner eigenen Häßlichkeit, und war wie einer, der etwas erwartete, was nicht alle Tage geschieht. Fast instinktiv suchte er vor allem Rezek zu begegnen. Ihm war, er müßte von *seinem* Munde das vernehmen, was *das* Ereignis für ihn werden sollte. Allein nirgends konnte er des Studenten habhaft werden. Aus seiner Wohnung war dieser fortgezogen, ohne irgend eine Adresse anzugeben, und im ‚National' wollte ihn keiner gesehen haben. „Er ist ein eigentümlicher Mensch", meinte Norinski einmal. Schileder nickte, aber der neue Bohusch höhnte: „Er ist dumm", und lachte sein altes, armseliges Lachen, in das keiner einstimmte.

Am Abend dieses Tages geschah das Seltsame. Bohusch, welcher auch seine alte Mutter mehr und mehr vernachlässigte, kam später als sonst nach Hause. Er ging, ein brennendes Zündholz in die Höhe haltend, ein paar Stufen aufwärts. Sein Blick durchforschte das dicke Dunkel des engen, winkeligen Flurs. Da war ihm, als ob die Kellertüre nicht ganz verschlossen wäre; er tastete hinzu, versuchte, öffnete sie behutsam und glitt mit seltener Entschlossenheit die bekannten Kellerstufen abwärts. Seine Gestalt löste sich ganz auf in der feuchten Finsternis, aus der ferne, fremde Laute ihm entgegenschlugen. Erst als er, immer lautlos längs der kalten Wand hintastend, das Holz zur Seite geschoben fand und bemerkte, daß aus dem geheimen Gang ein scheuer Lichtschimmer ihm entgegenkam, empfand er Furcht. Aber ein anderes, mächtigeres Gefühl zwang ihn näher heran. Erst lauschte er den Stimmen nebenan, und als er nichts verstehen konnte, schob er sich mit einer unwillkürlichen Bewegung, deren Geschicklichkeit ihn überraschte, in die Öffnung nur so weit, daß er den Rahmen füllte, ohne in den Raum jenseits hineinzuragen. Was er zunächst erkannte, war nicht weit vor ihm auf dem Boden eine große Laterne, welche ein sattes Licht ausgoß, das auf den Fliesen schwamm wie eine dünne, verschüttete Flüssigkeit. Rings an den Grenzen dieser Lichtlache junge Männerfüße und mitten im Kreis die Füße eines jungen Mädchens. An diese klammerte sich sein Blick an, kroch langsam an einem Kleide von unbestimmter Farbe aufwärts und fand in der Dämmerung zwei lichte lebendige Mädchenhände, die in heftigen Gesten den Worten zu Hilfe kamen, die Bohusch immer noch nicht verstehen konnte. Aber die Hände verstand er. Er begriff plötzlich, daß diese wilden Hände an irgend etwas rüttelten, daß sie irgend ein Unrecht stürzen wollten mit ihrem jungen, heiligen Ungestüm. Und er begann diese Hände zu lieben. Sachte hob er den Kopf und suchte das Gesicht zu diesen geliebten Händen. Sein Auge kämpfte einen hastigen, hartnäckigen Kampf mit den neidischen Schatten, welche die kaum entdeckten Züge immer wieder verwischten, bis es endlich siegte. Er erkannte die Carla. Und nun verharrte er, und sein staunender und bewundernder Blick ließ, dem Dunkel zum Trotz, nicht mehr von dem schönen, begeisterten Antlitz des jungen Mädchens; er saugte die Worte von ihren Lippen, so lange, bis sie für ihn einen eigenen Klang bekamen, und das war der aus dem Traume: „Ich lieb ihn so... ich lieb ihn so..." Das alles geschah in einem Augenblick. Und die nächsten Minuten brachten das: das junge Mädchen sprach immer leiser und leiser, wie jemand, der immer weiter

zurückweicht; die Worte, die noch eben so bunt und stolz von ihren Lippen strömten, schlichen nackt und ziellos in das Dunkel, schämten sich, und ihre Augen blieben leer an irgend etwas unten haften und löschten langsam aus. Eine Bewegung entstand. Die Blicke der Hörer folgten dem ihren, und eine Sekunde lang hielt das große, starre Auge des Bohusch alle gefangen. Nur eine Sekunde, dann kam ein Entsetzen über sie, sie empörten sich wie rebellische Sklaven, die Menge flüchtete mit verstörtem Flüstern und wilden Flüchen in die Tiefe des Ganges, und das Licht sprang dem Bohusch ins Gesicht wie eine gelbe Katze. Da erwachte er und bebte. „Rezek!“ schrie er.
Der neigte sich über ihn.
„Bohusch, Hund! Spionierst du?“ kreischte er.
Bohusch verdrehte die Augen. Er fürchtete sich vor dem Studenten.
„Spionierst du?“ brüllte der.
„Rezek!“ brüllte der Krüppel noch lauter aus der Tiefe seiner Angst heraus. Ihm fiel nichts anderes ein, als dieser Name. Dabei schmerzte ihn seine Lage in dem engen Loch, und er fühlte, wie ihm das Weinen der Verzweiflung kam. Da half ihm der Student in die Höhe, und sofort bereute er seinen Kleinmut, dachte an seine Pläne und sagte mit arg mißglückter Überlegenheit: „Ich weiß alles.“ (Er meinte damit die beiden zornigen Mädchenhände.) „Du hast also gehorcht?“ drohte der Student aufs neue. Da wagte Bohusch nicht ohne Bangigkeit: „Rezek, aber Rezek, seien Sie doch nicht so bitte, seien Sie doch nicht so. Bin ich denn nicht auch einer, was? Ich versteh das doch, nicht? Ich bin ja doch auch mit euch von Herzen mit euch.“ Der Student betrachtete ihn mit rücksichtsloser Spannung, und der Bucklige wurde ganz hilflos unter diesem durchdringenden, erratenden Blick. Er sagte noch einigemal dasselbe, ehe ihm die Rettung einfiel: „Ohne mich hätten Sie das ja überhaupt nicht gefunden.“ Er meinte den Keller. „Ich hab ja gewußt, daß Sie's brauchen können und wozu“, betonte er mit verlogener Schlauheit. Und der Student ließ sich täuschen. Er sagte mit kurzem Entschluß: „Hand!“ und „Schweigen“. Mit einem gewissen Selbstbewußtsein legte der Verwachsene seine kurzen Finger in die Hand des Fanatikers; ohne Zustimmung, ohne Betonung war sein Händedruck. Er wußte sich Sieger und hub an, Bedingungen zu stellen. Weit holte er aus, er würde hier unten, unter ihnen, auch reden für Volk und Freiheit. Oh, er hätte gar bedeutende Pläne. Nur müsse Rezek ihm zusichern, daß er hier reden dürfe. „Ja“, sagte der Student und betonte nochmals: „Schweigen!“ Bohusch nickte gleichgültig drüber weg und forderte: „Also gewiß ich werde hier reden?“ Der andere gab ihm die Vertröstung und schob ihn zur Tür. Er fürchtete diesen Krüppel wohl nicht sehr und erhoffte noch weniger etwas von ihm; er war ihm einfach lästig. Von der Treppe rief er ihn nochmals zurück. Er sagte zum drittenmal „Schweigen“ und hielt dem Grinsenden etwas hin. Erst wollte Bohusch greifen danach, dann erkannte er: die harte, grausame Hand des Studenten und, aus der drohenden Faust ragend, ein dünnes, langes, spitzes Messer, an dessen Klinge das Licht der Laterne hinfloß wie welkes Blut. Und so sehr Bohusch sich anstrengte, er konnte nicht mehr sein Lächeln finden. Er erzwang eine verzweifelte Grimasse und stieg frierend die Treppen aufwärts zu seiner Wohnung. Und der Morgen war nah.
Seither schlief der Bohusch keine Nacht mehr. Er wartete Tag und Nacht, bis Rezek ihn rufen würde, und sann, was er dann alles zu sagen hätte. Viel, viel! Das Feinste mischte sich in seinen Phantasien mit dem Gröbsten, und wenn es ihm *jetzt* schien, er müsse davon reden, wie man armen Waisen ins Leben helfen könnte, war er in der nächsten Sekunde überzeugt, daß er denen da unten raten, daß er ihnen befehlen würde, Kirchen und Paläste zu stürmen. Ja, vor allem die Kirchen! Aber immer, was auch seine Rede war, sah er sich als Mittelpunkt dieser Gruppe, als der Herr, dem die schöne Carla und viele starke junge Männer ehrfurchtsvoll und blind gehorchten. Er fühlte sich als der längst Mißkannte, der nun endlich zu Wort und Würde kam, und ging durch die Uferlosigkeit seiner Zeit, in welcher Nacht und Tag in ein gleichmäßiges graues Hindämmern zusammengeschmolzen waren, erfüllt von dem Wunsch, alle zu dieser Betrachtung seiner Persönlichkeit hinzulenken. Seine treulose Heilige hatte sich, feige, durch ewige Mauern vor seiner Liebe geschützt und vor seiner Rache; aber der Frantischka, die seinen

Ruhm wohl auch bald von dem Munde Carlas vernehmen würde, wollte er die Möglichkeit geben, seine Vergebung zu erlangen. Er überlegte, ob er sie aufsuchen sollte, und schrieb endlich stückweis im Verlaufe von zwei Nächten und drei Tagen einen Brief an die unwürdige Geliebte. Seine schmeichelnde und geleckte Kanzleischrift war in diesen Blättern gleichsam wild geworden. Die meisten Buchstaben sahen aus wie übermütige Karikaturen des Schreibers, welche zum Überfluß noch durch Kleider und Kappen seltsamster Art ihr Narrentum bezeugen und sich gegenseitig, jedes hinter dem Rücken des nächsten, verhöhnen und auslachen. Im ersten Teile dieses weitläufigen Schreibens versicherte er sie, ganz im Geiste der mittelalterlichen Souveräne, seiner guten und gnädigen Gesinnung, im zweiten erzählte er in seltsam endlosen und vielverschnörkelten Satzbildern von der Bedeutung seiner geheimen Mission, und im dritten verhieß er: „Da hingegen das große Geheimnis und die unbeschreibliche Wichtigkeit meiner Aufgaben mir zu meinem tiefsten Bedauern ganz unmöglich und unerreichbar macht, Dich an der Versammlung, welche die Freiheit meines Volkes und meinen eigenen Ruhm begründen helfen soll, teilnehmen zu lassen, lade ich Dich ein, am (da war ein nahes Datum genannt) um sechs oder sieben Uhr abends bei mir zu sein. Vor Dir und der Mutter will ich dann reden, soviel ich reden darf, ohne Verräter zu sein, nicht an Personen, denn die fürchte ich nicht, aber an der herrlichen, hohen und gerechten Sache...“ und unterzeichnet war diese langwierige Einladung das kam so von ungefähr aus der überangestrengten Feder: „König Bohusch. Gegeben zu Prag.“ Als der Bucklige das noch einmal durchlas, mußte er lächeln, und er war fast im Begriff, die Bogen wieder zu vernichten. Dann dachte er: nein, wenigstens ein guter Spaß ist es, das ist es gewiß, versiegelte das Schreiben und trug es selbst auf die Post. Als er es in den Kasten fallen hörte, atmete er tief auf. Die Frantischka hatte nichts geantwortet; aber eigentlich hatte Bohusch das auch gar nicht erwartet. Er war überzeugt davon, daß sie kommen würde und, fast gedemütigt, den neuen Bohusch finden sollte, dessen Freundschaft ihr nun gewiß wie ein großes und unverdientes Geschenk erschien. Langsam und zögernd wollte er ihr vergeben, und dann würden sie am Sonntag wohl nicht mehr auf die Malvasinka gehen, sondern irgendwohin, wo sie sich zeigen können, unter viele Menschen in den Baumgarten oder in den Stern. Das alles dachte Bohusch nur ganz flüchtig in den wenigen Pausen, in welchen ihn das Große nicht beschäftigte, das nunmehr seine Pflicht, sein Leben geworden war. Es war eine aufreibende Pflicht, diese vielen, wichtigen Dinge, die er so nach und nach in den armen Jahren gedacht hatte, nun alle auf einmal zu denken, alle auf einmal zu überschauen und dann der Reihe nach auszusprechen. Es war ein solches Gedränge von Meinungen, Erinnerungen und Plänen in ihm, daß immer ein ganzer Schwarm von seinen Lippen wollte, wild und rücksichtslos wie Leute aus einem brennenden Theater. Dann machte der Bohusch ein strenges Gesicht und befahl überlegen: „Ruhig, eins nach dem anderen. Es kommt ein jeder daran.“ Und gerade bei solchen Gelegenheiten geschahs, daß die ganze Menge plötzlich verschwand, einfach zerfloß, und der Bohusch ganz Öde im Kopfe und außer stande war, etwas zu denken oder gar zu sagen. Erst wenn er ein paar Gläser heißen Tschaj getrunken hatte, war das bunte Gesindel wieder da, und der Bucklige freute sich und lachte, bis ihm die Augen voll Tränen standen. Die Unrast seines Wesens war dabei immer größer geworden. Er las viel Zeitungen und alte Bücher, schrieb ganze Hefte voll mit seinen lächerlichen Lettern und schlief mitten zwischen diesen Beschäftigungen, gleichviel ob tags oder nachts, in einem Café oder in einer Kirche, selten zu Hause, ein paar Augenblicke scheuen Schlafes, aus welchem er bald wie erschreckt emporfuhr. So kam der Morgen jenes Tages heran, an dem Bohusch der Mutter und der Frantischka, welche beide an seinem eigentlichen Triumph nicht teilnehmen durften, die abendliche Rede versprochen hatte. Die Nacht war ihm in verschiedenen Gasthäusern und Spelunken vergangen, und jetzt schlich er matt, übernächtig an den Häusern hin und starrte blöde und teilnahmslos in den dichten rosigen Frühnebel des Frühlingstags. Wenige Menschen begegneten ihm. Beim ‚Pulverturm’ kamen ihm zwei Dienstmädchen entgegen, mit großen Einkaufskörben, lachend und plaudernd, und ihre Augen waren so frisch und erwacht, ihre Kleider und Schürzen noch steif vor lauter Neusein. Ein wenig

weiter überholten ihn zwei Infanteriesoldaten. Sie schritten stramm aus, ihr Schritt klappte in heiteren Takten auf dem Pflaster, und die Knöpfe ihrer Waffenröcke stahlen der Sonne frühe Strahlen und warfen sie dem Bohusch keck in die schläfrigen Augen. Dann pfiff irgend ein übermütiger Bäckerbursche dem Buckligen ins Gesicht und lachte laut hinter ihm her, und ein Schutzmann sang sich irgend etwas, während die Federn seines Hutes ein wenig wehten. Roll-Läden rauschten auf, und die Spiegelscheiben gaben sich ganz der Sonne und brannten in weißen Flammen. Durch dieses frische, fröhliche Aufleben kroch der Verwachsene, bleich, verkommen, mit ganz verdrücktem Hemde und schmutzigen Kleidern, und er war wie eine giftige, gräßliche Kröte, die man mitten in süß duftenden Beeten entdeckt. Er merkte auch nichts von allem Glanz, als daß er ihn störte, ja er wußte vielleicht kaum, daß es Frühling und Morgen war. Je reifer indessen dieser Morgen wurde, desto mehr fiel eine gewisse Unruhe auf, die alle Menschen zeigten. Leute, die sich täglich zu dieser Stunde grüßten, ohne miteinander zu sprechen, blieben stehen, machten besorgte oder erstaunte Gesichter, zuckten die Achseln und drückten sich endlich mit einer bestimmten konventionellen Dankbarkeit die Hände, um zehn Schritte weiter wieder angehalten zu werden. Man hatte offenbar das Bedürfnis, sich etwas mitzuteilen, was alle anging und interessierte. An der Ecke der Ferdinandstraße las ein Dienstmann in einem Kreise von Männern und Dienstmädchen eine Stelle des *‚Tscheky curir’*, und ein Stück weiter trat ein älterer Herr aus einem Kaffeehause und sagte zu seinem Begleiter in deutscher Sprache: „Ganz gefährliche Leute sind das. Man sollte...“ Was man sollte, war nicht mehr zu verstehen. Der Herr ging ziemlich selbstbewußt auf sehr glänzenden Schuhen weiter, und der jüngere neben ihm nickte bei jedem Wort, bestätigte es ergebenst; er schien ganz der gleichen Meinung zu sein. Als Bohusch in die Nähe des ‚National’ kam, erkannte er hinter einem Fenster Norinski, der den anderen, die man nicht sehen konnte, etwas in seiner heldenhaften Art zu erklären schien. Eine Weile zögerte der Bucklige. Dann trat er nicht ein, sondern ging den Quai hinunter nach seiner Wohnung. Er war müde.

Norinski war indessen zu Ende gekommen. Er trank mit einer verschwenderischen Pose seinen Kaffee aus es hätte ein Giftbecher sein dürfen und sagte groß: „Niemand von euch wird sagen, daß ich kein guter Tscheche bin. Und ich werde keine Gelegenheit unbenutzt lassen, auch die elenden Deutschen vom Gegenteil zu überzeugen. Soll mir nur einmal einer kommen. Ich will dem Herrn den Kopf schon zurechtsetzen. Aber diese Geschichten dürft ihr nicht so aufbauschen. Das ist nichts. Das sind Kindereien, ihr könnt mir das glauben.“ Damit erhob er sich, blieb sein Frühstück schuldig, verschenkte die großmütigen, dreiaktigen Händedrücke und begab sich hocherhobenen Hauptes hinüber in seine Garderobe. Die Zurückgebliebenen rückten intim zusammen, und Karás begann die verschiedenen ganz kurzen Zeitungsnotizen vorzulesen, welche sich auf den Vorfall bezogen. Alle sagten ungefähr das gleiche: die Polizei war durch die Anzeige eines Frauenzimmers einem Bunde junger Leute, Studenten und Handwerksgesellen, auf die Spur gekommen, welche in den Kellerräumlichkeiten eines Hauses der Hieronymusgasse geheime Zusammenkünfte abhielten, bei denen hochverräterische Reden die Tagesordnung bildeten. Interessant sei es, zu betonen, daß auch Mädchen an diesen Versammlungen teilgenommen haben sollen. Und deutsche Blätter freuten sich noch über die Zerstörung dieser schändlichen Verbrecherbrut und bedauerten nur, daß durch das trotzige Schweigen der in Gewahrsam gebrachten Genossen das geistige Oberhaupt dieser Verschwörung bis jetzt noch nicht in den Händen der öffentlichen Sicherheit sei, was aber, dank der trefflichen Übung und Scharfsichtigkeit der Schutzmannschaft, gewiß nicht allzulang ausbleiben würde. Und endlich, fügten die deutschesten Zeitungen noch hinzu, erhofften sie, daß man an diesen jungen Verbrechern und Hochverrätern endlich das lang erwartete Exempel statuieren und mit rücksichtsloser Schärfe vorgehen würde. Das alles las man im ‚National’. Schileder war ehrlich entrüstet: er sprach etwas von dem Mut der jungen Leute und davon, daß sie nicht nur Worte machten, schöne Worte, sondern auch handeln wollten. Er konnte es nicht gut ausdrücken und schwieg verschüchtert, als er keine allzu lebhafte Beistimmung fand. Einen Augenblick nickten sie ja alle, die Freunde, und legten irgend ein kleines Wörtchen, wie ein

verschämtes Almosen, in die Hand der Gerechtigkeit. Aber schließlich, sie sahen sich alle um man war so verlockend allein, und da konnte man ja so ein paar Geständnisse tun. Pátek verurteilte kurzweg diese Höhlenromantik, welche doch nicht mal mehr in den Romanen Berechtigung hätte, und der Lyriker Machál, der nur eine ganz unbestimmte Ahnung von dem Vorgefallenen hatte, gähnte und warf zwischen je zwei Gähnversuchen ein, daß die ganze Sache ihm brutal erscheine, furchtbar brutal. Karás, der mit jedem Tage sich kosmopolitischer fühlte, hielt eine längere Rede, während welcher sein ‚Adamsapfel' wie ein zweifelgequälter Laubfrosch auf und nieder stieg. Sein Ende war, daß man nach außen hin, von wegen der Lage der Dinge, die Ansicht, daß diese jungen Leute nicht allein Märtyrer ihrer Idee, sondern die gefallenen Helden einer nationalen Sache seien, mit allen Mitteln aufrecht erhalten müßte, daß er selbst aber hier nicht umhin könne, derartige Unreifheiten, er sagte geradezu Unreifheiten halbwüchsiger Burschen zu verdammen. Man sei doch zu gebildet dazu, man wüßte doch schließlich, daß man seine Rechte durch große nationale Betätigungen im Leben und auf dem politischen Theater (ein Wort, welches Karás auch in seinen Feuilletons beständig gebrauchte) eher bewahren könne, als durch solche Ungehörigkeiten. Er hatte wohl noch ein paar geläufige Phrasen im Vorrat, aber er hörte plötzlich auf. Er wußte selbst nicht, warum. Die anderen schauten auf, und da stand Rezek vor ihnen. Der Student, in dessen blassem Gesicht die dunklen Augen brannten, übersah die Hände, die man ihm entgegenstreckte. Er hatte vielleicht die letzten Worte des Kritikers vernommen, aber er erwiderte nichts, setzte sich ruhig an seinen gewöhnlichen Platz und trank seinen Tschaj. Seine harten Hände zitterten leise. Man wagte nicht zu sprechen. Endlich hub Pátek an, von einem neuen Buch zu reden, und die Künstler verloren sich ganz in diesen Erörterungen. Es handelte sich um Novellen im Stile Maupassant, welche ein junger Kollege erscheinen lassen wollte. Da waren noch einige Schwierigkeiten in der Geldfrage und in anderen Verlagssachen, und man beriet, ob man dem Autor zu Hilfe kommen sollte. Der mächtige Karás war nicht sehr geneigt dazu. Da rief Pátek entrüstet: „Aber ich bitte Sie, das ist eine nationale Sache!"

Rezek erhob sich mit einem eisigen Lächeln: „Seid ihr Tschechen?" fragte er.

Alle schwiegen und sahen sich verlegen an. Schileder war aufgestanden.

„Seid ihr Tschechen?" wiederholte der Student.

Karás beschwichtigte: „Was fällt Ihnen ein, Rezek? Provozieren Sie nicht."

„Aber reif seid ihr? Was?" fuhr der fort. „Reif und fertig."

„Er ist betrunken", flüsterte Machal verächtlich.

Rezek ballte die Fäuste. Aber er hielt sich zurück: „Ich weiß ja, daß ihr gewohnt seid, gerechten Zorn für gemeine Trunkenheit zu halten. Ich weiß. Aber sagen will ich euch nur, das Volk ist *nicht* reif, und wenn ihr euch so fertig fühlt, so seid ihr seine Feinde, seid Verräter."

„Ich bin Offizier", sagte Pátek mit banger Stimme und trat vor.

Rezek hielt ihm die Faust vors Gesicht und ging, ohne ein Wort, an ihm vorüber aus dem Saal.

Bohusch konnte die Frantischka nicht vor sechs oder sieben Uhr, wie er es in seinem Briefe bestimmt hatte, erwarten; gleichwohl fragte er seit drei Uhr, warum die Geliebte immer noch nicht käme, war gegen vier im Begriffe, sie abzuholen, und unterließ es ungern und zögernd aus Stolz oder sonst aus einem Grunde. Unruhig lief er, die Hände auf dem Rücken, in den kleinen Stuben umher, in welchen dichtgedrängter Urväterhausrat, wie man ihn allzu reichlich aus der Portierswohnung mitgenommen hatte, dieses Her und Hin ziemlich erschwerte, und blieb nur dann und wann bei dem Fenster stehen, an welchem eine kleine alte Frau saß und nähte.

„Mutter", stieß er endlich gequält heraus, „du mußt sie holen gehen!"

Die Alte nickte, hob die große runde Brille von den Augen und nickte. Sie dachte keinen Augenblick nach: natürlich, sie mußte die Frantischka holen gehen. Und sie vertauschte die Haube mit dem Hut und zog ein gelbes, gutes Shawl um die schiefen Schultern. „Du kannst ja sagen, du gingst gerade vorüber, du ... ach Gott na, du gingst eben gerade vorüber. Nicht? Warum könntest du nicht zufällig dort vorübergehen? Es gehen sicher viele Menschen dort

vorüber.“ Bohusch lachte abgebrochen. „Na, so sag doch“, fuhr er in ungeduldigem Zorne auf, „ist das möglich?“ Frau Bohusch nickte ganz verschüchtert: „Weißt du, ich will erst in die Kirche gehen, nebenan. Ich kann dann sagen, ich war in der Kirche...“ Sie zögerte noch. Der Bohusch dachte längst an andere Dinge. Er sah die alte Frau kaum mehr und erstaunte fast, als er bei seinem Auf- und Niederwandern vor ihr stand. Das gelbe Tuch war unerträglich grell in der Nachmittagssonne. Sie schauten sich eine Weile schweigend an, diese beiden kleinen, verkümmerten Menschen. Dann trippelte die Alte zur Tür und nickte und nickte. Plötzlich war der Bohusch bei ihr. „Maminko“, sagte er, und seine Stimme war wie die eines kranken Kindes. Und die alte, verängstigte Frau verstand. Sie wuchs, sie wurde reich, sie wurde Mutter. Durch dieses eine leise Wort wurde sie so. Alle Bangigkeit in ihr war Güte mit einemmal, und, die noch eben so unbeschützt und hilflos aussah, war mächtig, wie sie nun sachte die Arme ausbreitete, und dem Bohusch war es wie eine Heimkehr. Er schmiegte den großen schweren, wirren Kopf an ihre Brust, er schloß die heißen Augen, er ging unter in dieser unendlichen, tiefen Liebe. Er schwieg. Und da begann etwas in ihm zu weinen. Er hörte ganz genau, wie es anhub. Es mußte ganz tief in ihm sein, so leise war es. Es tat auch nicht weh. Und da öffnete er neugierig die Augen; er mußte sehen, wo das weinte. Und sieh: es weinte gar nicht in ihm; die Mutter war das. Da konnte der Bohusch die Lider nicht mehr schließen: Tränen warteten dahinter; viele Tränen. Es war auf einmal so festlich in der Stube. Die Dinge um die beiden armen Menschen herum bekamen ein Glänzen, wie sie es nie besessen hatten, auch in ihren fürstlichen Tagen nicht. Jedes Kännchen, jedes Gläschen in der steifen Etagère hatte mit einemmal sein Licht und prahlte damit und wollte Sterne spielen. Da kann man sich denken, daß es sehr hell wurde in der Stube.

Dann schlug die Uhr, vorsichtig, als bedauerte sie, es tun zu müssen. Aber sie schlug doch fünfmal, und die Mutter ging.

„Wohin denn?“ bangte der Bucklige.

„Ich muß die Frantischka holen.“ Da fiel dem Bohusch alles wieder ein. Er zögerte und sagte dann fast traurig: „Ja so, du mußt die Frantischka holen.“

Das war der Abschied.

Als der Bohusch allein war, begann er wieder das nervöse und rastlose Schreiten. Da und dort, wie im Vorübergehen, stellte er etwas zurecht, fegte den Staub von der Tischplatte und verlor sich unversehens darin, seine Schriften und Bücher zu ordnen. Dabei war ihm ganz warm geworden. Und als er sein heißes Gesicht irgendwo in einem Spiegel fand, erstaunte er. Er trug, um die Schultern geschmiegt, das grelle gelbe Seidentuch der Mutter. Das war doch drollig. Er wollte lachen, vergaß aber darauf, und mit unwillkürlichen Bewegungen des Behagens vergrub er seinen Rücken noch mehr in die sanften Falten. Er fühlte sich müde und ließ sich in der guten Stube, schwer und breit, in die geblümten Kissen des steifen Kanapees fallen, welches mit dem ovalen Tisch gerade die Mitte des Raumes erfüllte. Er sann und sann. Das arme festliche Kanapee klagte unter ihm. Da sprang er auf, strich mit einer gewissen Zärtlichkeit die gehäkelten Schutzdeckchen glatt und blieb in einem der Stühle, welche zu Seiten standen. Sein Gesicht, welches manchmal knabenhaft sein konnte, alterte jetzt von Minute zu Minute unter dem Einflusse seines angestrengten Nachdenkens, es wurde geradezu zerfressen von den Falten, welche darüber hinkrochen und sich einbohrten wie Raupen in eine kranke Frucht. Wußte er denn auch alles, was er sagen würde? Eine unbestimmte Angst hing über ihm. Er fühlte sich so verlassen, schwindlig, wie einer, den man auf einem hohen Turm vergessen hat. Er tastete nach einem Halt. Und in der nächsten Weile bildete er sich ein, er störe auch die Ordnung, die festliche Ordnung des Zimmers, dadurch, daß er auf *diesem* Platze wartete. Er erschrak über seine Vermessenheit. Er schlich immer weiter zurück und kauerte endlich auf einem hochbeinigen Stühlchen in der Ecke der Stube, nahe bei der Türe. Da kam Ruhe über ihn. Er dachte: So, nun ist es vorüber; ich habe ja alles schon gesagt, und er wußte doch, daß er nur geweint hatte, und das ist etwas anderes wie eine Rede, so ein Weinen. Dennoch beharrte er trotzig: Ich habe alles gesagt, die Mutter weiß alles „und du auch“ ergänzte er laut und suchte

die Augen der gelben Katze, welche ihm langsam und listig aus der anderen Ecke entgegenkam. Keine Kralle kreischte auf der braunen, glänzenden Diele. Lautlos kam das Tier näher, es wurde groß, es wurde größer, und als es so war, daß der Bohusch darüber hinfort gar nicht mehr in die stille, feierliche Stube schauen konnte, da schlief er. Und er hatte wohl Träume. Denn er sagte mit einer Stimme, die ferneher klang: „Das ist es, Rezek, bitte das ist das Geheimnis: der Maler muß das Volk malen und ihm sagen: du bist schön.“ Da fiel ihm der Kopf vornüber, und er zwang ihn nur mühsam wieder empor. „Der Dichter muß das Volk dichten und ihm sagen: du bist schön.“ Er seufzte im Traume: „Schön sein ist es.“ Dann begann ein Lächeln in seinen Mundwinkeln, ein gutes, frommes Lächeln, das wuchs über das Gesicht des Schlafenden und machte es wieder jung. Er hauchte noch: „Ich werde es nie verraten“, und dann wurde sein Traum so tief, daß kein Wort daraus mehr bis auf seine Lippen kam.
Die Türe ging. Der Bucklige schlug aber die Augen erst auf, als Rezek ihn rauh am Halse packte und nahe kreischte: „Hast du geschwiegen?“ Der Bohusch fühlte dieses Wort auf seiner Wange ganz heiß. Seine Hände wehrten krampfhaft ab, aber in seinen Augen war noch immer kein Verstehen. Sie lächelten noch. Sie lächelten den schrecklichen Rächer an, bis sie starben. Und dann glitt das gelbe Tuch über den armen Körper und deckte den Bohusch und sein Geheimnis zu.

KA 3, S. 151-194.

16. Die Geschwister (1897)

Mittags waren in dem alten Haus gegenüber der Malteserkirche drei Treppen hoch die neuen Mieter eingezogen, und bis zum Abend wußte man nur, daß sie ungewöhnlich große Möbel mitgebracht hatten, die in den engen Windungen der Wendeltreppe fast stecken geblieben wären. Und die alte, triefäugige Hökin, die nahe, unter den dunklen Steinlauben, saß, konnte sich kaum beruhigen in Erinnerung der riesigen Eichenschränke und beschwor die Nachbarn, ihr zu glauben, daß es „hochherrschaftliche“ Schränke gewesen seien. Diese Versicherung bewirkte, daß eine ungewöhnliche Unruhe die vielen kleinen Parteien des bewußten Hauses in Atem hielt: jeden Augenblick kam aus irgend einer der weißlackierten Türen, auf deren jeder um ein Blech- oder Glasschild herum sich ein paar schmutzige Visitenkarten drängten, ein unordentliches Frauenzimmer heraus, lauschte die Treppe aufwärts, und fuhr beschämt zusammen, wenn es da schon auf andere Horcher stieß, welche ebenfalls in Schrecken sich zurückziehen wollten, bis die gleichgesinnten Seelen einander erkannten und ihre hungernde Neugier durch dunkle Vermutungen nur noch mehr anreizten.
Plötzlich aber wurde die weibliche Bewohnerschaft aus dem engen Treppenhaus, welches wie eine Wirbelsäule durch das Gemäuer aufwuchs, nach den Hof-Fenstern hingezogen. Tief unten in dem röhrenförmigen Hofe, wie am Grunde eines Brunnens, begann ein Leierkasten schluchzend die Melodie aus dem ‚Bettelstudent’, und zugleich waren auch schon man wußte nicht woher ein paar Kinder dabei, welche um den alten Saufbold einen wilden und seltsamen Tanz aufführten. Die Töne aber kamen nach gequältem Ächzen wie ein Rülpsen aus den trockenen Orgelkehlen, schienen emporzuschnellen und wie unsichtbare Lassoleinen an den verschiedenen Hälsen zu ziehen, welche in ganz unglaublicher Länge aus allen Lucken und Küchenfenstern herauswuchsen und als ein bizarrer architektonischer Schmuck die Kahlheit der Wände unterbrachen. Die Frauenzimmer, welche sich da von hüben und drüben begrüßten, sahen einander in der Dämmerung zum Verwechseln ähnlich; ihre Gesichter schienen alle, wie ein vorsichtiges Mimicri, die unbeschreibliche Mißfarbe der Mauer angenommen zu haben, und auch in Bewegung und Stimme war eine so überraschende Einheitlichkeit zu bemerken, daß sie mehr als zugehörige Organe dieses Hauses, denn als freibewegliche Einzelwesen erscheinen mochten. Man könnte nun leicht glauben, daß die Aufmerksamkeit der vielen Köpfe dem erbärmlichen Leierkasten gehörte, denn manche nickten sogar den Takt mit; in Wahrheit aber

wuchsen alle Augen ganz sachte zu dem Küchenfenster des dritten Stockes, und manch leichtgläubiges Ohr glaubte dessen Riegel klirren zu hören. Allein die Drehorgel hatte sich mit einem Galopp, zu dem ein kleiner schwarzer Rattler die Begleitung heulte, erschöpft, der Spielmann brüllte seinen Dank und schlürfte mit schweren Schritten davon. Der helle Schwarm der Kinder zog wie eine Kette hinter ihm her, und mit einemmale fühlten alle die Stille und das Dunkel des dumpfen Hofes. Aber gerade in diesem eigentümlich lauschenden Augenblick ging das ersehnte Fenster fast unhörbar auf, und die alte Magd Rosalka neigte sich weit vor. Fast alle Köpfe tauchten unter, nur eine kecke, ungeduldige Stimme schrie: „Na, seid ihr schon fertig eingezogen?“ Die Magd Rosalka nickte nur, und gerade, als der Leierkasten in einem nächsten Hause leise etwas sehr Wehmütiges begann, setzte sich die Alte wie ein großer, trauriger Vogel ins schwarze Fenster und ließ nachlässig, als wären es Kartoffelschalen, Stück für Stück die Lebensgeschichte ihrer Herrschaft in den horchenden Hof hinunterfallen. Und wenngleich jetzt niemand an den Fenstern zu sehen war, so ging doch keines von ihren breiten Worten den Mauern verloren, aus denen nur dann und wann eine ermunternde Frage aufstieg. Eine Stunde nachher, als sie bei den Maltesern Ave läuteten, kannte auch die alte Hökin unter den Steinlauben das ganze Schicksal der Försterswitwe Josephine Wanka und ihrer beiden Kinder und gab es ihren letzten, täglichen Kunden, dem Gerichtskanzlisten Jerabek und dem Lakaien Dvorak nebst den „hochherrschaftlichen“ Schränken mit.

Aber vielleicht hätte es gar nicht der Generalbeichte der Alten gebraucht, um dem Durste der Frauenzimmer genugzutun. Denn die drei Menschen, die aus dem kleinen Krummau in die Hauptstadt übergesiedelt waren, trugen ihre Erinnerungen und Erlebnisse gleichsam über den Kleidern, so daß man nur anzustreifen brauchte, um ein Stück davonzutragen. Zum Teil lag dies wohl an dem Gebrauche der kleinen Stadt, drin sich jeder mit seiner Freude schmückt und sein Leid auch möglichst sichtbar mitträgt; wer so unklug ist, da nicht mitzutun, dem wird beides aus dem heimlichen Versteck von den unbarmherzigen Händen der Nachbarn herausgezerrt, und er mag sehen, ob er in dem von Haß und Hohn entstellten Gerücht seine leise Freude oder seinen stillen Kummer wiedererkennt. Bei der Familie Wanka mochte aber diese Freimütigkeit zunächst darin ihren Grund haben, daß das jüngste und folgenreichste Ereignis ihres Lebens immer noch obwohl ein Jahr seither vergangen war über ihnen lag. Besonders bei den Frauenzimmern merkte man noch die Spuren des Schicksals, gleichsam die Abdrücke seiner brutalen Griffe in ihren Gesichtern, und man hörte die Angst, welche immer irgendwo im Hintergrunde ihrer Stimme wartete, um sich plötzlich ohne Grund über alle Worte auszubreiten. Nur der etwa zwanzigjährige Sohn, Zdenko, hatte etwas Ernstes und Verschlossenes in seinem strengen Gesicht, das ihn schnell aller Sympathien beraubte; der Umstand allein, daß er so hörte man schon in den ersten Tagen Student der Medizin sei, verursachte, daß man ihm an Stelle der Zuneigung eine gewisse trotzige Achtung schenkte, die er jedoch nicht zu bemerken oder abzulehnen schien. Aber wenn die Frauen in ihrem Wesen sich auch fortwährend verrieten, behielten sie gleichviel etwas Kühles den dienstwilligen Hausgenossen gegenüber, und seit jenem ersten Tag waren Wochen vergangen, ohne daß eine von den Nachbarinnen die Stuben der Frau Försterswitwe betreten hätte. Dieses war, dank seiner schweren Erreichbarkeit, nach und nach zu einem von allen im Wetteifer angestrebten Ziele geworden, und man scheute keine List und kam bis in die späten Abendstunden, von Wankas einen Zuckermörser oder einen Korkzieher, den man merkwürdig oft verlegte, oder endlich den Bodenschlüssel entleihen, Dinge, welche man meistens davontrug, nebst dem Ärger, nicht über die Schwelle des Wohnzimmers gesehen zu haben.

Diese hoffnungslose Hartnäckigkeit stand in keinem Verhältnis zu den ursprünglichen Geständnissen der alten Magd, und es war begreiflich, daß man von ihrem Entgegenkommen alles Weitere erwartete; doch auch sie schien schweigsamer und mißtrauisch zu werden und begann, wenn man sie bedrängte, immer wieder die eine Geschichte zu erzählen, welche längst alle kannten: von dem Märzmorgen, an dem die Holzknechte den Revierförster Joachim Wanka, von Wilddieben erschossen, aus dem Walde heimgebracht hatten. Und daß sein Gesicht

voll erstarrten Zornes war und dunkel, gleichsam ganz im Schatten der buschigen Brauen, dalag, und wie seine Fäuste sich nicht mehr lösten, auch in den vielen Tränen nicht, so daß der Förster wohl seine liebe Not haben würde einmal am Jüngsten Tage zu tun, als sei er die ganze Zeit mit fromm gefalteten Händen dagelegen. Dann bekreuzte sich die Alte mit gewohnheitsmäßigem Ungefähr und versicherte zum Überfluß, sie habe aus Träumen und Zeichen längst bevor das ganze Unheil gewußt und auch daraus, daß der Herr Julius Cäsar im Krummauer Schloß wieder umgegangen sei und es dem Kastellan geschah, daß in einem Armstuhl der Kaiser Rudolf ihm gegenübersaß und, den Kopf in die Hand gesenkt, über das nächtliche Moldautal fort in die Sterne sah.

Wer solches nicht glauben mochte, den pflegte die alte Rosalka kurzweg zu verachten; denn sie hielt das für einen Mangel von Bildung und Erfahrung und für eine von den vielen üblen Folgen jener Kultur, die „in der Großstadt“ immer mächtigere Fortschritte macht. Sie konnte dann auch nicht umhin, am Abend, wenn Frau Wanka mit ihrem Sohn gar ernste und bedachtsame Gespräche zu führen schien, die Tochter Luisa, welche so ganz überflüssig mit großen, verlorenen Augen dabeisaß, heimlich in die Küche hinauszuwinken und sie vor dem sündigen Munde der Ketzer zu warnen, welche vor nichts mehr Scheu hätten vor keinem Kirchhof und vor keiner Mitternacht, ja, nicht einmal vor beiden zusammen. Und da war über ein Kurzes jene Stimmung heraufbeschworen, in der die Alte sich zu Hause fühlte: die Dinge rundum, vom steifen Küchenschrank bis zu dem plumpen Waschtrog, welche eben noch so nüchtern dagestanden hatten, begannen mit einemmale lauschend zu werden, und es war, als rückten sie, um kein Wort Rosalkas zu verlieren, näher und näher an die beiden Frauen heran, Geräusche erwachten wie von Schritten, und ohne Grund lachte eine von den alten Blechpfannen: „plink!“ Dann hielt die Magd ein, und mit klopfendem Herzen verfolgten beide den silbernen Ton, und ihnen geschah, daß eine unsichtbare Uhr irgend eine bedeutsame Stunde geschlagen hätte. Und manchmal ging die alte Küchenlampe, wie im Einverständnis mit Rosalka, gerade während dieses Hinhorchens aus, und die satte Dämmerung wurde schwer und schwül von tausend taumelnden Möglichkeiten. Luisa, welche immer ganz stumm in einer Ecke saß, wurde kleiner und kleiner diesen Mächten gegenüber; sie schien sich aufzulösen und nichts zurückzulassen als zwei ängstliche große Augen, welche den Spukgestalten mit einem gewissen gläubigen Vertrauen nachgingen. Es war dann wie in dem großen Maskensaal des Krummauer Schlosses, dessen Wände bis hoch zur gewölbten hallenden Decke hinauf mit lebensgroßen Gestalten bemalt sind. Ein französischer Maler soll vor vielen hundert Jahren diese Karnevalsgruppen so geschickt, in so reichem und überraschendem Wechsel komponiert haben, daß man selbst am lichten Tage hinter jeder Figur immer noch neue, phantastisch verkleidete Gäste auftauchen sieht. In Krummau aber weiß man ganz bestimmt, daß solches nicht an dem Verdienste des Malers, sondern an dem seltsamen Umstand liegt, daß die Ritter und Damen zu einer gewissen Stunde zu erwachen beginnen, um das Schauspiel jener einen fernen Nacht zu wiederholen. Aus den Wänden steigend, erfüllen sie den Saal mit ihrem schimmernden Gewimmel. Bis die riesigen Grenadiere an der Saaltüre die Hellebarden hart an den Boden stoßen: da ordnen sich die Reihen. Ein Donner rollt über sie hin. Mit seinem wilden, schwarzen Sechsgespann ist Prinz Julius Cäsar, des zweiten Rudolf heimlicher Sohn, an der ragenden Rampe vorgefahren, und kaum einen Atemzug später steht er, schwarz und schlank, mitten unter den Gästen, die sich tief, tief verneigen, wie eine Zypresse im wehenden Ährenfeld. Dann mischt die Musik die Menge, eine fremde Musik, welche bei dem Aneinanderstreifen der kostbaren Kleider zu entstehen scheint und, wachsend, sich breit und brausend aus den Massen erhebt, wie die Melodie eines Meeres. Und da und dort teilt der Prinz mit einem Wink die glänzenden Wellen, verschwindet in ihnen, steigt an der anderen Ecke stolz aus ihnen empor, läßt sein leuchtendes Lächeln wie einen Sonnenblitz über sie hingleiten und schleudert ein helles, übermütiges Wort, gleich einem köstlichen Ring, nach dem alles hascht, mitten ins Gewoge hinein. Und unter dem wilderen und wühlenden Hin und Wider wächst die heimliche Lust. An eines silbernen Ritters Seite erkennt der Prinz ein blasses, blaues Fräulein und fühlt zugleich: die Liebe zu ihr, den

Haß für ihren Begleiter. Und beides in ihm ist rot und rasch. Und er hat den silbernen Ritter wohl zum König gemacht; denn dem fließt über den blanken Panzer ein Purpur nieder, immer breiter und blutender, bis er stumm zusammenbricht unter der Last des fürstlichen Mantels: „Es geht manchem König so“, lacht ihm der Prinz in die sterbenden Augen. Da erstarren die festlichen Gestalten vor Grauen und blassen langsam und bang in die verlöschenden Wände zurück, und wie ein fahles Felsland steigt der verlassene Saal aus den letzten leuchtenden Wellen. Nur Julius Cäsar bleibt zurück, und das gierige Glühn seiner heißen Augen versengt dem blassen Fräulein die Sinne. Aber wie er sie greifen will, entreißt sie sich seinen zwingenden Blicken und flüchtet in den schwarzen, hallenden Saal; ihr leichtes, blaues Seidenkleid bleibt, zerfetzt, wie ein Stück Mondlicht in den wilden Fingern des Prinzen, und er windet es sich um den Hals und würgt sich damit. Dann tastet er ihr nach in die Nacht hinein und jubelt plötzlich auf. Er hört, sie hat die kleine Tapetentür entdeckt, und er weiß: nun ist sie sein; denn von da giebt es nur einen Weg: die schmale Turmtreppe, die in das kleine duftende Rundgemach mündet hoch im Moldauturme.

Und mit übermütiger Hast ist er hinter ihr, immer hinter ihr, und er vernimmt nicht ihren verscheuchten Schritt, aber wie einen Glanz sieht er sie bei jeder Wendung der Treppe vor sich her. Da faßt er sie wieder, und jetzt hält er das zarte, angstwarme Hemdchen in der Hand, nur das Hemdchen, und seinen Lippen und Wangen ist es kühl. Es schwindelt ihn, und wie er seine Beute küßt, lehnt er zögernd an der Wand. Dann mit drei, vier Tigersprüngen taucht er hinauf in die Tür des Turmgemachs und erstarrt: hoch vor der Nacht ragt, nackt, der reine weiße Leib, wie vom Fensterrande aufgeblüht. Und reglos sind sie beide. Aber dann, eh er‘s noch denkt, heben sich zwei helle, kinderzarte Arme in die Sterne hinein, als wollten sie Flügel werden, es verlischt etwas vor ihm, und vor dem hohen Fensterbogen ist nichts mehr als hohle heulende Nacht und ein Schrei ...

„Und du bist wirklich achtzehn?“ sagte Zdenko und neigte sich über sein erschrockenes, weinendes Schwesterchen, welches, ganz klein und scheu, in dem Winkel der Küche kaum zu finden war. „So kommen dir deine alten Gespenster auch her, nach Prag, nach? Oder hat Rosalka sie in ihren Töpfen und Pfannen mitgebracht?“ Die alte Magd wandte sich grollend ab. „Ja“, zögerte Luisa, „ja“, und atmete stockend auf, „zuerst, wie wir herkamen, hab ich gedacht, ich bin sie los. Wie ich die hellen Häuser gesehen habe und die breiten Gassen, da war mir ganz frei und fröhlich; hier aber auf der Kleinseite ist es fast noch schlimmer als bei uns. Nicht?“ Und langsam schaute sich das Mädchen um. Zdenko aber zog sie hinter sich her in die helle Wohnstube. „Natürlich, wie ichs gesagt habe“, rief er seiner Mutter entgegen, „während wir hier reden, ist sie schon wieder bei der alten Hexe draußen und ganz aufgeregt von dem ewigen Unsinn.“ Frau Josephine schüttelte leise den Kopf mit den breiten, grauen Scheiteln und sagte: „Wann wirst du denn mal vernünftig werden, Kind?“ Sie nähte ruhig fort an weißen Leinenstücken, und in dem Korb neben ihr wartete noch viel Arbeit. Doch nach einer Weile legte die Witwe die zerstochenen Finger in den Schooß und sah der Tochter ins Gesicht. Luisa hatte, von der hellen Lampe geblendet, die Augen geschlossen, und in ihrem zarten blassen Gesichtchen war eine so deutliche Angst zurückgeblieben, daß die Mutter erschrak. Es fiel ihr mit einemmale auf, wie schwach und schmächtig das Mädchen war, und ob sie überhaupt Kraft genug haben würde, im Leben einmal ganz ohne Halt und Hilfe aufrecht zu bleiben. Die gütigen, blaßblauen Augen der Mutter trübten sich in Tränen, es konnte aber auch von der Anstrengung sein; denn das Weißnähen ist eine mühselige Arbeit, und die Lider der Frau Wanka waren stets ein wenig gerötet davon. Luisa, die den Blick gefühlt haben mußte, ging nach einer Weile daran, der Mutter zu helfen. So waren beide Frauen über das Linnen gebeugt, und die Hängelampe beleuchtete grell den grauen und den blonden Scheitel. Jetzt sagte Zdenko: „Ich weiß nicht, ich bilde mir immer ein, die Luisa ist so klein geblieben vor lauter Ehrfurcht. Wirklich. Es kann so sein. Wenn einer immer, von ganz klein auf, lauter so große Dinge sieht wie sie, denkt euch nur das Schloß auf dem steilen Felsen, diese hohen Höfe, die großen Kanonen auf den Schanzen, und endlich in den Sälen Stühle und Bilder und Vasen alles wie

für Riesen gemacht dann wächst er diesen Dingen entweder nach ...“ (Frau Wanka sah ihrem Sohn lächelnd ins Gesicht und nähte dann eifrig weiter) „oder er verliert überhaupt allen Mut, ihnen nachzuwachsen. Denn er muß sich denken: so groß werd ich ja doch nie. Und vor lauter Schauen und Staunen vergehen die Tage, und man vergißt auf sich selbst und darauf, daß diese Dinge doch eigentlich nur ein Beispiel sind. Glaubst du nicht, Luisa?“
„Vielleicht“, nickte die Schwester und unterbrach nicht ihre Arbeit.
„Ich habs ja auch mal empfunden, daß einen das drücken kann als Bub.“ Zdenko sah über die Frauen fort ins Unbestimmte. „Aber dann kommt einmal der Ruck, da man sich vor alledem auf die Fußspitzen stellt, statt davor hinzuknieen, und hat man das erst einmal weg, dann ists nicht mehr lange bis zum Drüberhinsehen. Und glaubt mir, das macht alles aus. Nur immer alles überschauen. Der zu höchst steht, ist immer der Herr. Ich hab es immer schon ganz deutlich geahnt, was unsere Zeit so verworren macht und so unsicher; aber jetzt, seit ich hier in der Stadt bin und viele Menschen sehe weiß ichs: daß keiner drüber steht. Ihr sagt mir, das ist falsch: über der Stadt ist der Bürgermeister und über ihm der Statthalter, und der muß wieder zum König ein gut Stück hinaufsehen und der König zum Kaiser und dieser zum Papst. Der Papst aber reicht trotz seiner dreimalhohen Krone immer noch nicht bis zum lieben Gott hinauf, meint ihr. Ich denke, das kommt davon, daß man das Ding meistens vom verkehrten Ende ansieht. Mir scheint, ganz tief unten ist der liebe Gott und ein wenig über ihm der Papst und so fort. Oben aber ist das Volk. Das Volk aber ist ja nicht eines, das sind viele; sie stoßen und schieben einander, und es verstellt einer dem anderen die Sonne. Da mein‘ ich halt immer, irgend einen müßten sie von Zeit zu Zeit in die Höhe heben, nicht zu hoch (er könnte leicht hinunterfallen bis dorthin, wo der König ist oder der Kaiser), aber doch so, daß er ihre starken und treuen Schultern unter sich fühlt und mit ruhigem Bedacht eine Weile lang hinschauen kann über ihre Köpfe. Wenn er dann wieder unter ihnen steht, wird er wie aus der Heimat zurückgekehrt sein und seinen Brüdern sagen können, wo die Sonne aufgeht und wie lang es noch währen mag bis dahin und so manches mehr. So aber...“ Zdenko verdeckte seine Augen mit der Hand. Dann erhob er sich heftig: „Mna, laßt jetzt die Plackerei und geht schlafen; es ist spät. Die Lampe wird auch gleich verlöschen.“ Seine Stimme war rauh. Er bemerkte erst jetzt, daß Luisa nicht mehr über das Weißzeug geneigt dasaß; ihre Augen brannten ihm entgegen, groß und leuchtend wie nie. Und seltsam, er sah sich in diesen Augen und richtete sich stolz und stark auf wie vor einem Spiegel.
Seine Mutter aber nähte immerzu mit rüstigem, rastlosem Mühen, und Zdenko hatte ganz plötzlich das Bedürfnis, zu ihr hinzutreten und ihr die Hände zu küssen.
Es war nicht Mißtrauen, welches die Magd Rosalka still und schweigsam gemacht hatte den Hausgenossen gegenüber. Alten Leuten ergeht es oft so, wenn sie, aus der gewohnten Kleinhäuslichkeit ihrer Provinzstadt vertrieben, sich in einem neuen Orte zurechtfinden sollen; sie können sich den größeren Maßstäben nicht anpassen und sind wie aus einer engen Stube in einen hallenden Saal versetzt, drin ihre heimlichsten Worte wie von unsichtbaren Chören laut nachgesprochen werden, während ihre vielen heftigen Gesten sich in der Weite dieses teilnahmslosen Raumes zu verlieren scheinen. Im Anfang gefällt ihnen das der Neuheit wegen, aber bald fühlen sie es wie eine Anstrengung, die, ohne genügenden Lohn, entmutigend wirkt, und lassen von einem Morgen an die Hände im Schooß und die Worte auf der Zunge liegen. Es kommt nämlich noch dazu, daß die Leute auf dem Lande um ein Tüchtiges bescheidener sind. Da genügt es, einmal ein recht ansehnliches Unglück gehabt zu haben, um für alle Zeit, bis zum letzten gottseligen Tage, das achtungsvolle Bedauern der Bekannten wie eine lebenslängliche Rente zu beziehen. Aber „in der Großstadt“ sollte man ja grollte die Alte um halbwegs obenauf zu bleiben, mindestens wöchentlich einmal einen Vater verlieren und alle drei Wochen von der Treppe oder aus dem Fenster fallen. Sie gedachte mit betrübten Augen ihrer „Stellung“ in Krummau und konnte es ihrer Herrschaft nicht verzeihen, daß sie, um dem Zdenko die Universität zu ermöglichen, nach Prag übergesiedelt wäre. Sie vergönnte es der Frau Förster, daß sie nun selbst ein paarmal der Woche in „Häuser“ gehen mußte, um durch Weißnäharbeit

zu ihrer kleinen Pension und dem fürstlich Schwarzenbergschen Gnadengehalt das hinzuzuverdienen, was der neue Haushalt und die Heranbildung des Sohnes verlangte. Sie wußte auch, daß Frau Wanka dem Zdenko jedes Opfer bringen würde und den dunkeln Wunsch hatte, in ihm einen „studierten Doktor“ zu sehen, welches für Rosalka als das ungebührliche Streben einer zügellosen Hoffart, um derenwillen man sich dreimal bekreuzen mußte, erschien. Anders faßte man dieses Trachten der Witwe in dem Hause der Frau Oberst a. D. Meering von Meerhelm auf, wo die Försterin jede Woche einmal, und zwar am Montag, dem Wäschetag, die Putzwäsche ausbesserte. Frau Charlotte Meering lobte nämlich den Eifer der Mutter und tadelte dabei nur, daß Zdenko Wanka die böhmische statt der deutschen Universität bezogen hätte. Dieser einleuchtende Mißgriff war Schuld, daß man ihn nie zu sich bitten konnte. Vergebens versicherte die Witwe, daß das ganz im Sinne ihres armen seligen Mannes geschehen sei, der ein guter Tscheche gewesen wäre; die Oberstin lächelte nur vornehm und konnte, wie sie sich ihrem Gemahl gegenüber ausdrückte, „die Beschränktheit dieser Leute nicht verstehen“. Dafür durfte Luisa die Mutter manchmal abholen kommen und, wenn sie versprach, nur deutsch zu sprechen, zehn Minuten mit den Meeringschen Kindern, einem fünfzehnjährigen Rangen und der etwan drei Jahre jüngeren Lizzie, „spielen“. Der Erfolg war freilich immer ein entgegengesetzter, d. h. die beiden Geschwister stürzten sich auf das scheue und ängstliche Mädchen und begannen es, wie irgend ein Ding, zu schieben und zu stoßen, bis Frau von Meering meist gerade in dem Augenblick in die Tür der Kinderstube trat, da Luisa, an einen Schrank gebunden, ein weißes Opfer darstellte, während ihre Sprößlinge sie mit wildem Siegesgeheule, nach Indianersitte, umsprangen. Da war es nun nicht erstaunlich, daß Luisa sich diesen Besuchen keineswegs entgegenfreute und dankbar war, wenn die Mutter ihr verstattete, sie im Flur oder in der Straße zu erwarten. Manchmal kam dann gerade der Herr Obrist an ihr vorbei nach Hause und blieb, da er die Schrecken des Wäschetags vermeiden wollte, noch einen Augenblick vor dem Mädchen stehen. Der kleine, etwas dickliche Herr, der einen großen Ehrbegriff inwendig und einen großen Orden auf der Außenseite seiner Brust trug, blies mit einiger Behaglichkeit seinen Schnurrbart auf und leitete das kurze Gespräch immer also ein:
„Warten auf den Herrn Bräutigam, gnädiges Fräulein?“ Darauf wurde Luisa jedesmal so rot, als die schlechte Beleuchtung der Gasse es notwendig machte. Der alte Herr freute sich daran und erkannte von einem Mal zum nächsten immer deutlicher die Köstlichkeit seines Witzes, den er beim Abendessen, natürlich nachdem die Kinder zu Bette waren, gerne seiner Lotti wiederholte. Sonst wußte er ohnehin nicht viel zu erzählen. Denn es lag etwas Versonnenes in seinem Wesen, welches man auch durch dieses Beispiel beleuchten kann. So hat er mehr als fünf Jahre darüber nachgedacht, was der Wink, den man ihm zeitweilig von „oben“ gab, bedeuten mochte. Verstanden hat er ihn freilich erst viel später, als das rastlose Winken höherenorts schon eine Art von Sturm hervorgerufen hatte, welcher endlich den Herrn Obristen von dem gefährlichen Gipfel eines Regimentskommandos sachte in das beschauliche Tal des Ruhestandes herunterwehte, in dem er sich nun nach wie vor sinnend erging. Er war ein Mann, der die Tiefen des Lebens nach den schauerlichen Abgründen alter Kalendergeschichten bemaß und sich oft verwunderte, wie hoch er, allen Fährlichkeiten zum Trotz, auf der irdischen Rangleiter emporgekommen war. Seine gerechte Gesinnung teilte aber nicht nur ihm selbst rückhaltlose Anerkennung zu, er wußte jeden nach Wert und Würden zu behandeln. Seit er erfahren hatte, daß der verstorbene Wanka fürstlicher Förster gewesen war und daß auch Frau Josephine dann und wann im Schlosse Frauenberg die Kammerfrau vertreten mußte, sah er die Witwe gerne in seinem Hause und fühlte einen Hauch indirekter Fürstenhuld von dieser Familie ausgehen.
Wenn Frau Wanka an diesen Montagabenden endlich mit müden Augen aus dem Tor des Meeringschen Hauses trat, küßte sie die Tochter, und die beiden Frauen gingen, meist ohne ein Wort zu tauschen, durch die lebhaften Gassen der Neustadt der steinernen Brücke zu. Erst wenn sie aus der lauten Brückengasse in die schmalen, kaumbeleuchteten Zweiggäßchen eingelenkt waren, löste sich ihre Stimme, und sie begannen leise und langsam von Zdenko zu reden, wie

zwei Spieluhren, die zaghafte Lieder träumen mitten in der Nacht. Über ihren Gesprächen war eine treue, rührende Zärtlichkeit, die um so inniger klang, als sie niemals in die Worte herunterstieg, aber die Frauen ganz erfüllte, ihre Bewegungen verschönte und ihr Lächeln leuchtender machte. Seit jenem Abend, da Luisas Augen sich so seltsam entzündet hatten an den heißen Worten des Bruders, war er für sie ein Anderer geworden, ein Mächtiger; und wenngleich die Liebe, die Frau Wanka ihrem Sohne bewahrte, tieferen Quellen entsprang, so verstanden Mutter und Tochter einander doch in dieser lauschenden und leisen Sprache und sagten einander darin mit vielen Worten etwa dieses: er ist ein Anderer geworden.

Sie hatten recht damit. Eine freudige Erregung war über den jungen Menschen gekommen. Die Freundschaft mit dem Wald und die rüstige Ruhe seines Vaterhauses hatten ihn beschenkt, immer und immer wieder, und was man dafür von ihm wollte, war so lächerlich gering gewesen. Wenn er die Jahre vor des Vaters Tode überdachte, war er jetzt geneigt, zu glauben, er hätte eigentlich nur einen einzigen Tag gekannt, der, zufrieden und satt, hinter jeder Nacht immer wieder hervorkam bis zu dem ersten schweren Schmerz: dem gewaltsamen Tode des teuren Vaters. Hinter dem lag etwas Lebloses und Leeres, das wie ein Ausruhen war oder wie ein Vergessen. Aber mitten drin so empfand er das war dann eine Türe, ein Tor irgendwo aufgegangen, und nun stürmten sie herein, lauter junge und bunte Tage, die ihm in ungeduldigem Heischen die Hände hinhielten. Was war er ihnen dankbar für ihr Begehren! Wie ein Heimgekehrter stand er da, der Gaben austeilt nach allen Seiten, und die Dinge sind weither, und jeder der Beschenkten weiß sie zu verwenden. Wanka hatte das Gefühl, daß die ganze Welt aus seiner Tasche lebte, und es sollte ihr nicht schlecht gehen dabei. Er war immer in einem Kreise junger Leute zu finden, denen er ernste und lose Einfälle in buntem Durcheinander hinwarf, und sie fanden alle genug darin, um ihre Tage damit zu füllen und ihre Nächte. Er bemerkte nicht das Ziellose in diesen jungen Köpfen; denn er hatte selbst kein Ziel, weil er tausend hatte und heute dieses, morgen jenes zu greifen vermeinte. Diese Art zu leben brachte ihn mit einer großen Menge Menschen in Berührung, und allen gab er sich mit derselben Treue hin, und wenn er sich einmal wieder recht an einem eigenen neuen Gedanken begeistert hatte, so glaubte er es den Menschen danken zu müssen, welche ihn mißtrauisch umstanden. Nach und nach wurde er stiller, hörte nun auch die Gegenreden aufmerksam an und fand, daß er eigentlich nicht imstande war, ihnen zu antworten. Langsam begann er einzusehen, daß alle seine Begeisterungen Bruchstücke eines großen Monologes waren, und dieses Erkennen ernüchterte und vereinsamte ihn sehr.

Nächtelang saß er jetzt schweigend an dem Stammtisch des Nationalcafés, an welchem Männer verkehrten, die älter und ernster waren als er und von denen er glaubte, daß sie an der Spitze des Volkes ständen. Es waren Dichter und Maler, Schauspieler und Studenten. Sie hatten alle etwas in ihrem Gehaben, was ihn früher stark abgestoßen hatte, allein er suchte sich daran zu gewöhnen. Nach dem Theater fanden sie sich müde und mürrisch zusammen, und wenn sie sich begrüßten, lächelten sie einander mitleidig zu. In ihren Kleidern war entweder etwas übertrieben Vornehmes oder eine grobe Vernachlässigung zu bemerken, und man konnte auf den ersten Blick schwer erkennen, was sie vereinte. Erst einige Gläser Tschaj oder Budweiser Bieres machten begreiflich, daß die Ähnlichkeit in den großen Worten liege, welche immer zahlreicher und ungestümer von ihren Lippen kamen, je später es wurde. Ein Unterschied blieb allerdings noch darin bestehen, daß die in den modernen Kleidern ihre Worte gleichsam nur vor sich auf den Tisch legten mit der Warnung: nicht anrühren, während die anderen sie einfach in die Luft warfen, gleichviel wen sie treffen mochten. Da hörte nun Wanka die Angelegenheiten der „Nation“ verhandeln, er erfuhr zum erstenmal von ihrer Bedrängnis und Not, von ihrer stillen und innigen Sehnsucht. Eine Beschämung überfiel ihn plötzlich wie einen Lachenden, der erfährt, daß ein Toter im Hause sei, und er dachte darüber nach, wie es denn geschehen konnte, daß er von all diesem Drückenden gar nichts gemerkt hatte alle Jahre lang. Er dürstete, recht viel davon zu erfahren, aber wenn er sich den Männern wieder zuwandte, entdeckte er, daß sie ganz in demselben Tone längst von anderen Dingen sprachen, von der Kunst und

ähnlichem. Und er sah mit einemmale, daß ihre Begeisterung nichts als Heftigkeit war, und daß sie nichts Gemeinsames besaßen als ihre Einbildung. Da zog er sich von ihnen zurück. Er blieb wieder die Abende zu Hause, widmete sich mit mehr Fleiß seinen Studien an der Universität und bildete sich eine Zeitlang ein, es sei alles wie vordem. Bis ihm an solch einem Abend, wie damals, als er Luisa bei ihren Gespenstern in der Küche fand, ganz von ungefähr sein innerstes Nachsinnen zu Worten wurde. Seither wußte er auch, daß er den Leuten auf der Gasse anders in die Augen sah, bemüht, in ihren Mienen die Spuren jenes Leidens zu finden, von dem sein Volk heimgesucht sein sollte. Da und dort glaubte er jetzt wirklich eine gedrückte, geknechtete Gestalt zu bemerken, allein, wenn er näher zusah, erkannte er enttäuscht, daß es nur die Last der Armut war oder des Elends, welche auf den fremden Schultern lag, nicht das Joch der Knechtschaft. Und doch ließ es ihm nicht Ruhe. Er fühlte immer noch Kräfte in sich und fragte bei jedem Tage an, ob sein Volk ihrer bedürfe. Er wurde immer ratloser und unzufriedener, hielt es weder im Lehrsaal noch in der Wohnstube aus, wo Luisa saß und ihn mit großen, fragenden Augen erwartete. So machte er weite Spaziergänge.

Einmal im Frühling war er den Podskal entlang gegangen, tief in Sinnen, und als er aufblickte, ragte auf teilweise abgegrabenem Terrain ein graues, einförmiges Gebäude vor ihm auf, dessen Fenster ihm leer, wie ausgebrannt, entgegenstarrten. Wanka hielt es für eine einstige Kaserne, welche nun der Demolierung preisgegeben war, und trat, da der Platz nicht weiter abgeschlossen schien, durch eines der gähnenden Tore ein. Die Höfe waren mit Türrahmen und Türen, Brettern und allerlei altem Gerümpel angefüllt, und diese Dinge sahen ganz unglaublich traurig aus in dem glanzlosen, langsam verlöschenden Licht des späten Nachmittags. Der Student wandte sich ab und, von irgend einem Gefühl bestimmt, stieg er die ausgetretenen Holztreppen hinauf und ging weite weiße Gänge entlang und durch viele geweißte Räume hin, deren Decken niedrig, deren Dielen zum Teil aufgerissen waren. Und dann schritt er noch eine Treppe hinan und stand wieder in einem Gang, dessen Schlußwand schon halb eingerissen war, so daß der Wind breit hereinkonnte, aus dem grauen Tag. Er riß Strohhalme von den Sparren der Decke los und trieb sie, wie Pfeile, dem Fremden entgegen. Wanka trat gleich in eine der nächsten Türen ein und fand sich in einer engen, kaum drei Schritte breiten und nicht viel längeren Zelle, die ganz gleichmäßig erfüllt war mit dem spärlichen Licht, das durch eine vergitterte Öffnung, nahe der Decke, hereinfloß. Die weißgrauen Wände waren mit vielen Ritzen wie mit einem seltsamen, wirren Muster bedeckt, und erst nach einem Augenblick erkannte der Student, daß dieses Muster sich in Worte und in Bilder löste; Gebetsworte und Flüche, Namen und Orte las er, und alles hineingeritzt in wilde, grinsende Fratzen, merkwürdig verschmolzen mit den Linien ihrer Nasen und Augen, mehr wie beredte Falten und Runzeln, als wie Schriftzüge. Und ein Gesicht wuchs hinter dem anderen hervor, bleich und bebend, wie ein Haufe Volkes drängte ihm die immer mehr erwachende Wand entgegen, allen voran ein drohender, zorniger Mann mit hohlen Augen. Und quer über seine Stirne stand: „Jesus Maria.“ Da hörte Wanka, wie jemand seinen Namen sagte, und in unbeschreiblichem Grauen wandte er sich, als ob er flüchten wollte, und stieß heftig auf Rezek, den blassen Studenten, der mit eigentümlichem und eingeweihtem Lächeln sagte: „Das waren auch Künstler, diese hier. Nicht?“

Wanka erkannte den Studenten und sah ihn verständnislos an.

„Nun ich meine, jeder in seiner Art“, lächelte der noch. Dann fügte er ernst hinzu: „Glauben Sie mir, daß mir diese Bilder hier näher gehen, als das was unsre Maler malen und unsre Dichter zusammenreimen. Wissen sie, was das hier ist? Volkslieder. Nicht vor tausend Jahren entstanden und nicht unverständlich nach zehntausend Jahren. Gedichte in einer ewigen Sprache. Man sollte diese Wände ebenso sorgsam ausnehmen, wie die Hieroglyphenmauern in den Pyramiden. Man sollte sie in die Kirchen hängen; denn sie sind heilig. Sehn Sie hier“, und er legte den schmalen harten Finger auf eine Zeichnung, welche mit ungelenken Strichen ein kleines Haus darstellte; „das hat die Sehnsucht gemacht, und der Glaube hat ein Gebet drunter geschrieben und die Verzweiflung einen Fluch, und der Hohn hat mit wunden, blutenden

Nägeln um alles das herum eine Fratze gezeichnet, in der das liebe kleine Haus aussieht wie ein gieriges, weitgeöffnetes Maul. Haben Sie jemals ein furchtbareres Gemälde gesehen?“
„Kommen Sie“, sagte Wanka, von plötzlicher Furcht erfaßt.
Rezek folgte. „Ich komme oft her“, sagte er. „Es geht so langsam mit dem Niederreißen. Ich lese in diesen Wänden wie im Buche der Offenbarung. Auf viele Fragen habe ich da Antwort gefunden.“
Sie schwiegen. „Freilich“, fügte Rezek an, als sie aus dem Tor traten, „die Antwort ist schließlich wieder eine Frage. Aber nur eine, immer dieselbe, und das ist nicht so schrecklich wie die vielen.“
„Was ist das eigentlich für ein Haus?“ fragte Wanka jetzt und wandte sich zurück zu dem verlassenen Bau, der schwarz und groß mit seinen leeren Fenstern vor dem Abend stand.
Rezek blickte auf: „Das alte St. Wenzels Strafhaus.“ Er blieb stehen, um sich eine Zigarette anzuzünden. Dann gingen sie schweigend der Stadt zu.
Die beiden jungen Menschen, welche früher oft aneinander vorbeigegangen waren, fanden sich jetzt beinahe jeden Tag. Es war aber mehr eine Macht über seinem Willen als eigene Absicht, welche Wanka zu dem düsteren Kollegen hinzog; und was ihn dann festhielt, war der Umstand, daß Rezek alle Fragen, welche ihn in der letzten Zeit gequält hatten, erriet und die unausgesprochenen wie unwillkürlich beantwortete. Zdenko sah freilich nicht, wie weit diese Antworten über seine Fragen hinausragten, und so konnte es geschehen, daß seine Kraft und die naive Klugheit seiner reinen Jugend bald blind im Dienste des energischen Agitators standen, dem sie sehr gelegen und günstig sein mußten. Die verschärfte Strenge des Polizeidienstes, die Geschichte des „König Bohusch“ und andere halbpolitische Ereignisse hatten die jungen Leute vorsichtig und ängstlich gemacht, und Rezek mußte sich zu manchem seiner Zwecke des bezahlten Pöbels bedienen, der ihm dann bei nächster Gelegenheit als Angeber gegenübertrat. So aber war der Traum des dunklen Mannes: unverdorbene junge Leute guten Standes finden, welche, überzeugt von dem Recht ihres Beginnens, mit der ganzen blinden Bärenkraft ihrer Gesinnung einer nationalen Befreiung entgegenstreben und in jugendlicher Unverzagtheit einem Ziele nachgehen, das er selbst nicht immer glauben wollte.
Auf ihren gemeinsamen Wegen, an welchen Luisa lauschenden Anteil nahm, hatten sie eine kleine, niebesuchte Gaststube entdeckt hoch auf dem Hradschin. Von ihrem Rund-Erker aus sahen sie oft, wie die schweren, dunstigen Frühlingsabende die Stadt zerstörten, wie ihr Feuer an den Kuppeln und Türmen zehrte und da und dort wie Wahnsinn aus zwei sinnenden Fensteraugen schlug. Und die ganze Last dieser ahnungsvollen Dämmerungen war auf den drei jungen Menschen; da wandte sich der energische Rezek, der eine große Furcht vor diesen leisen weiten Stunden hatte, wohl an das versonnene Mädchen und sagte mit harter Stimme: „Loisinka, spiel sie uns etwas.“ Und aus der Wandnische, wo Luisa saß, rauschten wie Flügelschläge die langen Töne eines Harmoniums, und die schlichten Volkslieder machten die Menschen noch leiser und einsamer. Es wurde immer dunkler um sie her, und sie mochten sich vorkommen wie Abschiednehmende, die einander zuwinken und sich doch nicht mehr erkennen ... Bis das Lied mitten im Klange brach und das zitternde Verstummen des Harmoniums verschmolz mit Luisas zaghaft ausbrechendem Weinen. Dann befahl Rezek: „Spiel sie doch was Heiteres ...“
Aber Luisa kannte nur ein paar Volkslieder, und der Bruder sagte: „Unser Volk hat keine lustigen Töne. Seine liebsten Lieder sind wie vor dem Weinen.“
Da begann Rezek mit heftigen Schritten in der kleinen Stube auf und ab zu gehen, und endlich blieb er im Erker stehen und sagte:
„Wie ein Kind ist unser Volk. Manchmal seh ich es ein: unser Haß gegen die Deutschen ist eigentlich gar nichts Politisches, sondern etwas wie soll ich sagen? etwas Menschliches. Nicht, daß wir uns mit den Deutschen in die Heimat teilen müssen, ist unser Groll, aber daß wir unter einem so erwachsenen Volk groß werden, macht uns traurig. Es ist die Geschichte von

dem Kinde, welches unter Alten heranwächst. Es lernt das Lächeln, noch ehe es das Lachen gekonnt hat."
Als aber die Kellnerin die Lampe angezündet hatte, setzte sich Rezek in den großen, alten Lehnstuhl und begann, die gelben nervösen Hände vor die Augen gepreßt, wie zu sich selbst zu reden: „Was hilft alles. Damals, als man dem Volk gesagt hat: du bist jung, haben sich die Gebildeten geschämt dafür. Und sie sind schnell alt geworden, statt älter zu werden. Statt sich jedes Tages zu freuen, haben sie ein Gestern haben müssen und ein Vorgestern. Königinhofer Handschrift, freilich! Damit nicht zufrieden, haben sie ihre Kultur in der Fremde gesucht und gleich dort, wo sie am fertigsten ist bei den Franzosen. Und so kams: zwischen den gebildeten Tschechen und dem Volk sind Jahrhunderte. Sie verstehen sich nicht mehr. Wir haben nur Greise und Kinder, was die Kultur betrifft. Wir haben unsern Anfang und unser Ende zu gleicher Zeit. Wir können nicht dauern. *Das* ist unsere Tragödie, nicht die Deutschen."
Luisa sah den Schrecken, welcher sich in den Zügen des Bruders ausprägte während dieses Geständnisses. Er schien sich mühsam zurückzuhalten, alle seine Sehnen waren wie zum Sprunge gespannt.
Rezek bemerkte es nicht mehr, er war wie aus einem bösen Traume erwacht, und der strenge Akzent seiner Stimme schien alles Frühere zu widerrufen. Er entwarf an diesem Abend die kühnsten Pläne und spürte mit dem ihm eigenen Scharfsinn so rücksichtslos allen Mitteln und Möglichkeiten nach, schien sich so klar über die Ziele seiner unermüdlichen Agitation, daß Zdenko wieder ganz in seinem Einfluß unterging.
Dennoch bezeichnete dieser Abend für Wanka den Beginn eines harten inneren Kampfes. Er hatte sich stolz und stark gefühlt in seiner Mission, solange er glaubte, für ein junges und gesundes Volk zu streben, und nun hatte er erfahren, daß dieses Volk an innerem Zwiespalt krankte und an sich selber verzweifelte. Und er verlor alle Freude und allen Mut. Es geschah ihm wie dem tollkühnen Lieutenant, der vor seinen Scharen hineinstürzt in die feindliche Übermacht. Da vernimmt er, daß die Niederlage der Seinen schon besiegelt ist; und was im Augenblick noch eine freudige Heldentat war, ist ihm ein nutzloses, verzweifeltes Opfer. Der arme junge Mensch fühlt mit einemmale so viel Neues, Unverbrauchtes, Einsames in sich, das nicht zu Ende gehen will und sich sehnt, in einem andern stillen Frühling aufzublühen. Die hohen und hellen Worte der nationalen Begeisterung waren ihm erloschen, und mehr als einmal stürzte Wanka aus den heißen heimlichen Versammlungen in die nächtlichen Gassen hinaus, durch welche er, planlos, einem ungewissen Morgen entgegenirrte. Aber so stark stand Rezeks Persönlichkeit über ihm, daß er mitten in seinen Grübeleien immer wieder von ihm einen Ausweg erhoffte und nicht wagte, dem finsteren Gesellen seine wachsenden Zweifel einzugestehen. Er schwieg gegen alle davon. Er bemerkte die besorgte Frage in den Augen seiner schlichten Mutter, und er glaubte sie zu übertönen durch seine heftige, hastige Zärtlichkeit. Er neigte sich inniger seinem blassen Schwesterchen zu und suchte sich gleichsam wiederzuerkennen in diesen flüchtigen Augenblicken einer reinen Liebe.
Jetzt begann Luisa ahnungsvoll die Zerrissenheit in Zdenkos Seele zu begreifen. Sie wußte ja nichts von der beginnenden Untreue an seinem Werke, und daß er seine übernommene Pflicht als Zwang empfand. Aber sie sah, daß er an irgendwelchen Ketten zerrte, und das schien ihr die eherne Macht des Rezek zu sein, aus welcher er entfloh, um, schwach und verzagt, immer wieder zurückzukehren. Lange schon stand die Gestalt des bleichen Mannes auch über ihr. Sie fand sein Bild in allen ihren Gedanken und war nicht mehr erstaunt dabei. Ihr schien, er gehörte hinein wie der Gekreuzigte in die Klosterzelle. Und sie konnte ihm nicht wehren, daß er auch in ihre Träume wuchs und endlich eines wurde mit dem dunklen Prinzen des alten Maskentraumes und nun für sie nicht mehr Rezek, sondern Julius Cäsar hieß. Und da geschah dem Mädchen etwas Seltsames. Irgendwelche Szenen aus fernen Jahren und halb vergessene Träume und Gestalten und fremde purpurne Worte, die sie von ihrem Bruder vernommen hatte, und anderes, welches sie gar nicht zu erklären vermochte, umdrängte sie wie eine neue phantastische Zeit, in der alle Gesetze anders werden und alle Pflichten. Sie konnte zwischen

Tun und Träumen nicht mehr unterscheiden und schaute alle Geschehnisse des Alltags in den Farben jenes Krummauer Blutfestes, ihrer tiefsten und erschütterndsten Erinnerung. Sie lebte jetzt mitten unter den stillen, feierlichen Gestalten und fühlte immer deutlicher, daß auch sie eine Rolle haben müsse in diesem heimlichen Reigen. Und tagelang saß sie, eine vergessene Arbeit im Schooß, am Fenster, sah mit verlorenen Augen in die hohen kahlen Mauern der Malteserkirche und sann: Welche nur, welche?

Die trägen, lässigen Sommertage gingen langsam dem Feste von Mariens Himmelfahrt entgegen. Eine schwere Traurigkeit lag über Wankas. Das Heimweh, welches die vier Menschen schon fast vergessen hatten, kam wieder in einer anderen, unerwarteten Gestalt über sie. Sie sehnten sich nicht mehr nach der Vergangenheit, sondern sie träumten in den heißen Stuben hinter dichtverhangenen Fenstern von dem leichten, luftigen Dorfsommer, dem die kühlen Wälder so nachbarlich sind. Von den hellen Feldwegen, über welche die jungen Obstbäumchen ihre rührend dünnen Schatten legen, so daß man drüber hin wie auf einer Leiter geht, von Strich zu Strich. Von den schweren, reifen Feldern, die so breit und prächtig zu wogen beginnen gegen den Abend zu, und von den Hainen, in deren dunkelnder Stille die schweigsamen Teiche liegen, von denen niemand weiß, wie tief sie sind. Und dabei dachte jeder von den vier Menschen an irgend eine bestimmte unbedeutende Stunde, deren kleines Glück man einst, ohne es zu werten, eben so mitgenommen hatte. Und um so schmerzlicher war dieses Sehnen, als es nicht ein Unwiederbringliches betraf, als jeder fühlte, wie der heitere Heimatsommer ihn erwartete und traurig wurde, wenn keiner kam. Um ihm wenigstens näher zu sein, machte man kleine Ausflüge die Moldau entlang, und die Försterswitwe glaubte am leichtesten den kleinen Wäldern hinter Kuchelbad ihre gutmütige ländliche Lüge und wurde von jener unmerklichen Fröhlichkeit erfüllt, welche alten, arbeitsamen Leuten eigen ist. Sie war still und in sich gekehrt und lächelte kaum, aber die Falten um die Lippen waren vergangen, und das gab ihrem Gesicht etwas Junges und Sonniges, wie sie es vielleicht als Braut nicht besessen hatte. Sie bemerkte dann auch kaum, wie selten Zdenko den Blick in die lichte Landschaft erhob von dem Wurzelpfad, und wie schnell die Sommerblumen welkten in den heißen Händen Luisas. Die alte Rosalka blieb ganz zu Haus und trotzte; sie sagte vom Sommer: nein, wenn er nicht zu mir kommt, nachlaufen werd ich ihm nicht; setzte sich mit einem alten Gebetbuch ans Küchenfenster und schlief über der Frömmigkeit ein.

Die staubigen Augusttage schienen nur auf einem nicht zu lasten: auf Rezek. Er blieb von unermüdlicher Kraft, ja in jüngster Zeit war sogar eine übermütige Lustigkeit in seinem Wesen, welche Wanka nicht verstehen konnte. Er wußte nicht, daß Rezek stets so zügellos wurde, wenn die Gefahr nahe über ihm und seinem geheimen Streben aufstieg, und nahm diese Veränderung eher als Zeichen guter Erfolge hin.

Seine letzten Bedenken entschwanden, als Rezek bei einem Spaziergange, den sie wieder nach alter Gewohnheit zu dritt unternahmen, vorschlug, in der ‚Vikárka' (einem kleinen, uralten Gasthofe, dem St. Veits-Dom gegenüber) einzukehren. Sie saßen bei einem dunkeln Tische in der hintersten Stube und stießen mit echtem Melniker an. Der Student kargte nicht mit dem Wein, und so laut wurde seine Lustigkeit, daß die paar übrigen Gäste, es waren bischöfliche Lakaien, daran teilnehmen mußten. Rezek erzählte die Sage von der Brotgräfin, die im alten Czerninschen Palast umgehen sollte, knüpfte seinen tückischen Spott an die spannendsten Stellen und veränderte so die Wirkung seiner Worte in einer seltsamen und überraschenden Weise. Da und dort wurden andere Geschichten wach (sie lauern in allen Ecken dieser dämmernden Stuben), und es fügte sich, daß Zdenko die Krummauer Sagen, auch jene von Julius Cäsar zum besten gab.

„Eigentlich wäre das deine Sache", hatte er vorher zu Luisa gesagt.

Sie aber schüttelte nur stumm den Kopf, hob dann das Weinglas und hielt es lange an die Lippen. Mit fast verschlossenem Munde begann sie zu saugen, und ihre Augen schauten dabei groß in den Trank hinein, dessen purpurner Widerschein über ihrem schmalen Gesichtchen lag.

Mit einemmale sagte Rezek: „Wie Sie das sagen. Merkwürdig. Ist nicht eine Ähnlichkeit zwischen unserer Zeit und den Tagen vor dem dreißigjährigen Kriege?“
Unter seinen Worten bebte etwas. Zdenko und andere lachten. Luisa aber hob das Becherglas langsam von ihrem kühlen roten Munde und sah mit erschreckten Augen zu dem Studenten auf.
Als man später auf dem Heimweg war, blieb Rezek nahe bei der alten Schloßstiege vor einem Tor, über dessen Bogen ein schwarzes Ehewappen prangte, stehen und fragte: „Waren Sie schon mal drin?“
Die Geschwister verneinten.
„So kennen Sie nicht einmal die Daliborka? Schämen Sie sich.“
Und schon trat Rezek durch den engen Türrahmen des Tores ein, und Luisa, die nun bei ihm stand, erblickte einen reinlichen Hof, drin, von den lichten Mauern bewacht, die breiten, warmen Schatten des Nachmittags lagerten. Eine kleine, alte Frau trat grüßend aus der Haustüre, jagte einen Schwarm Hühner vor sich her und winkte dann den Fremden, zu folgen. Zdenko ging voran, dann kam Rezek und zuletzt Luisa, denn der Pfad war so schmal, daß einer hinter dem anderen gehen mußte. Luisa zögerte ein wenig und schaute mit glänzenden Augen umher: da war ein lächerlich kleiner Gemüsegarten, dessen Kohlköpfe und Spargelstangen ein sechsjähriges Kind wohl hätte zählen können; mitten drin aber ragte ein stämmiger Apfelbaum, welcher seine kleinen roten Früchte der fern verschimmernden Stadt zu zeigen schien. Ein paar dichtverwucherte Stufen lenkten in einen feuchten und dämmernden Teil des Hanges hinab, und dort standen viele Sträucher von wilden Rosen, deren Zweige Luisa nicht vorbei lassen wollten. Da blieb Rezek stehen, und das Mädchen vernahm die Stimme des Zdenko: „Also das ist der berühmte Hungerturm. Der Ritter Dalibor hat da drinnen aus lauter Sehnsucht die Geige spielen gelernt. Das war doch hier?“
„Ja“, erwiderte Rezek, „aber ich glaube immer, er hat das Geigen schon früher getroffen. Die Sehnsucht singt selten.“
Und da standen sie schon vor der schwerbeschlagenen Pforte des grauen Turmes. Luisa sah empor und bemerkte, daß die breiten Mauern nur teilweise von einem neugezimmerten Dach überspannt wurden. Auf dem freien Rande der Zinne ragte neben einer zerrauften Silberdistel eine schlanke, junge Akazie und hob ihre blassen Blättertrauben mit zärtlicher Anmut in den lichten Himmel hinein. Das war das letzte Bild vom Tage. Es wurde immer feuchter und schwärzer, und die dumpfige Luft legte sich wie ein Schleier vor des Mädchens Augen. „Findet sie uns nach?“ hörte sie den Studenten mal fragen. Er hielt ihr die Hand hin. Seine Stimme kam rauh und fremd aus den ungewissen Tiefen des Gewölbes, und Luisa war nicht imstande zu antworten. Sie tastete mit angehaltenem Atem, leise erschauernd, an den eisigen Wänden hin und fand sich erst wieder, als ihr der rötliche Schein eines Lichtes, wie wärmend, aus der nächsten Halle entgegenkam. Da fand sie die beiden Männer und die Frau inmitten des Raumes über irgend etwas gebeugt, und eine schwelende Kerze schwankte an einem Strick gerade über ihren gesenkten Köpfen. Dann glitt das Licht mit einem kreischenden Geräusch tiefer und tiefer an den drei Gesichtern vorbei, welche eine Sekunde lang grell beschienen waren; es sank bis vor ihre Füße und verschwand langsam in einer schwarzen runden Öffnung des Bodens, über der nur noch ein letzter, löschender Glanz hin und her zuckte. Da neigte auch Luisa sich vor und erkannte, wie die Kerze, klein, tief unten ankam in einem zweiten grauen Gemach, unter welchem noch ein drittes, schwarz, zu beginnen schien.
„Oh“, sagte Luisa.
Zdenko faßte ihre feuchte, zitternde Hand: „Achtgeben, Luisa.“
Und dann erzählte die Alte etwas mit einer armen, monotonen Stimme, die sich vor den feuchten Wänden zu fürchten schien und in scheuen Kreisen eng um die vier Köpfe herumschwirrte. „Die Neuen“, sagte sie gerade, leise und heimlich, als wäre das eine liebe, eigene Erinnerung, die sie zum erstenmal jemandem anvertraute, „die Neuen, die hier herunterkamen, erhielten ein Stück Brot und einen Krug Wasser. Ja, und mit dem Brot und dem Wasser mußten sie sich erhalten, und da an dem Loch mußten sie sitzen und zuschauen, wie

der, der schon eine Woche unten saß oder zwei, je nachdem (es haben manche Menschen gar so viel zähe Kraft), sich langsam zu Ende hungerte. Na und dann, wenns in Gotts Namen zu Ende war, wurden sie hinuntergelassen ...“
„An diesem Seil?“ neckte Zdenko.
Die Frau ließ sich nicht stören: „Hinuntergelassen wurden sie und mußten erst den Toten, nämlich den, welchen sie haben zu Ende hungern sehen, hineinstoßen in das Loch am Boden dort sehen Sie.“ (Alle neigten sich vor.)
„Manchmal werden sie den Vorgänger wohl halb aufgefressen haben“, lachte Rezek grausam.
„Kann schon sein“, murrte die Alte und fuhr dann in ihrer langgewohnten Erklärung fort.
Luisa lehnte sich an den Bruder: „Es ist tief?“ forschte sie.
„Sehr tief.“
„Und kann keiner wieder heraus?“
„Nein“, erklärte jetzt Rezek. „Das Ding ist wie eine Flasche; oben schmal und immer weiter gewölbt nach seinem Grunde zu. Ein Zurückklettern giebts da wohl kaum. Übrigens war das das beste Heilmittel für Übersatte auch heute noch.“
Luisa hörte ihn lachen. Die Beschließerin zog die Kerze halb herauf und trat dann mehr in den Raum zurück. Die Männer folgten ihr. Jetzt eröffnete der flüchtige, scheue Schein eines Zündholzes da und dort ungeahnte Nischen und Gänge, welche im nächsten Augenblick lautlos wieder einzustürzen schienen. Ein unbestimmtes Sich-rühren begann. Das Licht über dem Krater wurde ängstlich, und das breite Dunkel ringsum schien zu erwachen, sich zu dehnen und in wachsenden Gestalten an Luisa vorüberzufluten. Immer deutlicher erkannte sie Paar und Paar. Und sie reihten sich zu einem taumelnden Tanz, und aus Reigen und Neigen kam endlich der Eine ihren staunenden Augen entgegen: Julius Cäsar.
Er war stumm und schwarz. Ihr schlug das Herz in die Kehle hinauf und, erschreckt, senkte sie den Blick und er fiel, fiel in eine endlose Tiefe. Sie wußte: So stand sie am Rande des Turms. So war sie selber das blaue Fräulein. An ihrem Frieren fühlte sie, daß sie ohne Kleider war, ganz ohne Kleider. Mit bebenden Fingern tastete sie an ihrem Leib hin, und sie empfand seine bloße Glätte. Dann blickte sie auf: oben war Nacht, sternelos. Und dann stand er bei ihr, fast vor ihr, nah am Abgrund. Das blaue Fräulein rächte sich: diesmal er. Und sie hob unwillkürlich die Hände und stieß sie gerade nach ihm hin bis sie an seine Schultern drängten, dann aber, im Augenblicke der jähen Berührung, packte sie ihn krampfhaft, riß ihn zurück, zu sich her, fühlte ihn, und in einer neuen, tiefen, zitternden Seligkeit vergingen ihr die Sinne.
Und am Ende sollte gar, so scheint es, die grämliche Rosalka, welche Zdenkos Streben und den ehrgeizigen Wunsch seiner Mutter hoffärtig und sündig fand, recht behalten haben. Denn es mußte doch etwas wie Hoffart sein, was den jungen Menschen bewog, innerhalb drei Wochen dreimal Wohnung zu wechseln; nämlich: aus seinem kleinen Kämmerchen, das in die Mauern der Malteser sah, in die Untersuchungshaft, von da in das Hospital und endlich gar auf den VII. Friedhof des Wolschan, wo die Mutter ihm ein Stück Landes, drei Schritte in der Länge und zwei breit kaufte. Mehr wollte er nicht. Und das alles war so rasch gegangen, daß die Frau mit dem alternden Verstand sich gar nicht finden konnte in diese unerwartete, plötzliche Standeserhebung, nur den Kopf schütteln konnte und immerwährend unterwegs war nach dem seltsamen, winzigen Landgut, als wollte sie nicht begreifen, daß es dem neuen Besitzer draußen gefiele. Sie vergaß Arbeit und Essen und kehrte jeden dritten Tag zu dem Spitalarzt zurück, der endlich ermüdete, der verstörten Mutter immer wieder den traurigen Fall von Lungenentzündung mit letalem Ausgang zu erklären und anzufügen, daß dies bei solchem infamen Herbstwetter nicht zu verwundern sei. Wenn Frau Wanka dann, von dem ungeduldigen Arzt und den wartenden Besuchern fast aus der Türe gedrängt, in den perlgrautrüb triefenden Tag hinaustrat, dann nahm sie sich jedesmal vor, sich das Wetter recht genau zu betrachten, um zum Verständnis des „traurigen Falles“ zu gelangen. Aber draußen hastete sie scheu an den Häusern und den Menschen vorbei und kam atemlos in ihre Wohnung, wo sie Luisa fand, immer auf demselben Platz, mit heißen, trockenen Augen und fiebernden Händen. Sie blieben

dann einander gegenüber sitzen, ohne die Lampe anzuzünden, ohne sich irgend etwas zu sagen, ganz fern von einander, bis es so dunkel war, daß sie eine die andere vergaßen. Von Zeit zu Zeit erhob sich eine der Frauen und ging auf den Zehen, als sollte die andere nichts bemerken, hinaus, in Zdenkos langverlassenes, verstaubtes Stübchen. Behutsam trat sie ein. Und erst wenn sie den leeren Schreibtisch fand und das vernachlässigte, verdeckte Bett, erlosch das irre Lächeln einer wilden, immer wieder gläubigen Hoffnung auf den zuckenden Lippen. Die Zurückgebliebene aber lauschte dann: Sie hörte die Türe gehen. Und dann begann in der verlassenen Kammer ein Weinen bang und hoffnungslos. Bis die alte Rosalka eines Sonnabends das kleine Hinterzimmer aufwusch und dann den Schlüssel an sich nahm. Das Weinen aber hörte nicht auf; es füllte bei Tag die beiden Stuben aus und schien in jeder Nacht suchend durch das ganze Haus zu gehen, so daß die Kinder nicht einschlafen wollten. Und auch Erwachsene brannten Licht bis in den Morgen hinein; denn jeder in dem alten Haus wollte die Ecken seines Zimmers überschauen und war im stillen froh, wenn der nächste graue Regentag an die Scheiben schlug. Denen, die sich darüber beschwerten, schwor die Magd Rosalka bei Seele und Ehrlichkeit, man könne nichts dagegen tun, als Weihwasser aufstellen und Vaterunser beten; denn so sei es jedesmal, wenn einer stürbe mit vielen weltlichen Wünschen im Herzen und ohne die richtige Ruhe und Ergebenheit. Und man betete beim Rübenschälen und beim Geschirrwaschen, die Nachbaren beteten, und die Hökin unter den Steinlauben betete auch. Und Weihwasser spritzte man hinter den beiden Frauen her, welche mit jenen langsamen taktmäßigen Schritten durch den Flur und die Gänge kamen, wie sie sie gelernt hatten hinter dem Leichenwagen. Frau Wanka ging oft aus, eilte ein paar Gassen entlang, um planlos wieder heimzukehren. Luisa aber rührte sich nicht von ihrem Platz. Sie hatte keine Phantasien mehr, und in ihren Träumen waren alle Farben so blaß geworden wie die Tage draußen. Manchmal zählte sie die Tropfen an den Fenstern und horchte: es rauschte an ihr vorbei wie ein großer Strom, in dem viele zerbrochene, unverständliche Worte trieben, immer mehr und mehr und sie dachte: wie nach einer Überschwemmung. Dann zuckte sie plötzlich zusammen, als hätte sie jemand gerufen, und begann wieder die vielen rinnenden Tropfen zu zählen.

So kam Allerseelen. Da sehen sogar die breiten Straßen der Neustadt nachdenklich aus. In den vornehmen Blumenläden liegen reiche, prahlerische Kränze bereit, und die fremden Blüten in ihnen können nicht lächeln. Die Vergnügungsspalten der Reklamesäulen sind leer überklebt, nur das Landestheater verkündete die Aufführung der alten Kirchhofkomödie „Der Müller und sein Kind“, und in den Schaufenstern der Kunsthandlungen sind vor die bunten, englischen Drucke drei, vier, fünf dunkle Photographieen geschoben, die Illustrationen zu dem leisen Wehmutliede Hermann von Gilm's: „Stell auf den Tisch die duftenden Reseden...“

Früh werden auf dem feuchtglänzenden ‚Graben’ die Laternen angezündet, und immer noch fahren Fiacres und Droschken vorbei mit großen Palmenkränzen auf Kutschbock und Wagendach, und an mancher Trambahn ist über die farbige Rücklaterne ein Tannengewinde oder gar ein Kranz von Blech gehängt, der nicht zum erstenmal am Tage der Verstorbenen diese Reise überstehen muß. Über dem unfreundlichen Zizkov sind schon die unglaublich langhalsigen Bogenlampen wie viele, traurige Monde aufgegangen, und drunter hin, vor den Toren des immer weiter wachsenden Totenparkes, ist ein unfestliches Gedränge von Menschen, von verweinten Menschen, die, ein paar halbwelke Blumen in der Hand, in dunkler Sehnsucht sich ihrem Ziele entgegendrängen, von erzürnten Menschen, welche die Hast des Schmerzes nicht begreifen, von teilnahmslosen, von feiernden, von lachenden und beobachtenden Menschen und von vielen anderen. Die Pfade sind durch die vorlauten lauernden Verkaufsbuden verengt, und die Kinder des langen Zuges hängen sich wie Widerhaken an die aushängenden Lampen und Lebkuchen und Spielsachen, so daß immer neue Stockungen geschehen. Mit der Menge aber und über ihr wälzt sich dieser dicke schwere Dunst von traurigen, müde duftenden Blüten, welken Blättern, durchregnetem Erdreich und feuchten Kleidern, in welchem die Worte gleichsam hängen blieben, zu dem weiten leuchtenden Garten. Dort verteilen sich die Massen zwar in die einzelnen Alleen, aber eigentlich sind die wenigsten

bestrebt, schnell zu dem Grabe zu kommen, welches sie beschenken wollen. Sie wollen erst auch die anderen Seligen im Festkleid gesehen haben und finden es zu unterhaltsam, an den Steingrüften der Vornehmen hinzuschlendern, die fremden langen Namen zu lesen und sich an den Blumen zu freuen, welche den kostbaren Marmor ganz verdecken. Dann hineinzulugen in die dämmerigen Grabkapellen mit den hellen glänzenden Altären, vor welchen ein verwittertes altes Mütterchen schon den zweiten Tag bemüht ist, den ihr ganz unbekannten Verewigten die gutbezahlten Vaterunser und Gegrüßetseistdu der hinterbliebenen Familienmitglieder begreiflich zu machen. Und aus diesem Schauen von Licht und Glanz schleicht sich eine unbewußte, lebendige Fröhlichkeit in die Gesichter der Menge, welche seltsam absticht von den paar wunden dunklen Menschen, die sich scheu und schwarz am Wegrand hindrücken. In blinder Ungeduld schieben sie da und dort einen Schaufrohen zur Seite, und der denkt hinter ihnen her: Totenvögel, was wollen denn die hier?

Auf dem VII. Friedhof ist es etwas freier und einsamer. Es ist mehr Raum hier; denn nur ein Teil des umzäunten Landes ist mit Gräbern und Grüften erfüllt, weiterhin ist ahnungsloser, gesunder, gutgewässerter Boden, dem man noch die früheren Ernten ansieht und der aus seiner müßig gewordenen Kraft ratlos einen üppigen, wilden, sinnlosen Garten gezeugt hat. Das war eine gute Nachbarschaft für den armen Zdenko Wanka, der immer noch die Reihe der Gräber an der linken Mauer hin abschloß, als wagte niemand zu sterben seither in der großen, abgrundvollen Stadt. Die beiden vereinsamten Frauen, Mutter und Tochter, leisteten ihm nun schon den zweiten Tag Gesellschaft, und die alte Rosalka kam ab und zu und erzählte dem tauben Schmerz der beiden von der Pracht und dem Glanze anderer Grüfte. Daß der Hügel des Zdenko nicht so recht festlich werden wollte, trotz der vielen Levkoien, Astern und Vergißmeinnicht, kam daher, daß durch allen Schmuck irgendwo immer wieder das nasse, neue Erdreich durchdrang, in welchem der Grassamen noch nicht Zeit gehabt hatte, aufzugehen. Etwas scheu schien das frische Grab sich zurückzuziehen wie einer, der zum erstenmal in einer Gesellschaft ist, deren Art und Anstand er noch nicht kennt. Auch die beiden Gäste fanden nicht recht die Sprache des Verkehrs mit dem Verlorenen, und so mag des toten Zdenko erster Feiertag recht trübe gewesen sein. Frau Josephine weinte nicht mehr. Sie saß auf einem der Holzbänkchen, wie sie sich am Fußende der Grabstätten finden, und hatte gewiß vergessen, daß der fremde, feuchte Herbstabend immer dichter über ihr hereinsank. Die Tochter, die in dem Kleidchen von schwarzem Kaschmir noch kleiner und blasser aussah wie sonst, beobachtete, ohne daß sie davon wußte, die Szene, die an einem Grabe gegenüber geschah. Ein hagerer, verhärmter Mann hatte eben eine kleine, blaue Lampe und einen Maiglöckchenstrauß auf die Stätte niedergelegt, und es war eine zaghafte, rührende Zärtlichkeit in seiner Bewegung gewesen, etwas von jener unbeholfenen Anmut junger, verliebter Menschen. Aber wie er nun wieder aufrecht stand und sein weinendes, dreijähriges Kind an den schwarzen verschnittenen Sonntagsrock preßte, da brach diese Geste hart ab, und eine zitternde, hoffnungslose Wehmut begann ihn zu beugen. Er kämpfte mit ihr und suchte immer wieder die Augen des Kindes, vielleicht um zu wissen, wie die Augen der Mutter waren, oder um sich daraus ein wenig Glanz und Hoffnung zu holen. Das Kind aber weinte...

Da schob sich eine Gruppe von schwarzgekleideten, jungen Männern in dem Nationalrock, der Tschamara, zwischen Luisa und jene beiden Mutterlosen. Es waren größtenteils Studenten, Freunde und Genossen des Wanka, welche an diesem Tage mit politischen Ovationen und Liedern an die Gräber ihrer Großen und Genossen kamen, um sie über das Gesetz der Gleichheit, welches in diesen stillen Mauern herrschte, zu erheben. Der Widerstand, der ihrem Beginnen jedes Jahr aufs neue von den vorsichtigen Behörden entgegengesetzt wurde, war Schuld daran, daß diese Kundgebungen einen über alle Herzlichkeit lauten prahlerischen Charakter bekamen und das jugendliche Ungestüm sich nicht mit dem leisen Niederlegen seiner blühenden Liebe begnügen wollte. So ordneten sich auch jetzt die Reihen, um an Wankas Grab eines der scharfen Kampflieder anzustimmen, welches den mit allem Versöhnten an die Tage des Sturmes erinnern sollte. Es mußte dem getreuen Genossen und Wanka war in Treuen

gestorben doch auch lieb sein, von dem Ausharren der Brüder zu vernehmen, er mußte gleichsam einen Augenblick wieder mitten unter sie treten, wenn seine eigenen Worte und Wünsche über seinem Hügel erwachten. Allein als schon das Zeichen des Anfangs gegeben werden sollte, traten die jungen Leute mit einem dumpfen Gemurmel auseinander. Sie schämten sich plötzlich, ihr rohes Streitlied in den tiefen, geweihten Schmerz dieser schwarzen Frauen hineinzuschreien, und die Besten unter ihnen ahnten die Ewigkeit. Sie senkten den großen Kranz, in dessen Immergrün Karten mit ihren Namen staken, ganz an das Ende des Grabes nieder, als empfänden sie unbestimmt, daß der, welcher bis an diesen Platz Hand in Hand mit ihnen gewandert war, doch nicht mehr voll zu ihnen gehörte, wenigstens in seiner eigensten Sehnsucht nicht.

Und aus ihnen blieb Rezek zurück. Ernst und hoch, die Arme auf der Brust verschränkt, stand er da und hatte nur das blasse harte Gesicht, wie sinnend, gesenkt. Vielleicht war er der einzige, welcher dachte, daß Zdenko an der zerstörten Freude gestorben sei, wenngleich er selbst es am wenigsten verstehen konnte. Er war eine strenge Savonarola-Natur, welche da und dort im Land Scheiterhaufen entzündete; und es kamen junge, gläubige Menschen, welche ihren ganzen Reichtum in die Flammen legten: die Freude und das Lachen und die Sehnsucht. Denn der Fanatiker wollte ein verarmtes und entsagendes Heer hinter sich, weil er wußte, daß es keine wildere Waffe giebt, als die Verzweiflung. Und sein Gesetz fand Anhänger auch in diesem weichen, slavischen Volke, welches mit den Schätzen seines Gemütes sich selbst verliert und verleugnet.

Auch Luisa hatte zaghaft alles vor ihm niedergelegt, was sie aus ihrer traumdunklen Kindheit besaß; er hatte es nicht bemerkt, denn sie schien ihm kein Mitstreiter zu sein, dessen Gewinnung wertvoll wäre. Und dann hatte Luisa noch etwas hinzugelegt, etwas Unklares, Schmerzlich-seliges, wofür sie keinen Namen wußte: das aber hatte Rezek nicht erkannt, weil es ihre erste, bebende Liebe war. Wie er jetzt näher zu dem Mädchen trat, fühlte er vielleicht zum erstenmal, daß er sich nicht über ein Kind neigte, und unwillkürlich grüßte sein Auge das Weib. Aber Luisa verstand ihn nicht, er war ihr weit und vergangen wie alles. Kaum eine Erinnerung war er ihr. Und da nahm sein Auge zugleich Abschied von ihr, und er verneigte sich einmal tief, wie Luisa es nie bei ihm gesehen hatte, und ging. Es war schon fast Nacht, und Luisa konnte ihn mit ihren wunden Augen nicht begleiten über die nächsten Kreuze hinaus.

In der Nacht nach diesem Allerseelentage war kein Weinen in dem Hause, gegenüber der Malteserkirche. Noch ehe es ganz licht war, stand Frau Josephine auf, zog sich sorgfältiger als sonst an und teilte der Tochter mit, daß sie heute, da sie so viele Montage versäumt hätte, zu Oberstens ginge. Luisa sah mit schwachem Erstaunen auf. Die Stimme der Mutter erschien ihr ganz unbekannt, als sie nun noch anfügte, sie hätte durchaus nicht die Absicht, dieses gute und vornehme Haus zu verlieren. Auch würde sie es gern sehen, wenn Luisa sie abholen wollte, um sich bei Meerings in Erinnerung zu bringen. Dann ging Frau Wanka. Und das ganze Haus sah wie ein einziges steinernes Staunen hinter ihren Schritten her, welche fast ganz dieselbe energische Rüstigkeit wieder zeigten, welche sie vor dem Unglück besaß. Dieses rasche, ruckweise Sich-aufrichten nach Wochen des haltlosesten Hingegebenseins hatte in der Tat etwas Überraschendes und Unheimliches. Frau Josephine mußte in den beiden Tagen am Grabe des Sohnes irgend ein Ersparnis an Kraft und Energie, dessen Vorhandensein sie während mancher Jahre vergessen hatte, in sich entdeckt haben, und daß sie es nun wohl anzuwenden wußte, beweist der Umstand, daß Frau von Meering den Schmerz der Mutter als nicht tief und herzlich genug bezeichnen konnte. Sie erwartete eine gebrochene Frau zu sehen und fand sie fast steif vor Aufgerichtetsein, sie war so gerne bereit gewesen, gerührt und gefühlvoll zu werden vor dem beredten Schmerze, und sah nun etwas, was man im besten Fall stumme Trauer nennen durfte, und welchem gegenüber sie eine starke, unbehagliche Verlegenheit empfand. Dazu kam noch die Neugierde, aus dieser treuesten Quelle zu entnehmen, wie viel an dem, „was man sich so erzählt“, Wahrheit sei. Der Oberst hatte vom Stammtisch im ‚Hecht’, wo man gerne kannegießerte, ganz eigentümliche Gerüchte heimgebracht, Geschichten, in denen alle

politischen Schlagworte der letzten Zeit vorkamen, und zwar in solchem Sinne, daß es dem Herrn von Meering und seiner Gemahlin mit einemmale bedenklich erschien, Mitglieder einer so anrüchigen tschechischen Familie in ihrem Hause zu sehen, und ein ernstlicher Familienrat abgehalten wurde, in welchem Für und Wider, gerechtermaßen abgewogen, keine eigentliche Entscheidung ergab. Der Tod des jungen, auf Abwege geratenen Menschen stimmte den alten Militär etwas nachsichtiger, und den Ausschlag gab endlich die kluge Überlegung, daß ja zunächst nur die an und für sich anständige Mutter, Witwe eines fürstlichen Försters, im Hause Meering von Meerhelm Zutritt hätte und daß obbesagte tüchtige Wittib nur mit der Putzwäsche in nähere Berührung träte, welche ihrerseits wieder, dadurch daß sie aus Rumburg stammte, gegen Tschechisierung, und durch die fünfzackige Adelskrone derer von Meerhelm (seit zehn Jahren) auch vor allen demokratischen Einflüssen gesichert war. So kam es, daß Frau Josephine eine ganz freundliche Aufnahme gefunden hatte und daß man es für selbstverständlich hielt, daß die alten Wäschemontage fortab wieder eingehalten würden. Frau von Meering gab die stille Zuversicht nicht auf, bei einem der künftigen Male Näheres zu erfahren; daß dies nicht schon beim ersten Wiedersehen sich gefügt hatte, empfand sie als Kränkung und konnte denn auch nicht umhin, der Witwe im allerunschuldigsten Tone ihre tiefe Teilnahme an dem Unglück, „welches durch seine besonderen Umstände noch so viel schmerzlicher sei“, zu versichern. Diese Zwischenbemerkung, welche sie als Eingeweihte und Wissende erscheinen ließ, imponierte ihr sehr, und sie hielt dieselbe für einen feinen Angriff gegen die „undankbare Verschlossenheit dieser Leute“.

Frau Wanka aber hatte gar nichts, weder von der Enttäuschung der Oberstin, noch von dem Hieb bemerkt, in welchem diese sich rächte; sie mußte in diesen Tagen so manches mit sich überlegen, und die Folgen ihrer Versonnenheit traten jetzt Schlag um Schlag in rascher Reihe ins Leben. Da war zunächst in einer böhmischen und in einer deutschen Tageszeitung je ein kleines Inserat erschienen, welches einem anständigen, jungen Mann ein stilles, gutmöbliertes Zimmer in ruhiger Gegend versprach, und wer den Spuren dieser Verheißung nachgegangen wäre, hätte sich unversehens auf der Kleinseite gefunden, hätte die Hökin unter den Steinlauben nach „Nummer 87 neu“ gefragt und die breite, ausführliche Antwort erhalten, daß dies drei Treppen hoch bei Wankas sei und daß Wankas jetzt an Herren abmieten wollten, wahrscheinlich weil sie gar so unglaublich viel Unglück gehabt hätten. Es kommt nun darauf an, ob der junge, anständige Mann mehr jung oder mehr anständig ist, um hier im lauschigen Plauderdunkel der Steinlauben mehr oder wenig von dem Schicksal der Förstersfamilie zu vernehmen. Es ist ungewiß, inwieweit Ernst Land unterrichtet war, als er an einem Novembertag auf der bekannten Wendeltreppe von „87 neu“ zweimal in Gefahr kam, Hals und Beine zu brechen, und nachdem unterschiedliche Türen vor seiner deutschen Frage entrüstet ins Schloß gefallen waren, endlich vor der alten Rosalka stand, welche ihn mit großem Mißtrauen betrachtete. Er gefiel ihr nicht, das wußte sie im Augenblick. Er war ihr „zu deutsch“. Das empfand sie dann und wann einem Menschen gegenüber, obwohl sie nicht wußte, was diesen Eindruck hervorrief, kaum, ob es ein Zuviel oder ein Mangel war. Sie starrte in die Gläser seines angelaufenen Kneifers, konnte die Augen dahinter nicht finden und ließ sich die deutsche Frage zweimal wiederholen, obwohl sie dieselbe verstanden hatte. Es versöhnte sie erst ein wenig, als der junge Herr in einem sehr seltsamen Böhmisch unter großen Anstrengungen die Geschichte eines Zimmers erzählte, welches irgendwo zu vermieten sein sollte. Seit fünf Tagen wiederholte Land diese Behauptung vor allen Türen und war ganz satt und matt von den Speisedünsten und Verwünschungen, welche er dafür mitbekommen hatte. Da Frau Wanka, mit welcher er sich deutsch verständigen konnte, keine unverhältnismäßigen Ansprüche machte, und das Hinterzimmer ihm ruhig und erträglich schien, beschloß er zu bleiben. „Lärm mache ich keinen“, sagte er mit seiner etwas ängstlichen Stimme am Ende ihrer Unterredung, „und gestört werden Sie durch mich nicht sein. Unter Tags bin ich ja viel im Geschäft, und abends, Gott, da liest man ein wenig und ...“ „Bitte, bitte“, erwiderte Frau Wanka auch etwas verlegen. Und in der Türe wandte sie sich etwas zurück: „Verzeihen Sie, Herr, vielleicht darf ich fragen,

was Sie sind?“ Pause. „Apotheker“, sagte der junge Mensch traurig und sah dabei in die Mauern der Malteserkirche hinein. Sie störten einander wirklich nicht, Wankas und der junge Provisor. Sie sahen einander kaum. Luisa vermied es, ihm zu begegnen; es schmerzte sie zu sehr, einen fremden Menschen in das Zimmer des Zdenko eintreten zu sehen, und sie konnte nicht fassen, wie die Mutter das hatte über sich bringen können. Sie verstand die Mutter überhaupt nicht mehr, seit sie ihr eines Abends eine lange Rede gehalten hatte, drin viel von dem ewigen Nichtstun, mehr noch von Pflicht und Arbeit handelte. Und als sich Luisa zage bereit gefunden hatte, in die Häuser zu gehen oder für ein Geschäft zu arbeiten, geschah etwas sehr Erstaunliches. „Du mußt höher hinauf, das ist nichts für dich“, so etwa war die Erwiderung der Witwe, „ich hätte gleich von vornherein daran denken sollen. Wozu hast du denn in Krummau Klavierstunden genommen; da kamst du doch ziemlich weit. Und im Französischen. Wenn du es nach unserem Umzug nach Prag nicht vernachlässigt hättest, könntest du heute schon Stunden geben.“

Luisa lauschte: „Stunden geben?“

„Freilich. Erst neulich sagte mir die Frau Oberstin, sie wüßte eine schöne Stelle für dich, wenn du nur ein bißchen mit Kindern umzugehen verständest und die Anfangsgründe im Französischen ...“ Das Weitere vernahm Luisa gar nicht, es war ihr zu neu und fremd, was die Mutter erzählte. Aber abends oft, wenn die Mutter mit Rosalka in der Küche abrechnete, und Luisa, schon halb entkleidet, am Rande ihres Bettes saß und sich so recht müde und klein fühlte, faltete sie die Hände und sprach ihr erstes Kindergebet und glaubte seinen lieben, verblaßten Worten, daß sie wirklich noch ein Kind, ein kleines, blondes Kind sei, und sie sehnte etwas über sich wie einen treuen, traulichen Schutz und träumte dann von Engeln mit breiten, goldenen Flügeln.

Aber trotz alledem war es wirklich nach dem Willen der Mutter geschehen. Luisa nahm Unterricht in Musik und im Französischen, täglich mehrere Stunden, und ihre Lehrerinnen versicherten, daß sie gute Fortschritte mache. Sie selbst wußte nichts davon. Sie begriff allmählich, daß sie einmal andere prächtige und märchenhafte Dinge besessen hätte es war lange her und daß der Ersatz, den man ihr nun gab, arm und kalt und ohne alle Schönheit war. Und sie lebte einen Winter in stumpfer, williger Ergebenheit hin, ohne daß irgend etwas sich veränderte, als daß sie blasser, kleiner und leiser wurde. Ihr Schritt war kaum mehr zu vernehmen, und wie oft erschrak eines von den Nachbarskindern, wenn sie, ohne daß die Treppe geknarrt hatte, mitten im Gange stand, und es lief meist schreiend davon, wenn das Mädchen die bleichen Hände ihm mit zaghafter Zärtlichkeit entgegenhielt. So schienen es äußerlich ganz ruhige Zeiten zu sein, in welchen jeder seine Pflicht tat ohne Erregung oder Störung, und doch bestand ein stiller und unerbittlicher Kampf zwischen der tüchtigen, tätigen Witwe, die mit jedem Tag rüstiger wurde, und dem duldenden Mädchen, welches vor Erstaunen noch nicht wußte, wie ihm geschah, und gegen die rücksichtslose Entschlossenheit der Mutter keine andere Waffe fand, als dieses unmerkliche, stumme Verwelken, das seinem Gesichtchen eine so rührende, wehmütige Schönheit verlieh.

Vielleicht sah Ernst Land diese Schönheit, aber er erkannte sie nicht. Er fürchtete sich vor den Frauen, und doch dachte er manchen Abend an sie, an irgend ein unbestimmtes Bild von Anmut und Güte, welches bald die hütenden Hände über ihm hielt, bald bang und zaghaft von seinem Schutz und seiner Hilfe lebte. Er war in engen Verhältnissen mitten in der Stadt herangewachsen, ohne Geschwister, ohne Freunde, förmlich großgehetzt von seinem alten, verbitterten Vater, der nicht erwarten konnte, bis der Sohn zu verdienen begann. Er riß ihn endlich aus den Studien, gerade als der Jüngling Gefallen gefunden hatte an der Wissenschaft, und hielt seine Pflicht für erfüllt von dem Augenblicke an, da Ernst in einer Apotheke untergebracht und versorgt war. Nun konnte er machen, was er wollte. „Nun steht dir die Welt offen“, pflegte der alte Land mit dem letzten Pathos, dessen er fähig war, zu erklären. Der junge Mann aber schien keine Sehnsucht zu haben nach dieser „offenen Welt“. Seine Gedanken pilgerten nicht hinaus in das Neue und Unbestimmte; wenn er sie nicht beobachtete, kehrten sie

auf tausend heimlichen Pfaden zu der einzigen, erloschenen Schönheit seiner Kindheit zurück und knieten hin vor einer kleinen, traurigen Frau, von der er nichts wußte, als daß sie weiche, slavische Lieder sang und zur Zeit, da er begann in die Schule zu gehen, im dunklen Hinterzimmer auf dem Bette lag und, ohne jemandem davon zu sagen, ganz langsam und lautlos, vielleicht ein Jahr lang, starb. Damals fürchtete er sich fast vor ihr, aber als sie so früh fortgegangen war, vermißte er sie überall und gewöhnte sich, alles Gute, was ihm geschah, immer wieder ihrer zarten Liebe zuzuschreiben, von welcher er glaubte, daß sie über seinen Tagen wach geblieben sei. Es geht frühverwaisten Kindern so: Alle Freuden, die ihre Gespielen sorglos und selig untereinander teilen, wollen sie nicht antasten und winden sie in stiller Treue immer wieder um das eine dunkle Bild ihrer Sehnsucht, das in diesem Rahmen rührender Opfer mählich klarer, glücklicher, teilnehmender scheint. Und weil sie arm bleiben, bleiben sie einsam, und weil sie ihre Freuden nicht verraten, gewinnen sie keine Genossen dafür. Überhaupt: wem die Mutter nicht den Weg in die Welt gezeigt hat, der sucht und sucht und kann keine Türe finden.

Erst seit der Provisor bei Wankas wohnte, konnte es geschehen, daß er manchmal das Gefühl hatte, zu Hause zu sein. Er war gerne in seinem Stübchen und brachte die freien Sonntage damit zu, vor dem großen Schreibtische, in den schweren Rauchwolken seiner Pfeife verloren, in alten Büchern zu lesen, über deren vergilbten Blättern er Heut und Morgen vergaß. Was Wunder, daß er ein leises Pochen an seiner Türe überhörte und erst erschreckt auffuhr, als Luisa eintrat und hinter dem dichten Tabaksqualm zag und unschlüssig stehen blieb. Sie war wie ein Traum in ihrem verblaßten, schmucklosen, blauen Kleid, mit den großen, schweigsamen Augen, und weil sie Blumen in der Hand trug, drei kleine, weiße Rosen, die sich scheu an sie anzuschmiegen schienen.

„Oh bitte, entschuldigen Sie“, sagte sie jetzt deutsch mit ein wenig slavischem Tonfall, „ich habe gedacht, Sie sind schon fort zum Essen ... Ich will nur ...“, und jetzt ging sie an ihm vorbei und steckte die drei weißen Rosen hinter ein kleines Brustbild Zdenkos, welches an der Fensterwand hing. Land hatte es oft betrachtet. Er sah jetzt, wie ihre Hände zitterten vor schmerzlicher Zärtlichkeit und, ganz in Anspruch genommen von diesem Schauen, war er nicht imstande, etwas zu sagen oder zu tun oder zu denken. Er hörte noch das Mädchen: „Sein erster Geburtstag, den er nicht mehr bei uns ist“, und dann war alles wie vordem, er stand allein in dem sonntagstillen Stübchen, und hätte nun wohl weiterlesen können. Allein das gelang ihm nicht. Er mußte immer wieder nach der Türe hinsehen, als ob er irgendwen erwartete, und endlich begann der Rauch ihn zu ärgern und er öffnete das Fenster, so daß die Luft des klaren Februartages frisch und licht hereinfloß. Da war ihm einen Augenblick sehr festlich zu Mute und er dachte: „ich habe hohe Gäste bekommen: drei weiße Rosen“, und lächelte wie im Traum.

Im September kommen viele aus den Waldsommern und von der See in die Stadt zurück. Sie sind des Gehens in den Gassen nicht mehr gewohnt und halten plötzlich, ehe sie sich dessen versehen, ihren Hut in der Hand wie im Walde, oder sie singen ganz laut vor sich hin. Das macht: die Erinnerungen schlafen noch nicht in ihnen. Und wenn sie einander begegnen, sind sie redselig und mitteilsam. Sie fühlen, wie aus dem Erzählen etwas, wie der Glanz der letzten lauschenden Tage, aufsteigt und sich tröstend über die schwülen Straßen und Plätze breitet. Und vielleicht sagen sich die beiden beim Abschiednehmen: „Sie sehen sehr gut aus“ und „wie Sie sich verändert haben.“ Und sie lächeln sich einen Augenblick verlegen und dankbar an.

So war auch Luisa zurückgekehrt. Seit dem frühen Frühling war sie fortgewesen: Es giebt da ein heißes, heimliches Land. Glühende Blumen sehen sich in schwarze Teiche, über denen Vögel und Wolken rauschen. Weiße Wege drängen sich zwischen die Stämme hoher und dunkler Bäume, und finden in diesen Wäldern ein lautloses, wogendes Leben. Gestalten kommen in unbegreiflichen Gewanden, und es können Menschen sein mit traurigen Mienen oder mit kühlen, lächelnden Lippen. Erst geschieht dir, du hättest von ihnen sagen hören und du mußt sinnen, wann und was. Aber sie küssen dich, und da erkennst du Freunde in ihnen, welche du geliebt und vergessen hast. Und du willst sie reuig wieder küssen. Vor deinem Gruße

aber entfremden ihre Züge, und sie weichen zurück in den weiten, wogenden Wald, oder sie fallen dich an mit grausamen, blutenden Worten und wollen, du sollst ihnen dein Herz schenken dafür. Und es ist ein Land der Jugend: Kinder und Jünglinge, Jungfrauen und junge Mütter mit ihrem wehen Glück tanzen und tasten die leuchtenden Gelände hin, und ihre Wangen sind heiß von einer fremden Freude. Aber sie sehen einander nicht; denn in ihren Augen hat nichts Raum neben dem Staunen. Wenn sie die anderen Pilger klagen oder lachen hören, lauschen sie hin und glauben, daß das die Vögel sind oder die Wipfel oder die Winde. Sie haben alle *ein* Ziel: den Flammenberg, mitten im Lande. Und von dort findet manch einer nicht mehr heim.
Luisa aber kam aus dem Lande, welches Fieber heißt, langsam und lächelnd durch die Gärten der Genesung zurück. Zögernd erkannte sie sich selbst und die Mutter, welche ihr weinend die Hände küßte, und die Stube, die wie geschmückt war mit dem goldenen, vollen Septemberlicht. Es war eine festliche Wiederkehr.
Und was waren das für Tage seit dem ersten Ausgehen. Dieses fortwährende Wiedersehen und Begrüßen mit allen Dingen und mit allen Leuten. Und die Menschen lächelten, und die Dinge glänzten so. Sie ging wie an lauter schimmernden Spiegeln hin, welche ihr verraten wollten, wie breit und groß sie geworden sei. Sie wußte das auch. Sie fühlte sich stark und ausgeruht. Ohne davon zu erzählen, begann sie ihre Stunden zu besuchen. Sie hatte nichts vergessen, und noch vor Weihnachten konnte sie selbst einem kleinen Mädchen Klavierunterricht geben. Die Kleine hatte einen großen Respekt vor ihrer Lehrerin, und doch waren ihre Rollen in Wirklichkeit umgekehrt. Die Liebe dieses kleinen Wesens und seine Anhänglichkeit riefen täglich in Luisa eine Menge neuer freudiger Empfindungen wach, und in ihr war ein Hinhorchen, welchem des Kindes Fragen wie schöne, segnende Antworten klangen. Und ihr geschah mit einemmale so Vieles in diesen heitern und ereignislosen Tagen, daß sie nicht Zeit fand, über das Gestern hinauszublicken; was dahinter war, schien eine einzige, große Vergangenheit und Versöhnung zu sein, aus welcher kein Schatten mehr in dieses neue, reiche Leben hineinragte.
Am Weihnachtstage trat Luisa bei dem Provisor ein.
„Ich wollte Sie nur bitten, Herr Land, kommen Sie doch heute abend zu uns, wenn Sie sonst nichts vorhaben."
Ernst Land lächelte dankbar. Dann folgte er dem Blicke des Mädchens und wurde verlegen. Über Zdenkos kleinem Brustbild waren drei frische, weiße Rosen.
Luisa streckte ihm beide Hände hin: „Das haben Sie getan?" „Immer ...", und Land ärgerte sich über sein Rotwerden und versprach schnell, zu kommen.
In der Tür blieb das Mädchen nochmals stehen: „Sie sind immer so traurig, Herr Land."
Land schwieg.
„Woran denken Sie?" und der Blick, mit welchem sie das fragte, ergriff ihn so, daß er mit einem Weinen in der Stimme gestand:
„An meine Mutter."
Am Weihnachtsabend war über diese Menschen eine seltsame feierliche Stimmung gekommen. Und sie wollte auch nachher nicht mehr aus den Stuben. Sie blieb, wie der leise Tannenduft, über allen Dingen, selbst als Frau Josephine, von einer jähen Schwäche befallen, die langen Tage im Bette zubrachte. Luisa nahm ihr leise alle die kleinen häuslichen Mühen aus den Händen, eine nach der anderen, so daß sie endlich nichts kannte, als diesen lautlosen, dämmernden Feiertag hinter halbgesenkten Gardinen mit dem Ofensingen und dem silbernen Uhrenschlagen. Und am Abend gab es sanfte und schweigsame Gespräche zwischen den beiden Frauen, und es kam kein Gestern darin vor; nur im Klange der Stimmen bebte es noch: in der der Mutter als eine leise, zaghafte Bitte und in den Worten des Mädchens als ein lichtes, tröstendes Verzeihen. Und dieses war auch noch in dem tiefen Weinen wach, mit welchem Luisa sich eines Morgens über die Mutter beugte, die ohne Kampf und Schmerz in einem versöhnten Frieden von ihr gegangen war.

Schon eine Woche später nahm Luisa ihre Stunden wieder auf. Ihre Tage waren alle randvoll von der Menge freudiger Pflichten, und wenn auch die Nächte leer und bange über sie hereinbrachen, sie fühlte, daß ihr auch aus dem Dunkel des Leides keine feindlichen Gefahren mehr entgegenkamen. In jener Stille ihrer Genesung hatte sie sich zum erstenmal selbst gefunden und hatte sich so reich und weit erkannt, daß ihr Heiligstes durch diesen Verlust nicht einsamer geworden war. Der Gram lag nur wie eine feine Begrenzung auf ihrem Lächeln und auf ihrem Bewegen und konnte nicht mehr das Erwachen ihres Wesens hemmen.
Im Februar dieses Jahres war noch viel Winter gewesen; allein im März gab es einen Feiertag es war das Josephifest, der alle Welt toll machte. Nicht nur daß der Schnee nur da und dort noch an Hügeln und Bahndämmen, vergessen und verachtet, lag, ein Grünen war über die befreiten Wiesen gekommen, und über Nacht wiegten sich in dem lauen, lichterjagenden Wind gelbe Kätzchen an den langen, kahlen Ruten.
Da war Luisa ausgegangen, um in der Kirche von Loretto bei dem großen Mittagshochamt zu beten. Aber sie war dann kaum konnte sie sagen wie, an dem lockenden Glockenspiel der Kapuziner vorübergewandert und hatte erst aufgesehen, als sie hinter dem Baumgarten in einer der weiten einsamen Alleen stand und die Arme ausbreitete. Sie empfand, wie sehr sie alles um sich liebte, wie sehr das alles zu ihr gehörte, und daß dieses leise, freudige Werden mit seinem heimlichen Glück und seiner süßen Sehnsucht ihr Schicksal sei, nicht aber das, was Menschen in dunklem Drange wollten und irrten.
Auf dem Heimwege kamen ihr die lichten Schwärme fröhlicher Menschen entgegen, und da blieb sie lächelnd stehen und schaute über die helle, lebende Landschaft: Man konnte nicht glauben, daß alle diese lachenden Scharen wieder Raum finden würden in den engen Häusern drüben. Das macht: jeder von ihnen ist über sich selbst hinausgewachsen in den schimmernden Tag, den er kaum auf den Schultern spürt. Und der leuchtende Himmel wirft seinen goldenen Glanz so reich und rasch über die Menschen und Dinge, daß sie vergessen, ihre alltäglichen Schatten zu haben, und selber Licht sind in dem flimmernden Land.
Bei diesem Bild mußte Luisa, sie wußte nicht warum, an Zdenko denken, und ob es ihm einmal geschehen sei in seinem dunklen Leben, daß Menschen so, licht und glücklich, ihm entgegenkamen.
Dann wandte sie sich heimwärts. Die Schatten der Menschen lagen grau in den kalten, verlassenen Gassen aufgeschichtet wie vergessene Alltagskleider, und ein dumpfer Wintergeruch schien von ihnen auszugehen. Luisa fröstelte, und auf den ersten tückischen Vorschlag der schiefen Bürgersteige, zu laufen, ging sie lustig ein und trabte nun recht kindisch bergab an den uralten Palästen vorbei, deren mürrische Tor-Riesen zürnend auf sie niedersahen. Vor denen aber hatte sie keine Furcht mehr.
In der Tür stand Rosalka und erzählte mit vielen Gesten den Nachbarinnen, welche sie umdrängten, eine wichtige Neuigkeit, an welcher die Frauen eifrig nickend Anteil nahmen. Sobald eine von ihnen Luisa erblickt hatte, begannen sie alle in ungeduldigem Ungestüm zu winken und zu rufen. Einige Kinder schrieen mit, und Luisa begriff von allem endlich nur das Wort: Besuch. Das genügte für ihr größtes Erstaunen. Während sie die finstere Stiege hinaufjagte, gab es in ihren Gedanken nur ein einziges, riesiges „Wer?“. Mit dieser Neugierde in den Augen sprang sie in die Stube, wo Frau von Meering mit unverhehlter Gekränktheit, steif und stramm, auf dem Sofa wartete. Aber das größere Erstaunen war doch auf der Seite der Oberstin, welche eben erst ihr Beileid für den letzten Unglücksfall mitgebracht hatte und außer stande war, diesem strahlenden, atemlosen Kind eines von ihren schönen, gnädigen Trauerworten zu zeigen. Sie fühlte eine mächtige, gerechte Entrüstung dieser lachenden Gesundheit gegenüber und kam sich ebenso überflüssig vor wie bei jenem früheren Fall.
„Diese Leute“, dachte sie, „das muß in der Familie liegen.“
Inzwischen hatte Luisa sich zu einigen Entschuldigungen erholt und fragte die Dame artig nach dem Grunde ihres Besuches. Frau von Meering drückte hastig ihr Taschentuch vor das Gesicht und schluchzte aus einer Falte heraus: „Ihre arme, arme Mutter.“

Als auf diese ergreifende Bemerkung keine Antwort kam, sah die Oberstin auf und betonte mit strengen Augen: „Sie war eine sehr achtbare, brave Frau.“
Luisa saß mit gesenktem Blicke da und betrachtete so schien es die Spitze ihres zierlichen Fußes. Die Dame wartete noch eine Weile, und da Luisa immer noch nicht zu weinen begann, erkannte sie, daß diesem verstockten Mädchen gegenüber doch alle Milde und Anteilnahme erfolglos sein würde. Und indem sie gleichsam in ihrer Miene schon anfing, sich zu erheben, fügte sie in bitterem Tone hinzu:
„Ich wollte Ihnen nur das Eine sagen, mein Kind. Sie haben doch wohl schon die Veränderungen überlegt, welche seit dem Tote Ihrer braven Mutter nötig geworden sind?“
„Ich weiß nicht“ zögerte Luisa verlegen.
„Es versteht sich doch von selbst, daß Sie diesem jungen Mann augenblicklich kündigen müssen, der, wie ich mit Erstaunen vernehme, immer noch bei Ihnen wohnt.“
„Aber“ machte Luisa mit großen, erstaunten Augen. Dann zuckte ein Lächeln über ihr Gesicht, welches fast schelmisch war.
Frau von Meering stand schon an der Tür.
„Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Sie darauf aufmerksam zu machen. Sie können ja tun, wie es Ihnen beliebt.“
„Ja, gnädige Frau“, erwiderte Luisa in plötzlichem Übermut und stellte sich auf die Fußspitzen, um die Oberstin, welche immer größer zu werden schien, zu erreichen. Dann fragte sie lächelnd: „Wollen Sie nicht noch einen Augenblick ausruhen, gnädige Frau?“
Die Dame aber entfloh aus diesem gräßlichen Hause. Sie war schon in der Küche, wo sich ihr die alte Magd Rosalka ungestüm entgegenwarf, um ihr dann ganz behutsam den Ärmel der Seidenmantille in der Nähe des Ellbogens zu küssen. Die Beleidigte entriß sich mit einem knappen „Adieu“ der sklavischen Verehrung und fand in dem Gaffen der Hausgenossen auf Stiegen und Gängen und in ihrer tuschelnden Bewunderung nur ein kleines Entgelt für diese „erlittene Mißhandlung“.
Luisa blieb eine Weile nachdenklich stehen. Rosalka war nach vorn ans Fenster gelaufen, um noch etwas von der vornehmen Dame zu sehen, welche, wie sie betonte, „bei uns“ zu Besuch war.
Als sie wieder zurückkam, hatte sie sehr neugierige Augen. Luisa bemerkte es nicht. Sie sagte während des Auf- und Niederschreitens: „Ich glaube, wir bleiben in dieser Wohnung. Und darüber hab ich ganz vergessen, mit Ihnen zu sprechen, Rosalka. Sie sind also jetzt bei mir im Dienst und unter den alten Bedingungen. Sie wollen doch?“
Die Alte verschwor ihre zeitliche und ewige Glückseligkeit dafür, und dabei passierte es, daß sie unter Tränen mit einemmal, statt wie von Kindheit her: Loisinka, „Fräulein“ zu ihrer Herrin gesagt hatte.
Dann pochte Luisa an Lands Türe.
Er kam ihr lächelnd entgegen. „Sie Maulwurf“, rief sie ihn scherzend an, „immer in der Stube. Heute müssen Sie mal hinaus aus der Stadt. Frühling! Ich war draußen weit, weit“, und sie machte eine Bewegung, als wollte sie ihm zeigen, wo der Frühling liegt. Ihre Augen glänzten so verheißend. Dann fuhr sie fort in wichtigem, geschäftlichem Ton: „Ich will Sie nicht stören, Herr Land. Nur das wollte ich Ihnen mitteilen. Ich behalte die Wohnung; es bleibt also alles beim alten, das heißt wenn sie mit dem Zimmer sonst zufrieden sind?“
Er suchte ihre Augen und sah dann rasch zu Boden: „Oh“, sagte er weich, „ich bin sehr gerne hier, ich glaube...“ Er begann die Handflächen aneinander zu reiben...
Luisa hatte die Klinke in der Hand behalten: „Das ist schön“, half sie ihm und wurde auch etwas ratlos.
Er sah aus, als hätte er etwas auf dem Herzen.
Die beiden jungen Menschen schwiegen.
Dann begann das Mädchen: „Ich möchte so gern etwas besser deutsch lernen, vielleicht können Sie ein wenig böhmisch brauchen dafür.“

„Ja“, atmete Land auf, „ich liebe Ihre Sprache.“
„Also“, bat Luisa heiter, „dann kommen Sie doch, wenn Sie Zeit haben, eine Weile nach vorn. Es giebt ein paar Bücher da, auch deutsche.“
Und in der Türe fügte sie an: „Kommen Sie so oft Sie wollen“, und leiser: „Sie müssen mir viel von Ihrer Mutter erzählen.“

KA 3, S. 195-241.

17. Masken. Eine Farbenskizze (1898)

Das war eine seltsame Zeit, als der blasse Kaiser Rudolf, mit jedem Tag Jahre alternd, auf dem Hradschin saß und Reiche verlor und Sterne gewann. Damals geschahs, daß ein schlichter Mann, in enger Gasse irgendwo, seine Arbeit ließ und hinaus in den Alltag horchte, oder daß ein Greis lange in seinem Garten, nahe dem Stadttor, saß und dem Abend entgegenspähte, oder daß ein Hund um Mitternacht wach wurde und ohne Grund und Gefahr heulte bis in den nächsten matten Morgen hinein. Über den dumpfen Massen aber wuchsen da und dort Menschen empor, überlebensgroß, gleichsam gekleidet in den Feuerschein der bangen nahenden Tage. Und ihr Schatten lag schwer über ihrer Zeit.
So war des Kaisers heimlicher Sohn: Julius Caesar. Als müßte er alle Träume, die sein Vater unter dem strengen Gewand des spanischen Hofes nur verborgen hatte träumen dürfen, leben: so war er.
Das war auf der Feste Krummau, welche die Habsburger von den Rosenbergen übernahmen. Heute noch besteht der Maskensaal, und seine Wände leben von hohen, bunten Freskogestalten. Hinter jedem Paar scheint eines und noch eines sich zu rühren, Pagen und Narren drängen sich schmeichelnd und schäkernd durch die Reihen, und die Grenadiere an den Türpfosten sind ein mächtiger Schrecken, heute noch. So begreift mans: die Leute loben den alten, unbekannten Maler sehr. Ich aber weiß, obwohl ich den Toten nicht kränken will, daß das Bewegliche in den Figuren nicht ihm zu Verdienst gehört, sondern es liegt daran, daß die Gestalten nie recht erstarren. Sie müssen alle immer wieder erwachen, um die *eine* Nacht zu feiern. Diese aber hub an:
Ritter und Damen erfüllen den strahlenden Saal mit ihrem schimmernden Gewimmel. Bis die riesigen Grenadiere an der Tür die Hellebarden hart auf den Boden stellen. Da ordnen sich die Reihen. Ein Donner rollt über sie hin. Mit seinem wilden, schwarzen Sechsgespann ist Julius Caesar an der ragenden Rampe vorgefahren und kaum einen Atemzug später steht er, schlank und schwarz, mitten unter den Gästen. Wie eine Zypresse im wehenden Ährenfeld. Dann mischt die Musik die Menge; eine fremde Musik, welche beim Aneinanderstreifen der köstlichen Kleider zu entstehen scheint und wachsend, breit und brausend aus den Massen sich erhebt, wie die Melodie eines Meeres. Da und dort teilt der schwarze Prinz mit einem Wink die willigen Wellen, verschwindet in ihnen, taucht an einem anderen Platz, schwarz, aus den glänzenden Gästen empor läßt sein leuchtendes Lächeln wie einen verlorenen Sonnenstrahl über sie hingleiten und schleudert, an eine Säule gelehnt, ein helles, königliches Wort, wie ein Juwel, mitten ins Gewoge. Alle haschen danach. Und unter dem wühlenden und immer wilderen Hin und Wieder geht leise die heimliche Lust auf. An des silbernen Ritters Seite erkennt der Prinz ein blasses, blaues Fräulein und fühlt zugleich: Liebe für die Blaue, Haß für den Silbernen. Und beides in ihm ist rasch und rot. Er neigt sich dem Paar. Schau, hat er den Ritter zum König gemacht? Denn dem fließt über den blanken Panzer ein Purpur nieder, immer breiter und blutender, bis er stumm zusammenbricht unter den Falten des fürstlichen Mantels. „Es geht manchem König so“, lacht ihm der Schwarze in die sterbenden Augen. Da erstarren die festlichen Gäste vor Grauen, und ehe sie noch ihr Lächeln vergessen, blassen sie langsam in die verlöschenden Wände zurück, und kahl wie Felsland steigt der verlassene Saal aus ihren letzten leuchtenden Wellen.

Nur Julius Caesar bleibt und das gierige Glühen seiner trotzigen Augen versengt dem zitternden Fräulein die Sinne. Allein wie er sie greifen will, entwindet sie sich seinen zwingenden Blicken und flieht in den schwarzen, hallenden Saal; ihr dünnes, blaues Seidenkleid bleibt zerfetzt, wie ein Stück Mondlicht, in den gierigen Fingern des Prinzen, und er windet es sich um den Hals und würgt sich damit. Dann tastet er ihr nach in die Nacht hinein und jubelt jetzt auf. Er hört: sie hat die kleine Tapetentür entdeckt, und er weiß: nun ist sie sein. Denn von da gibt es nur einen Weg die schmale Turmtreppe, die in das kleine duftende Rundgemach mündet, hoch im Moldauturm. In sicherer und übermütiger Hast ist er hinter ihr, immer hinter ihr, und er vernimmt nicht ihren verscheuchten Schritt, aber wie einen Glanz ahnt er sie vor sich bei jeder Biegung der Treppe. Da faßt er sie wieder und jetzt hält er das zarte, angstwarme Hemdchen in der Hand, nur das Hemdchen, und seinen Lippen und Wangen scheint es kühl. Es schwindelt ihn, und wie er seine Beute küßt, lehnt er zögernd an der Wand. Dann, mit drei, vier Tigersprüngen taucht er hinauf in die Tür des Turmgemachs und erstarrt: hoch vor der Nacht ragt, nackt, der reine weiße Leib, wie am Fensterrande aufgeblüht. Und reglos bleiben beide. Aber dann, ehe er's noch denkt, heben sich zwei helle, kinderzage Arme aus der Gestalt in die Sterne hinein, als wollten sie Flügel werden, es erlischt etwas vor ihm, und vor dem hohen Fensterbogen ist nichts mehr als hohle, heulende Nacht und ein Schrei...

SW IV, S. 496-500.

18. Die Turnstunde (Endfassung 1901/1902)

In der Militärschule zu Sankt Severin. Turnsaal. Der Jahrgang steht in den hellen Zwillichblusen, in zwei Reihen geordnet, unter den großen Gaskronen. Der Turnlehrer, ein junger Offizier mit hartem braunen Gesicht und höhnischen Augen, hat Freiübungen kommandiert und verteilt nun die Riegen. „Erste Riege Reck, zweite Riege Barren, dritte Riege Bock, vierte Riege Klettern! Abtreten!“ Und rasch, auf den leichten, mit Kolophonium isolierten Schuhen, zerstreuen sich die Knaben. Einige bleiben mitten im Saale stehen, zögernd, gleichsam unwillig. Es ist die vierte Riege, die schlechten Turner, die keine Freude haben an der Bewegung bei den Geräten und schon müde sind von den zwanzig Kniebeugen und ein wenig verwirrt und atemlos.
Nur Einer, der sonst der Allerletzte blieb bei solchen Anlässen, Karl Gruber, steht schon an den Kletterstangen, die in einer etwas dämmerigen Ecke des Saales, hart vor den Nischen, in denen die abgelegten Uniformröcke hängen, angebracht sind. Er hat die nächste Stange erfaßt und zieht sie mit ungewöhnlicher Kraft nach vorn, so daß sie frei an dem zur Übung geeigneten Platze schwankt. Gruber läßt nicht einmal die Hände von ihr, er springt auf und bleibt, ziemlich hoch, die Beine ganz unwillkürlich im Kletterschluß verschränkt, den er sonst niemals begreifen konnte, an der Stange hängen. So erwartet er die Riege und betrachtet – wie es scheint – mit besonderem Vergnügen den erstaunten Ärger des kleinen polnischen Unteroffiziers, der ihm zuruft, abzuspringen, Aber Gruber ist diesmal sogar ungehorsam und Jastersky, der blonde Unteroffizier, schreit endlich: „Also, entweder Sie kommen herunter oder Sie klettern hinauf, Gruber! Sonst melde ich dem Herrn Oberlieutenant...“ Und da beginnt Gruber, zu klettern, erst heftig mit Überstürzung, die Beine wenig aufziehend und die Blicke aufwärts gerichtet, mit einer gewissen Angst das unermeßliche Stück Stange abschätzend, das noch bevorsteht. Dann verlangsamt sich seine Bewegung; und als ob er jeden Griff genösse, wie etwas Neues, Angenehmes, zieht er sich höher, als man gewöhnlich zu klettern pflegt. Er beachtet nicht die Aufregung des ohnehin gereizten Unteroffiziers, klettert und klettert, die Blicke immerfort aufwärts gerichtet, als hätte er einen Ausweg in der Decke des Saales entdeckt und strebte danach, ihn zu erreichen. Die ganze Riege folgt ihm mit den Augen. Und auch aus den anderen Riegen richtet man schon da und dort die Aufmerksamkeit auf den Kletterer, der sonst kaum das erste Drittel der Stange keuchend, mit rotem Gesicht und bösen Augen erklomm. „Bravo,

Gruber!“ ruft jemand aus der ersten Riege herüber. Da wenden viele ihre Blicke aufwärts, und es wird eine Weile still im Saal, – aber gerade in diesem Augenblick, da alle Blicke an der Gestalt Grubers hängen, macht er hoch oben unter der Decke eine Bewegung, als wollte er sie abschütteln; und da ihm das offenbar nicht gelingt, bindet er alle diese Blicke oben an den nackten eisernen Haken und saust die glatte Stange herunter, so daß alle immer noch hinaufsehen, als er schon längst, schwindelnd und heiß, unten steht und mit seltsam glanzlosen Augen in seine glühenden Handflächen schaut. Da fragt ihn der eine oder der andere der ihm zunächst stehenden Kameraden, was denn heute in ihn gefahren sei. „Willst wohl in die erste Riege kommen?“ Gruber lacht und scheint etwas antworten zu wollen, aber er überlegt es sich und senkt schnell die Augen. Und dann, als das Geräusch und Getöse wieder seinen Fortgang hat, zieht er sich leise in die Nische zurück, setzt sich nieder, schaut ängstlich um sich und holt Atem, zweimal rasch, und lacht wieder und will was sagen ... aber schon achtet niemand mehr seiner. Nur Jerome, der auch in der vierten Riege ist, sieht, daß er wieder seine Hände betrachtet, ganz darüber gebückt wie einer, der bei wenig Licht einen Brief entziffern will. Und er tritt nach einer Weile zu ihm hin und fragt: „Hast du dir weh getan?“ Gruber erschrickt. „Was?“ macht er mit seiner gewöhnlichen, in Speichel watenden Stimme. „Zeig mal!“ Jerome nimmt die eine Hand Grubers und neigt sie gegen das Licht. Sie ist am Ballen ein wenig abgeschürft. „Weißt du, ich habe etwas dafür,“ sagt Jerome, der immer Englisches Pflaster von zu Hause geschickt bekommt, „komm dann nachher zu mir.“ Aber es ist, als hätte Gruber nicht gehört; er schaut geradeaus in den Saal hinein, aber so, als sähe er etwas Unbestimmtes, vielleicht nicht im Saal, draußen vielleicht, vor den Fenstern, obwohl es dunkel ist, spät und Herbst.

In diesem Augenblick schreit der Unteroffizier in seiner hochfahrenden Art: „Gruber!“ Gruber bleibt unverändert, nur seine Füße, die vor ihm ausgestreckt sind, gleiten, steif und ungeschickt, ein wenig auf dein glatten Parkett vorwärts. „Gruber!“ brüllt der Unteroffizier und die Stimme schlägt ihm über. Dann wartet er eine Weile und sagt rasch und heiser, ohne den Gerufenen anzusehen: „Sie melden sich nach der Stunde. Ich werde Ihnen schon...“ Und die Stunde geht weiter. „Gruber,“ sagt Jerome und neigt sich zu dem Kameraden, der sich immer tiefer in die Nische zurücklehnt, „es war schon wieder an dir, zu klettern, auf dem Strick, geh mal, versuchs, sonst macht dir der Jastersky irgend eine Geschichte, weißt du...“ Gruber nickt. Aber statt aufzustehen, schließt er plötzlich die Augen und gleitet unter den Worten Jeromes durch, als ob eine Welle ihn trüge, fort, gleitet langsam und lautlos tiefer, tiefer, gleitet vom Sitz, und Jerome weiß erst, was geschieht, als er hört, wie der Kopf Grubers hart an das Holz des Sitzes prallt und dann vornüberfällt ... „Gruber!“ ruft er heiser. Erst merkt es niemand. Und Jerome steht ratlos mit hängenden Händen und ruft: „Gruber, Gruber!“ Es fällt ihm nicht ein, den anderen aufzurichten. Da erhält er einen Stoß, jemand sagt ihm: „Schaf“, ein anderer schiebt ihn fort, und er sieht, wie sie den Reglosen aufheben. Sie tragen ihn vorbei, irgend wohin, wahrscheinlich in die Kammer nebenan. Der Oberlieutenant springt herzu. Er giebt mit harter, lauter Stimme sehr kurze Befehle. Sein Kommando schneidet das Summen der vielen schwatzenden Knaben scharf ab. Stille. Man sieht nur da und dort noch Bewegungen, ein Ausschwingen am Gerät, einen leisen Absprung, ein verspätetes Lachen von einem, der nicht weiß, um was es sich handelt. Dann hastige Fragen: „Was? Was? Wer? Der Gruber? Wo?“ Und immer mehr Fragen. Dann sagt jemand laut: „Ohnmächtig.“ Und der Zugführer Jastersky läuft mit rotem Kopf hinter dem Oberlieutenant her und schreit mit seiner. boshaften Stimme, zitternd vor Wut – . „Ein Simulant, Herr Oberlieutenant, ein Simulant!“ Der Oberlieutenant beachtet ihn gar nicht. Er sieht geradeaus, nagt an seinem Schnurrbart, wodurch das harte Kinn noch eckiger und energischer vortritt, und giebt von Zeit zu Zeit eine knappe Weisung. Vier Zöglinge, die Gruber tragen, und der Oberlieutenant verschwinden in der Kammer. Gleich darauf kommen die vier Zöglinge zurück. Ein Diener läuft durch den Saal. Die vier werden groß angeschaut und mit Fragen bedrängt: „Wie sieht er aus? Was ist mit ihm? Ist er schon zu sich gekommen?“ Keiner von ihnen weiß eigentlich was. Und da ruft auch schon der Oberlieutenant herein, das Turnen möge weitergehen, und übergiebt dem Feldwebel Goldstein

das Kommando. Also wird wieder geturnt, beim Barren, beim Reck, und die kleinen dicken Leute der dritten Riege kriechen mit weitgekretschten Beinen über den hohen Bock. Aber doch sind alle Bewegungen anders als vorher; als hätte ein Horchen sich über sie gelegt. Die Schwingungen am Reck brechen so plötzlich ab und am Barren werden nur lauter kleine Übungen gemacht. Die Stimmen sind weniger verworren und ihre Summe summt feiner, als ob alle immer nur ein Wort sagten: „Ess, Ess, Ess...“ Der kleine schlaue Krix horcht inzwischen an der Kammertür. Der Unteroffizier der zweiten Riege jagt ihn davon, indem er zu einem Schlage auf seinen Hintern ausholt. Krix springt zurück, katzenhaft, mit hinterlistig blitzenden Augen. Er weiß schon genug. Und nach einer Weile, als ihn niemand betrachtet, giebt er dem Pawlowitsch weiter: „Der Regimentsarzt ist gekommen.“ Nun, man kennt ja den Pawlowitsch; mit seiner ganzen Frechheit geht er, als hätte ihm irgendwer einen Befehl gegeben, quer durch den Saal von Riege zu Riege und sagt ziemlich laut: „Der Regimentsarzt ist drin. „Und es scheint, auch die Unteroffiziere interessieren sich für diese Nachricht. Immer häufiger wenden sich die Blicke nach der Tür, immer langsamer werden die Übungen; und ein Kleiner mit schwarzen Augen ist oben auf dem Bock hocken geblieben und starrt mit offenem Mund nach der Kammer. Etwas Lähmendes scheint in der Luft zu liegen. Die Stärksten bei der ersten Riege machen zwar noch einige Anstrengungen, gehen dagegen an, kreisen mit den Beinen; und Pombert, der kräftige Tiroler, biegt seinen Arm und betrachtet seine Muskeln, die sich durch den Zwillich hindurch breit und straff ausprägen. Ja, der kleine, gelenkige Baum schlägt sogar noch einige Armwellen, und plötzlich ist diese heftige Bewegung die einzige im ganzen Saal, ein großer flimmernder Kreis, der etwas Unheimliches hat inmitten der allgemeinen Ruhe. Und mit einem Ruck bringt sich der kleine Mensch zum Stehen, läßt sich einfach unwillig in die Knie fallen und macht ein Gesicht, als ob er alle verachte. Aber auch seine kleinen stumpfen Augen bleiben schließlich an der Kammertür hängen.

Jetzt hört man das Singen der Gasflammen und das Gehen der Wanduhr. Und dann schnarrt die Glocke, die das Stundenzeichen giebt. Fremd und eigentümlich ist heute ihr Ton; sie hört auch ganz unvermittelt auf, unterbricht sich mitten im Wort. Feldwebel Goldstein aber kennt seine Pflicht. Er ruft. „Antreten!“ Kein Mensch hört ihn. Keiner kann sich erinnern, welchen Sinn dieses Wort besaß, – vorher. Wann vorher? „Antreten!“ krächzt der Feldwebel böse und gleich schreien jetzt die anderen Unteroffiziere ihm nach: „Antreten!“ Und auch mancher von den Zöglingen sagt wie zu sich selbst, wie im Schlaf: „Antreten! Antreten!“ Aber im Grunde wissen alle, daß sie noch etwas abwarten müssen. Und da geht auch schon die Kammertür auf; eine Weile nichts; dann tritt Oberlieutenant Wehl heraus und seine Augen sind groß und zornig und seine Schritte fest. Er marschiert wie beim Defilieren und sagt heiser: „Antreten!“ Mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit findet sich alles in Reihe und Glied. Keiner rührt sich. Als wenn ein Feldzeugmeister da wäre. Und jetzt das Kommando: „Achtung!“ Pause und dann, trocken und hart: „Euer Kamerad Gruber ist soeben gestorben. Herzschlag. Abmarsch“! Pause. Und erst nach einer Weile die Stimme des diensttuenden Zöglings, klein und leise: „Links um! Marschieren: Compagnie, Marsch!“ Ohne Schritt und langsam wendet sich der Jahrgang zur Tür. Jerome als der letzte. Keiner sieht sich um. Die Luft aus dem Gang kommt, kalt und dumpfig, den Knaben entgegen. Einer meint, es rieche nach Karbol. Pombert macht laut einen gemeinen Witz in Bezug auf den Gestank. Niemand lacht. Jerome fühlt sich plötzlich am Arm gefaßt, so angesprungen. Krix hängt daran. Seine Augen glänzen und seine Zähne schimmern, als ob er beißen wollte. „Ich hab ihn gesehen“, flüstert er atemlos und preßt Jeromes Arm und ein Lachen ist innen in ihm und rüttelt ihn hin und her. Er kann kaum weiter: „Ganz nackt ist er und eingefallen und ganz lang. Und an den Fußsohlen ist er versiegelt...“

Und dann kichert er, spitz und kitzlich, kichert und beißt sich in den Ärmel Jeromes hinein.

KA 3, S.435-440

REZENSIEREN

19. **Rezension: Zwei Prager Geschichten.**

Von Rainer Maria Rilke. (Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Comp. 1899.) Im Vorwort bemerkt Rilke, daß er dieses Buch heute nicht so geschrieben haben würde. Ob darunter zu verstehen ist, daß er von seinem Interesse für die nachgemachten Viveurs des ‚Café National' bereits zurückgekommen ist oder daß er sich heute von der Sentimentalität frei weiß, zu welcher man unter dem Eindruck historischer Monumente leicht hinneigt, oder daß er künstlerisch über dieses Buch hinausgewachsen ist und sich auch von sprachlichen Gesuchtheiten frei gemacht hat – wir wollen gern sogar alle drei Fälle annehmen. Fast alle älteren prager Dichter sind verführt worden, čechisches Wesen dichterisch zu verklären, das fremde Volksthum scheint ja ein dankbares und interessantes Object abzugeben. Aber alle sind davon abgekommen. Der Tropfen Fanatismus, der jeder dieser čechischen Gestalten im Blute steckt, selbst wenns nur bei dem Tropfen bleibt, macht sie schließlich auch künstlerisch unleidlich. Rilkes Stärke liegt übrigens nicht in der Charakteristik und nicht im epischen Fluß, lag wenigstens in jener Vergangenheit nicht, in der er dieses Buch schrieb. Aber im Schauen dessen, was nur den Wenigsten sichtbar, im Empfinden der zartesten Schwingungen, im lyrischen Stimmungsbild, im Ahnungsvollen weiß er mit großem dichterischen Feingefühl, mit über zeugender Bildkraft den richtigen Ausdruck zu finden, der bald wie ein sanfter Hauch, bald wie ein Blitzlicht wirkt.

Beilage zur Bohemia Nr. 92 (2. April 1899) S. 3.

20. Rainer Maria Rilke an Phia Rilke

Berlin-Schmargendorf, 8. April 1899

[…] Meine ‚Zwei Prager Geschichten' sind in der Bohemia vom Ostersonntag recht lächerlich flüchtig abgethan worden! Dafür kam gestern ein sehr schmeichelhafter und interessanter Brief von Prof. Sauer, der mir für ganz Prag genug Urtheils ist. – Ich kann – Gottlob – jedes Wort in dem Buch vertreten und jeden Sinn! Dabei bleib' ich. Bin neugierig was Dr. E[ngel] drüber sagen wird. […]

Rainer Maria Rilke: Briefe an die Mutter. 1896 bis 1926. Herausgegeben von Hella Sieber-Rilke. Frankfurt am Main und Leipzig 2009, Bd. 1, S. 94.

21. Ernst Kraus: Vom Büchertisch.

Von allen deutschen Autoren Prags wurzelt Rainer Maria Rilke am tiefsten im heimatlichen Boden. Gleich in seinem ersten Buche (‚Larenopfer') hat er seiner Vaterstadt eine begeisterte Huldigung dargebracht. Diese kleine Sammlung hat mit einem Schlag den sympathischen Autor auch bei dem böhmischen Publikum bekannt gemacht und lebhafte Beachtung gefunden. Und wenn auch die späteren Arbeiten Rilke's (insbesonders ‚Traumgekrönt') höher stehen, das Büchlein ist uns doch ungemein lieb. Nicht deshalb allein, weil da ein junger deutscher Dichter (nicht blos ein Dichterling) gekommen war, der für unser Prag und seine Schönheiten schwärmte und aus seiner Liebe zu der alten Moldaustadt kein Hehl machte, sondern vor allem deswegen, weil er es auch verstand, diesen seinen Gefühlen einen künstlerischen Ausdruck zu verleihen, weil es wieder einmal Einer war, der uns etwas zu sagen hatte.

Seit dieser Zeit hat Rilke manche neue Arbeit herausgegeben, die aufs neue bewies, was Jedermann, der sein erstes Buch gelesen, ahnte, nämlich, daß man es hier mit einem wirklichen Dichter zu thun habe, mit einem echten und kräftigen Talente, das muthig nach eigenem, persönlichem Ausdruck ringt. In rascher Folge kamen da neue Gedichte, Novellen und Skizzen und dramatische Versuche. Es waren mitunter recht beachtenswerte und interessante Sachen

darunter, aber keine von den novellistischen und dramatischen Arbeiten reichte an seine Lyrik heran. Rilke ist eben Lyriker durch und durch, eine zartbesaitete, weiche, traumverlorene, ihren zaubervollen Stimmungen sich ganz hingebende Dichterseele. Er hat auf diesem Gebiete einige Nummern geschrieben, die sich durch ihre krystallhelle, reine Intonation auszeichnen und dem Besten beigezählt zu werden verdienen, was die neuere deutsche Lyrik aufzuweisen hat. Er ist etwas unsäglich Feines in seinen delikaten, verträumten Stimmungen, es ist, als ob über den duftenden Zaubergärten seiner Poesie beständig die weichen, schimmernden Schleier eines unendlich leichten bläulichen Nebens wallten und diese feine durchsichtige Hülle, die die Farbengluth dämpft und durch welche der berauschende Blüthenduft nur leise durchsickert, verleiht seiner Poesie einen erhöhten Reiz. Man merkt es seiner Poesie an, daß seine Wiege in diesen verzauberten, in ihre tiefe Trauer versunkenen und einzig schönen Stadt gestanden, daß er den Duft des herrlichen, unvergleichlichen Märchens von Alt-Prag mit vollen Zügen eingeathmet. Hier, bei der Behandlung der dankbaren Motive, die ihm die Schönheit und der malerische Zauber seiner Vaterstadt geboten, zeigt sich erst voll und ganz die Tiefe seines Empfindens, da klingen auch die verborgensten Saiten in seinem Inneren mit, da sprießen tausend schlafende Keime in seiner Seele. Die tiefe Wehmuth und stille Ergebenheit, all der vertraute, sehnsuchtsvolle Zauber des Verrauchten und Entschwundenen, die uns aus Alt-Prag entgegenwehen, sie begegnen uns in der Poesie Rilke's.

Auch jetzt, da er nicht mehr in unserer Mitte weilt, erinnert er sich der wundervollen Stadt, in der seine Wiege gestanden, und in seinem neuesten Buch ‚Zwei Prager Geschichten' ist er bemüht, etwas von der Stimmung und dem Reiz, die Alt-Prag eigen sind, festzuhalten. Es ist nach langen, langen Jahren wieder ein deutsches Buch, dessen Autor den Muth besitzt, in seinem Werke die unvergeßlichen Eindrücke, die er in der alten Königsstadt an der Moldau gewonnen, poetisch zu verwerthen. Rainer Maria Rilke gebührt das Verdienst, daß er als erster unter den jüngeren deutschen Autoren Prags den Weg eingeschlagen hat, den die meisten der älteren Prager deutschen Belletristen einst wandelten und der einzig und allein zum Ziele führen kann. Vor dreißig und vierzig Jahren gab es nämlich noch eine Prager deutsche Literatur. Eine ganze Anzahl tüchtiger Literaten war hier thätig und zahlreiche deutsche belletristische Zeitschriften, die in Prag erschienen, brachten ihre zum Theil werthvollen und gediegenen, aber immer interessanten Arbeiten. Wenn wir heute in den alten Jahrgängen der ‚Erinnerungen', ‚Ost und West', und wie alle diese Zeitschriften und Jahrbücher (‚Libussa') hießen, blättern, so können wir, so sehr sich auch unser Geschmack seither verändert, der Produktivität und Schaffenskraft der damaligen deutschen Literatengemeinde Prags unmöglich Anerkennung versagen. Und auch die Qualität der Arbeiten, die sie boten, ist im großen Ganzen respektabel. In richtiger Erkenntniß der Bedingungen, unter welchen einzig und allein eine deutschböhmische Literatur möglich ist, entnahmen sie die Sujets zu ihren Arbeiten der Geschichte ihres Vaterlandes und seiner Hauptstadt, sowie dem leben ihrer Mitbürger. Dieser Erdgeruch der heimischen Scholle, der, der uns aus allen diesen Werken entgegenweht, verlieh ihnen ein eigenes, individuelles, charakteristisches Gepräge. Indem sie heimatliche Stoffe verarbeiteten, retteten sie sich vor einseitigem Nachempfinden und geistloser Nachahmung – sie schafften aus Eigenem. Und weil sie in den vielstimmigen Chorus der deutschen Poesie neue, persönliche Weisen und Töne brachten, wußten sie sich auch über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus Beachtung zu verschaffen und gar mancher von ihnen erfreute sich eines bedeutenden Rufes. Sie wurzelten alle im heimatlichen Boden und schöpften aus ihm schäumende Säfte und frische Kraft. Die politischen Verhältnisse tragen die Schuld daran, daß die deutschen Dichter Prags wie mit einem Schlag aufhörten, sich in ihren Werken mit der Vergangenheit und Gegenwart ihres Heimatlandes, mit den Schicksalen ihrer Landsleute zu befassen und dieselben künstlerisch zu gestalten. Hiermit war es aber auch um die deutsche Literatur Prags geschehen. Alles Zusammenhanges mit dem leben beraubt, schwebte sie zwischen Himmel und Erde, ohne irgendwo Wurzeln fassen zu können. Man hat auf Alles verzichtet, worin die Eigenart der deutschböhmischen Literatur bestand und was auch die

Hauptbedingung ihrer Existenzberechtigung bildete. Es ist ein kümmerliches, trauriges Scheindasein, das die deutsche Literatur Prags seither fristet. An den deutschen Dichtern Prags hat sich wieder einmal gezeigt, wie recht Turgenev hatte, als er sagte, daß das Vaterland Jeden von uns, aber kein einziger von uns das Vaterland entbehren kann.
Nun, Rainer Maria Rilke knüpft, vielleicht unbewußt, an die alte Tradition der Prager deutschen Literatur an. Er versucht es, heimische Sujets poetisch zu verwerthen, in seiner nächsten Umgebung sucht er Vorwürfe für seine poetischen Arbeiten. Die ‚Zwei Prager Geschichten' sind ein neuer Beweis dafür. Ein interessanter Versuch, wenngleich er auch im Ganzen mißlungen ist. Das Buch darf überhaupt nicht als ein Ganzes betrachtet und beurtheilt werden. Es steht und fällt mit einigen schönen, tief empfundenen, einen ganzen Dichter verrathenden Partien.
Die Handlung der beiden Geschichten an sich ist ebenso naiv, ja mitunter sogar allzunaiv und barock, wie die Gestalten, deren Schicksale uns der Dichter schildert, die äußere Handlung ebensowenig wahrscheinlich, wie die inneren Vorgänge. Den Stoff zu den beiden Erzählungen haben dem Autor einige Ereignisse aus der neueren politischen Geschichte unseres Volkes geboten und den Hintergrund derselben bildet die bekannte Geschichte der ‚Omladina'-Bewegung. Aber man sieht, daß der Dichter zu wenig direkten Kontakt mit unserem Leben hat, daß er allzuwenig über unsere Verhältnisse, Bestrebungen, Kämpfe und Ziele informirt ist. Er bringt uns warme Sympathien entgegen, aber er steht doch den Verhältnissen, in die er seinen Lesern einige Einblicke gewähren will, fremd gegenüber.
Aber diese unleugbaren Mängel können uns nicht hintern, jenen Partien seines Buches, auf die er offenbar das Hauptgewicht legt – und ich glaube, er hat es nur wegen dieser Partien geschrieben – unumschränktes, aufrichtiges Lob zu zollen: Es sind jene Partien, in welchen Rilke den bizarr-phantastischen, malerischen und stimmungsvollen Zauber der alten Prager Paläste, Kirchen, Häuser, Plätze und Gassen schildert und in denen sich die ganze Kunst eines feinfühlenden, echten Dichters offenbart. Es ist flammende, innige Liebe zu Alt-Prag, aufrichtige Bewunderung seiner Poesie und seines Zaubers, die das Gemüth eines jeden echten Künstlers entzücken, und ein außerordentlich delikates, subtiles Empfinden, die aus diesen Partien zu uns sprechen. Wenn er z.B. den eigenthümlichen mystischen Zauber einer Andacht am Gründonnerstag in der Klosterkirche der Karmeliterinnen am Hradčin schildert, oder in seine Erzählung eine reizende Phantasie einflicht, deren Held der Sohn Rudolfs II., Don Cäsar ist, so kann man sich unmöglich eines mächtigen, tiefen Eindruckes erwehren. Diese Partien, sowie alle jenen, wo er Alt-Prag feiert, sind von einer wohligen Wärme durchglüht, wie man eine solche in den Werken moderner Dichter höchst selten findet. Das ganze Buch hat überhaupt einen ausgesprochenen Stick ins Romantische. Ein paar moderne Schlagworte und einige stylistische (nebenbei bemerkt, nicht besonders glückliche) Wendungen abgerechnet, macht das Buch einen geradezu altmodischen Eindruck.
Aber trotz all seiner Mängel ist es doch in interessantes und lesenswerthes Werk. man fühlt es bei der Lektüre heraus, daß hier gar manche Seite mit Herzblut geschrieben ist. Übrigens hat der Autor selbst im Vorwort den Standpunkt angedeutet, den der Leser einzunehmen hat, um das Buch gerecht beurtheilen zu können. ER sagt da wörtlich: „Dieses Buch ist lauter Vergangenheit. Heimat und Kindheit – beide längst fern – sind sein Hintergrund. Ich würde es heute nicht so, und darum wohl überhaupt nicht geschrieben haben. Aber damals, als ich es schrieb, war es mir nothwendig. Es hat mir Halbvergessenes lieb gemacht und mich damit beschenkt; denn wir besitzen von der Vergangenheit nur das, was wir lieben. Und wir wollen alles Erlebte besitzen…" Nun, es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß nicht alle Eindrücke und Stimmungen, die der Dichter in seiner Heimat und in seiner Kindheit gewonnen, in diesem Buche ihren Ausdruck gefunden, daß er über beide noch lange nicht sein letztes Wort gesprochen Der weiteren Entwickelung dieser sympathischen dichterischen Persönlichkeit kann man mit Interesse und Zuversicht entgegensehen.

Den Grundton von Rilke's Buch machen träumerische Stimmungen und feine lyrische Passagen aus. […]

[Arnošt Kraus:] Vom Büchertisch. V. – In: Politik. Prag. 38. Jg. Nr. 236 (26. August 1899) S. 1-2.

22. Rainer Maria Rilke an Phia Rilke

Schmargendorf bei Berlin, 26. September 1899

[…] Übrigens die ‚Politik' vom 26./8. d.J. hat die prager Geschichten sehr fein und verständig besprochen, hast Du's gelesen, – wer ist der Rezensent? Die ‚Prager Geschi.' werden jetzt auch ins böhmische übersetzt.

Rainer Maria Rilke: Briefe an die Mutter. 1896 bis 1926. Herausgegeben von Hella Sieber-Rilke. Frankfurt am Main und Leipzig 2009, Bd. 1, S. 123.

23. Rainer Maria Rilke an Wilhelm von Scholz

Schmargendorf bei Berlin, 10.April 1899

Lieber Freund Wilhelm,
[…] Nebenbei nur: Mein Herr Verleger hat den Auftrag, Dir ‚Zwei Prager Geschichten', mein neuestes, altes Novellenbuch, zu senden. Es ist ein Buch mit den Augen nach rückwärts, vielleicht auch mit den Schritten. So etwan: unverbrauchter Bodensatz der ‚Larenopfer'. Nimms statt eines Besseren und bis dahin. […]

Rainer Maria Rilke: Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit 1899 bis 1902. Herausgegeben von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. Leipzig 1933, S. 8-9.

24. Wilhelm von Scholz:

Zwei Prager Geschichten von *Rainer Maria Rilke*. Stuttgart 1899. Bonz & Co.
In der Vorrede zu diesem Buche sagt uns der Dichter, dass es „lauter Vergangenheit sei". Dargestelltes und Darstellung liegt im Leben des Dichters zurück. Mir will indessen scheinen, als hätte Rilke diese beiden Erzählungen doch noch sehr gründlich überarbeitet, ehe er sie herausgab. Zwar trägt Anlage und Komposition den Charakter jugendlichen Entwurfes, die Ausführung und Einzelgestaltung in den beiden Novellen aber ist von einer solchen Feinheit und Stimmungskraft wie sie *überhaupt* wenigen heutigen Erzählern eignet. Allerding stören solche uns ganz gefangen nehmenden Stimmungen, wie sie Rilke hier in den altvertrauten Gassen Prags, seiner Vaterstadt, aus jedem Winkel hervorzurufen vermag, vielleicht manchmal den Eindruck des Ganzen. So ist z.B. die Schilderung der Empfindungen im Fieber – in der zweiten Geschichte – ein wahres Kabinettstück, das mancher länger beschäftigen möchte, als dem Eindruck der Erzählung als solcher gut ist. Aber es ist doch das Werthvollere in diesem Buche – und vielleicht in der ganzen Persönlichkeit des jungen Dichters – und darum möchte ich hier auf dies scheinbar Nebensächliche den Hauptnachdruck leben.

SCZ. [Wilhelm von Scholz]

Revue franco-allemande. Bd. 1 (1899) S. 171-172.

25. Alfred Semerau: Zwei neue Erzähler.

J. J. David: Vier Geschichten. Leipzig 1899.
Rainer Maria Rilke: Zwei Prager Geschichten. Stuttgart 1899.
Keine der Geschichten, von denen ich hier sprechen will, ist lang: an keiner liest man länger als eine Stunde. Man hat nicht oft Grund, wenn man eine Reihe moderner Novellen gelesen hat, sich wahrhaft zu erfreuen. Die meisten sind Skizzen und Studien, besonders psychologische. Man erstaunt über die Schärfe der Beobachtung, über den Fleiß, der eine Menge kleiner charakteristischer Züge zusammengetragen hat, über die Kleinmalerei, die manchmal minutiös wird. Aber oft vermißt man trotz all dieser Vorzüge das zusammenhängende Band, die Form, die sich dem Inhalt anpaßt, und durch diesen Mangel wird uns die Freude getrübt.
Zwei neue Bücher liegen vor mir, ‚Geschichten', im Ganzen sechs, von J. J. David und R. M. Rilke. Keine dieser Erzählungen ist spannend, aber doch liest man sie mit Genuß, denn es sind kleine, sorgfältig und liebevoll ausgeführte Arbeiten, denen man nur zuweilen etwas von der Mühe anmerkt, die auf sie verwandt ist. […]
Die beiden Geschichten Rainer Maria Rilkes spielen auf Prager Boden. Das Büchlein enthält lauter Vergangenheit, Heimath und Kindheit bilden den Hintergrund. ‚König Bohusch' wird wegen seiner Mißgestalt der arme verwachsene Portierssohn genannt, als Schreiber auf irgend einer Redaktion verdient er sich ein dürftiges Geld. Aber auch sein dunkles Leben hat Licht erhalten durch die Liebe, zweifache Liebe: die zu der Prinzessin Aglaja, die aus dem lachenden lieben Kinde, das mit ihm im Park des alten Fürstenpalastes sich gejagt hat, eine bleiche heimliche Geliebte und aus der Geliebten eine verehrte Heilige wurde, die der Jungfrau Maria sehr ähnlich sah, sie wurde Barnabiterin und starb früh; und die zu der blonden Frantischka, die ihm aber auch nicht treu blieb. Da erst wurde er gewahr, daß er beiden Gestalten so viel aus seinem eigenen Wesen und Herzen gegeben hatte, daß ihm nur ein kleiner Rest blieb. ER kämpfte mit sich, ob er dies letzte Gut unangetastet in die Moldau werfen sollte oder ob es doch noch groß genug wäre, um es in der Bank des Lebens nützlich anzulegen. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, daß sein Volk, das tschechische Volk, seiner bedürfen könne. Nicht umsonst hatte ihm das der Student Rezek gesagt, der heimliche Agitator, der ein verarmtes und entsagendes Heer von jungen Fanatikern um sich zu sammeln suchte, weil er wußte, daß es keine wildere Waffe giebt, als die Verzweiflung. In einem phantastischen Brief lud Bohusch die Frantischka zu der Rede ein, die er an das Volk halten wollte, aber die Geliebte verrieth den Versammlungsort der Verschwörer und Bohusch büßte seine Unbesonnenheit mit dem Tode: Rezek erdolchte ihn.
Auch in der zweiten Erzählung ‚Die Geschwister' kehrt die düstere, schweigsame Gestalt des Studenten wieder. Er suchte unverdorbene junge Leute guten Standes, welche überzeugt von dem Rechte ihres Beginnens einer nationalen Erhebung zustrebten und in jugendlicher Unbesonnenheit einem Ziel nachjagten, das der Agitator selbst in ruhigen Stunden für eine Chimäre hielt. So hatte er auch Zdenko Wanka an sich zu fesseln gewußt, der sich stolz und stark fühlte in seiner Mission, so lange er glaubte, für ein junges und gesundes Volk zu streben, und als er erfuhr, daß dieses Volk an innerem Zwiespalt krankte, an ihm und an sich selbst verzweifelte. Den Gegensatz zu ihm bildet seine Schwester Luise, die als stilles Kind mit verträumten und erschreckten Augen die Gespenstergeschichten der alten Rosalka hört, scheu und schüchtern heranwächst, dann aber, nach der Mutter und des Bruders Tode, sich muthig ins Leben wagt, kräftig zugreift und sich auf die eigenen Füße stellt.
Was in beiden Erzählungen besonders unsere Aufmerksamkeit fesselt, ist die Stimmungsmalerei, ein feiner Duft, der über Allem liegt, wovon Rilke spricht. Die Dinge sind wie in jenen leichten Schleier gehüllt, der Alles umfließt, wenn die Dämmerung über die Erde schleicht. Die Worte fließen wie in einem melodischen Strom, dessen Wellen uns durch ihr leises Rauschen einsingen. An Kleinmalerei und Stimmungszauber sind einzelne Scenen von großem Reiz.
Es ist wenig Handlung in den Geschichten Davids und Rilkes, ihren eigenen Zauber üben sie durch die außerordentlich sorgfältige Arbeit und die feine Ausführung aus. David interessiert

mehr das Psychologische, Rilke kommt es vor Allem auf das Stimmungsvolle an. Beide Bücher suchen Leser, die nicht eine flüchtige Unterhaltung lieben, sondern sich theilnehmend in die Schöpfungen sinniger Dichter zu versenken.

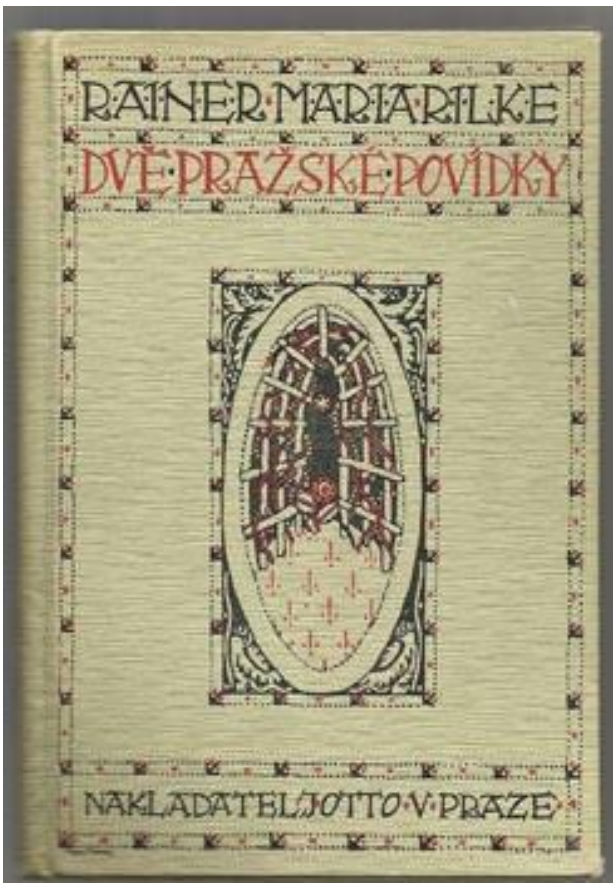
Nationalzeitung. Berlin. Nr. 595 (10. Mai 1899. Morgen-Ausgabe, S. 1-3.

26. Rainer Maria Rilke: Selbstanzeige

Zwei prager Geschichten. Verlag von A. Bonz & Comp. Stuttgart.
Absicht dieses Buches war, der eigenen Kindheit irgendwie näher zu kommen. Denn alle Kunst sehnt sich, um diesen vergangenen Garten, um seine Düfte und Dunkelheiten reicher, um sein Rauschen beredter zu werden. Vorwand waren zur zwei kleine Geschichten. Prag, diese Stadt voll finsterer Gassen und geheimnisvoller Höfe, ist der Schauplatz. Träumerisch und traurig sind die seltenen handelnden Menschen. Slavische Sehnsucht ist in ihren Stimmen und sie leben von der frühen Frömmigkeit ihrer unverbrauchten Gefühle. Und so kam durch den Vorwand ein Neues dazu: die Geschichte einer Völkerkindheit. Ein paar Worte erzählen im Vorübergehen von dem Schicksal eines Volkes, das seine Kindheit nicht ausbreiten kann neben dem älteren, ernsten, erwachsenen Brudervolk. Und in diesen fast zufällig laut gewordenen Worten scheint mir jetzt meines Buches bester Wert zu lieben. Denn alle seine Wärme kommt von dort her; und gerade, wo es tendenziös zu werden scheint, wird es weit und wissend und menschlich.
St. Petersburg

Rainer Maria Rilke

Die Zukunft. 7. Jg. Nr. 37 (10. Juni 1899) S. 486. und SW IV, S. 981-982.



27. [Alexandr Bačkovský]: Aus der Übersetzungsliteratur

[Über Paul Scheerbarts Romane] Unter den fantastischen Schriftstellern ost Scheerbart ein wahrer Künstler.
Das Buch mit Marie R. Rilkes ‚Zwei Prager Geschichten' gehört zu einem anderen Bereich der deutschen Moderne. Man kann sehen, dass es sensibel geschrieben ist von einem tief empfindenden Dichter. Für unser Publikum ist vor allem von Interesse, dass beide Geschichten in Prag angesiedelt sind, wo der Autor einige Zeit verbracht hat: Eine der Geschichten handelt sogar von Leuten, die aus [dem Fall] ‚Omladina' bekannt sind.
Aber der Lyrismus setzte sich in der rätselhaft verträumten Prosa durch, der Prager Lyrik mit lebhaften Eindrücken aus alten Prager Winkeln. Die Ausgestaltung ist bei Rilke stärker als die Konstruktion, und der Eindruck oder die Stimmung ist stärker als erwartet. Es gibt nicht viel

J[ean] Rowalski: Z literatury překladové. In: Lumír. Bd. 37 (1909) S. 453.

28. Josef Deograd Konrád: Rainer Maria Rilke ‚Zwei Prager Geschichten'

Der Schriftsteller ist gebürtiger Prager und vielleicht auch sein Vater und seine Kindheit. Wie er in einem kurzen Vorwort sagt, sind sie weit von ihm entfernt, doch es war an der Zeit, dieses Buch zu schreiben Mit Leidenschaft erinnert er sich an Prag, zeigt seine Schönheit und sieht besonders in den alten Häusern der Kleinseite, viele Geheimnisvolles und Romantisches. In der Geschichte von König Bohusch begegnen die Leser einem bekannten erregenden Ereignis aus der Zeit der Omladina, als in der Weihnachtszeit fast unter dem geschmückten Baum, das Leben des kleinen Buckligen auf tragische Weise endete. Die zweite Geschichte ‚Geschwister' endet, obwohl im ersten Teil voller romantischer Elemente, endet viel freundlicher. Dort wecken sanfte Gefühle zwischen einer jungen Deutschen und einer jungen Tschechin herzliche Worte für nationale Toleranz. „Ich möchte so gern etwas besser deutsch lernen, vielleicht können Sie ein wenig böhmisch brauchen dafür."
„Ja", atmete Land auf, „ich liebe Ihre Sprache."
Wenn es schon jetzt so gesprochen und gefühlt würde, wie viel angenehmer und friedlicher wäre das Leben in Prag! Das Buch wurde von Jan Löwenbach auf Kosten von Otto übersetzt.

D.S.

Máj. Bd. 7 (1909) S. 604.

29. Franz Wegwitz: Rainer Maria Rilke.

[…] Alles aber, was Rilke geformt hat, ist lyrisch, und auch seine Prosa zeigt uns keine neue Seite seines Wesens. Außer den Gedichtbüchern gibt es von ihm noch einige kleine Prosaskizzen, die in einem schmalen Bändchen unter dem Titel ‚Die Letzten' gesammelt sind. Sie enthalten, ebenso wie das Drama ‚Das tägliche Leben', tiefe Gedanken über eignes persönliches Leben, über Kunst und über Liebe und Ehe. Die Kraft zu epischer oder dramatischer Gestaltung fehlt Rilke jedoch vollständig. Gedichte in Prosa sind auch die prächtigen, märchenhaft angehauchten ‚Geschichten vom lieben Gott' mit der schönen Widmung für Ellen Key. […]

Westermanns Monatshefte. Bd. 105, I Heft 627 (Dezember 1909) S. 443.

30. Otokar Fischer: Das unbekannte Prag

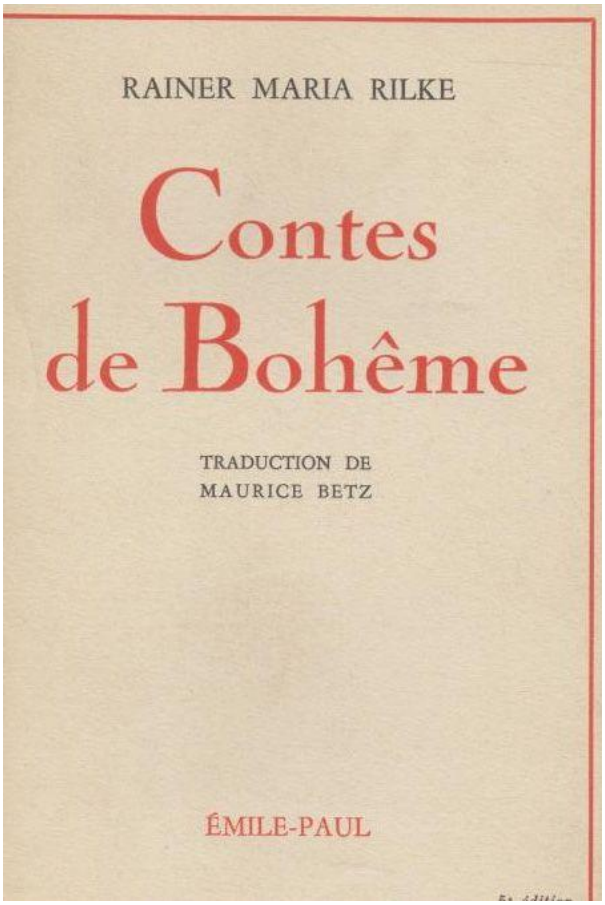
[…] Unser Durchschnittsintellektueller, der sich ausschließlich in der tschechischen Gesellschaft bewegt, nimmt, sofern nicht Vorkommnisse besonderer Art seine Aufmerksamkeit fesseln, von der unter der Prager Bevölkerung lebenden deutschen Minderheit nicht sonderlich viel Notiz. Er ahnt nichts von ihren Problemen, kennt sich in den Nuancen und Konflikten des anderen Lagers nicht aus und weiß nicht viel über die künstlerischen und kulturellen Widersprüche des heutigen deutschen Prag. Noch fremder erscheint ihm jedoch das Bild seines eigenen, tschechischen Milieus, wenn ihm dieses in deutschem Lichte begegnet, und dies nicht nur in den tendenziös gefärbten Nachrichten der ausländischen Tagespresse, sondern auch in den sympathisch gemeinten Versuchen unserer deutschen Mitbürger, das tschechische Leben in Romanen, Novellen und anderen Arbeiten einzufangen. Prag, als neu entdeckter und überaus dankbarer Gegenstand, kommt in der deutschen Literatur in Mode. […]
Die Zeiten, in denen man, wie vor 1848, in deutscher Sprache Rechenschaft von tschechischem Patriotismus ablegen konnte, sind jedoch vorbei. Der verschärfte Kampf zwischen den Nationalitäten, der Aufschwung unserer nationalen Kräfte und nicht zuletzt die strikte Spaltung der einstmals utraquistischen Prager Universität machen eine Verbindung von zweierlei nationalem Bewusstsein und Empfinden zu einer schieren Unmöglichkeit. Dennoch sind seit den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in den Künstlerkreisen beider Lager gewisse Annäherungstendenzen zu beobachten. […]
Das sympathische Verhältnis zu den slawischen Landsleuten, bedingt durch gefühlvolle Kindheitserinnerungen und vielleicht auch durch eine verwandte seelische Stimmung, äußerte sich am deutlichsten in der frühen Entwicklung des tiefsinnigen Lyrikers R. M. Rilke: Rilke, der dankbar bewegt unseren Volksliedern lauscht, hat in seinen *Zwei Prager Geschichten* wertvolle Beiträge zu unserer Nationalpsychologie vorgelegt, gleichzeitig bekennt er sich jedoch an mehr als einer Stelle indirekt zu der sonderbaren Trauer des österreichischen Deutschtums, dem wehmütigen Bewusstsein, später Spross eines überreifen Stammes zu sein, der Verjüngung in einer fremden, frischen, noch nicht ermüdeten Rasse sucht. […]

O. F.: Neznámá Praha [Das unbekannte Prag] In: Národní listy. Jg. 54, Nr.149 (2. Juni 1914) S. 1–2. Übersetzung: Ilka Giertz.

31. Otto Pick: Deutsche Erzähler aus der Tschechoslowakei

[Man wird] vergebens den Einfluß tschechischer Dichtkunst auch nur auf einen einzigen der heute lebenden deutschen Dichter aus der Tschechoslowakei festzustellen suchen. Wohl ist die Lebensatmosphäre, die sie umgibt, tschechisch, die Sprache, die dauernd an ihr Ohr klingt, tschechisch, die Menschen, die ihnen im Alltag begegnen, Tschechen, aber ihr Schaffen ist deutsch und deutsch ist die Sprache, in der sie denken. Die Atmosphäre jedoch, in der sie leben, verleugnet sich in ihren Werken nicht. Ein undefinierbarer Hauch, fremd und vertraut zugleich, weht uns aus den Dichtungen der deutschen Dichter aus der Tschechoslowakei entgegen, wir fühlen ich, wenn wir ‚Witiko' lesen, aus Rilkes Lyrik und Erzählungen weht er uns an und die gläsern klare Prosa eines Franz Kafka ist wohl derjenigen Adalbert Stifters, aber keineswegs etwa der Sprache des Norddeutschen Thomas Mann verwandt. Es ist auch nicht das, was irrtümlich als „österreichisch" bezeichnet zu werden pflegte. […]

Otto Pick: Einleitung. In: Otto Pick (Hg.): Deutsche Erzähler aus der Tschechoslowakei. Reichenberg, Prag, Leipzig, Wien 1922, S. XI-XII.



32. Aus dem Vorwort von Maurice Betz (1939)

Les paysages et figures qui surgissent dans ce recueil semblent ne ne s'être pas dégagés avec assez de force du souvenir de Rilke. Expérimentant ici ce qu'il devait affirmer par la suite dans Les Cahiers de Malte Laurids Bridge, avec une insistance si grande. Ainsi, il ne suffit pas d'avoir vécu un événement pour pouvoir le décrire, mais qu'il faut l'oublier, pour en retrouver en soi-même, longtemps après, l'image vraie et la couleur éternelle. Rilke cherche à retrouver son enfance à travers ces images de Bohême. De cette attente perpétuelle du destin multicolore et étrange, de ce guet de l'inouï devrait naître, au bord e l'enfance, là où les force se retirent des choses distraites, pour se concentrer en tremblant dans le cœur du jeune homme, le besoin de transporter violemment dans la réalité ces images lointaines et solennelles, qui s'approchaient éternellement: le besoin de créer. De cette enfance de Prague, devait naître un art praguois, comme une suite naturelle, comme un deuxième tome de ce merveilleux livre de contes, confirmant le premier, accomplissant ses promesses et les rassemblant en de radieuses apothéoses. Au travers les lignes du présent recueil transparaissent les efforts du jeune poète pour acquérir un style personnel. Déjà ici nettement marqué, et, ça et là, les prémisses de sa grandeur future.

LESEN

33. Láska van Oestéren: Entre les deux.

Ich hatte mich eigentlich wieder recht gelangweilt diesen Abend! Immer dasselbe Lächeln, dasselbe Grüssen, die alten Phrasen und Complimente. Die grosse Welt ist ein Narrenhaus, und eine Soirée ein Freiabend für die Narren, die geputzt, in Schmuck und Glanz bei elektrischem Lichte sich tummeln dürfen. Ich ärgerte mich über mich selbst, dass ich noch Einladungen annahm, mitwirkte im Narrenspiel, selbst die Schellenkappe schwang. Aber man muss ja mitthun, wenn man als ein Mann von Welt gelten will, wenn man zweiunddreissig Ahnen aufzuweisen, aber zweimalhunderttausend Francs Revenuen zu verfügen hat, noch unverheiratet und sechsunddreissig Jahre alt ist.
Ich schickte meinen Wagen fort und schlenderte langsam die Boulevards entlang. Ich hatte entschieden meinen philosophischen Tag, alles schien mir leer, öde – ich war unendlich gelangweilt.
Die Strassen waren ziemlich leer, wenige Wagen rollten vorüber, es war empfindlich kalt, und Paris, die Stadt des Lachens, der Wärme, des Lichts, schien mir in Langeweile erstarrt zu sein.
Ich bog in die Avenue de l'Opéra ein. Vor Bignon standen einige Wagen; ich weiss nicht warum, ich trat ein, und da unten einige Damen der Oper mit ihren Collegen ziemlich geräuschvoll soupierten, liess ich mich die schmale Stiege hinauf in ein cabinet particulier führen.
Über den Gang sah ich zwei Gestalten kommen: eine grosse blonde Dame, in einen langen Mantel gehüllt, – ich bemerkte, dass sie sehr verweinte Augen hatte – ein Herr, in dem ich Gaston Ducroix, einen der beliebtesten jungen Maler, erkannte. Ich drückte mich discret zur Seite – und das Paar verschwand.
Man öffnete mir die Loge, aus der das Paar soeben getreten war, die Kellner räumten eilig ab und ich bestellte dem Maître d'hôtel ein reichliches Souper.
Ich war doch etwas aufgeheitert.
In einem cabinet particulier weht immer ein eigenthümlicher, auf die Nerven wirkender Duft von Frauenhaar, von Parfüm, aus den Tapetenkichern kleine Kobolde, als wollten sie erzählen, was sie gesehen und gehört; und dann beschäftigte mich der Gedanke, wer wohl die hübsche Blondine gewesen sein mag, und warum dieser Teufelskerl Gaston so früh diesen Zufluchtsort verlassen, warum sie verweinte Augen hatte … ich intriguierte es plötzlich sehr, und ich fand den Schluss meines Abends entschieden erträglicher als den Anfang.
Wo hatte ich denn Gaston zuletzt gesehen? – Ah, richtig, ich sah ihn ja vor einer Stunde in derselben Soirée. Mit wem sprach er da? – Ja – mit Madame Sévérine. Ist die blond? – nein, brünett – – und dann plötzlich erinnerte ich mich an eine Melodie, an ein Lied, das Madame Sévérine gesungen hatte – ah – welch komischer Gedankengang – – das Lied sang sei neulich bei dem five o'clock der Gräfin N. … Und die Melodie summte mir in den Ohren: „Gaston mon amant, veux tu venir demain?" Das Lied ist ja so en vogue, – wer sang es denn noch – – – ich verfolgte jetzt obstinat einen Gedanken – ah meine kleine Cousine singt es – ja – und – und die grosse Blonde tauchte vor mir auf – Hélène d'Hervigny – die Soubrette an der Komischen Oper – dass ich sie nicht gleich erkannt habe. – Gaston hat Glück – sie liebt ihn also …
Dann erinnerte ich mich plötzlich an einen Tag im vorigen Frühjahr – die Eröffnung des „Salon". Ich sah das Bild vor mir, das Gastons Ruf begründet hatte; zwei reizende Frauenköpfe, Fantasiebilder, eine Brünette und eine Blonde. „Entre les deux mon coeur balance," hatte der kecke Künstler es benannt. Erst jetzt fiel es mir auf: Clémence Sévérine – Hélène d'Hervigny. Glücklicher Gaston!
Unterdessen servierte man mir mein Souper. Ich muss gestehen, ich langweilte mich nicht da alleine, zwischen den vier Wänden, mit meinen Gedanken, die einer Liebesintrigue auf der Spur waren. Wer war wohl die glücklichere Geliebte, die Weltdame oder die Schauspielerin? Ich suchte nach des Räthsels Lösung und blickte nachdenklich vor mich nieder. Da sah ich ein zerknittertes Papier liegen. Mechanisch griff ich danach. Es waren zwei kleine blaue Depeschen

– „petits bleus“ – die von nervöser Hand zu einem Ballen Papier zerknittert da lagen – man sah die Eindrücke von kleinen spitzen Fingernägeln – ich öffnete sie neugierig, glättete sie und las:

„Monsieur Gaston Ducroix
Rue Pierre Charon 22.
Gaston mon amant, veux tu venir demain?
La brune.“

und die zweite enthielt dieselben Worte, gezeichnet – „la blonde“. –
Sie trafen sich auf einem Felde, die beiden Damen, die der Welt und die der Halbwelt, dieselben Worte, dieselben Gedanken, dieselbe Liebe – derselbe Mann.
Und er? Welche liebte er wohl? – Entre les deux son coeur balance.

Heinrich Teweles (Hg.): Prager Dichterbuch. Prag 1894, S. 175-17.

34. Julius Zeyer: Inultus. *Eine prager Legende.*

Es mochten etwa zwanzig Jahre nach der Schlacht auf dem weißen Berge verflossen sein.
Es war ein schöner Abend. Die Sonne versank hinter dem Petřin, der Hradčin erglomm in rosigem Lichte, die Moldau glich einem Flusse aus mattem flüssigem Bernstein. Auf der Karlsbrücke wimmelte es von Menschen, Pferden und Wagen. Es war dies ein prächtiges Bild. Wie viele stolze, glänzende Fremdlinge in reicher Edelmannstracht auf feurigen Rossen da einherritten, Eindringlinge, welche die Stellen und Rechte der verarmten einheimischen Geschlechter einnahmen! Wie viele aber ritten und fuhren hier von den Andern, den verräterischen, verdammten vom böhmischen Blute stammenden, das sie verläugnet und für einen Judasgroschen verkauft hatten! Es war dies ein prächtiges Bild. In vergoldeten schweren Karossen sonnten sich die Prälaten, deren Türhüter den Erlöser nicht ins Haus eingelassen, wenn er arm und barfuß bei ihnen angeklopft hätte; in Seide und Goldstoff brüsteten sich die schönen Damen, deren Seelenlosigkeit nicht eine einzige weibliche Regung zuließ. Zwischen den Pferden und Kaleschen drängten sich die festen Bürger ewig zufrieden, wenn sich nur ihr Geldsack füllt und ihnen das Mittagmals bekommt. Diese ruhigen Bürger füllten zutreffend die Leere zwischen den Wagen und Pferden, und vervollständigten in würdiger Weise dieses glänzende Bild, welches bloß einen einzigen Fleck hatte. Es war dies eine Gruppe zerschlissener Bettler in der Nähe des altstädter Brückenturmes. Diese waren dem böhmischen Lande treu geblieben, sie machten zu jener Zeit dessen Symbol aus. Sie blieben ihm treu wie die Not und Tränen und das Mitleid, welche seine Grenzen nicht verlassen wollten.
Die Blicke der schönen Damen, der stolzen Edelleute, der feisten Bürger betrachteten kaum den Schwarm der abgemagerten, elenden Gestalten und wenn sich ihre Blicke zufälligerweise doch zu ihnen verirrten, wandten sie sich von dem unharmonischen ‚Bilde rasch ab. Nur hie und da reichte ihnen manche von den in Trauer gekleideten Fußgängerinnen ein Almosen. Diese Bettler saßen auf dem Pflaster, schmiegten sich an einander, alt, blind, kraftlos in Lup0en, wie eine einzige Familie. Unaussprechliche Not war ihre gemeinsame Mutter.
Unweit von dieser Gruppe machte jetzt ein junger Mann halt. Seine Kleidung war um weniges besser als die ihre, freilich um vieles sauberer und sein Antlitz war blaß und abgehärmt, wie das ihrige; nichtsdestoweniger war es überraschend schön. Seine Gesichtszüge waren von idealer Schönheit, die langen Haare und sein weicher Bart hatten die Farbe dunkeln Goldes, seine braunen Augen waren schwärmerisch und strahlten den Zauber einer geheimnisvollen Trauer aus; sie waren tief und wie tränenbetaut. Seinen Mund umspielte ein leidvolles Lächeln. Einen Augenblick sah er die Bettler an, suchte etwas in seiner leeren Tasche, fand daselbst eine kleine Münze, die er dann in die flache Hand eines blinden Greises legte.

Mit gesenktem Haupte ging er dann einige Schritte vorwärts, lehnte sich an die Brüstung der Brücke, vertiefte sich in den Anblick der Gebäude am Hradčin, welche sich in veilchenblauer Dämmerung zu verlieren begannen. Der rosige Glanz war im Erlöschen. Er sah lange, lange auf die Prager Burg und seine Wangen verfärbten sich leicht und seine Lippen flüsterten etwas. Endlich ließ er sich neben den Bettlern auf die Erde nieder und bedeckte das Antlitz mit seinen Händen.
Die Sonne war längst untergegangen. Sie hatte einer tiefen Dämmerung Platz gemacht, das Gerassel der Kaleschen verscholl und der Trab der Pferde verstummte. Auf der Brücke wurde es nach und nach öde, auch die Bettler zogen heimwärts, nachdem sich für sie auf ein Almosen keine Aussicht mehr bot. Aber jener junge Mann blieb noch lange unbeweglich sitzen. Als er sich endlich erhob und um sich blickte, war es finster und auf dem Firmamente erglänzten Sterne. Der Fluß brauste unten gespensterhaft. Er stützte sich an das Geländer und sah in den sich dunkelwälzenden Strom hinab.
„Warum stürze ich mich nicht dort hinunter, wo ich Frieden und Ruhe fände, wo der Haß erlischt, wo die Gewalttätigkeit aufhört, die Ungerechtigkeit und Schande?“ frug er sich in leisem Selbstgespräch.
Unten im Flusse flimmerten Sternenbilder in den Wellen. Er wandte davon seinen Blick nach oben zu deren reiner und klarer leuchtendem Vorbilde. Ihre große Ruhe fiel auf seine Seele, wie eine Offenbarung. Dieses ihr beredtes Schweigen glich einer Verheißung irgend eines Glückes, eines unbestimmten, aber unermeßlichen! […]

Julius Zeyer: Drei Legenden vom Krucifixe und Rokoko. Übersetzt von Cornelia Spera. Prag: Verlag von J. Otto 1906, S. 2-4.

35. Jan Neruda: Zu den drei Lilien (1876)

Ich glaube, damals war ich wahnsinnig. Jede Ader krampfte sich in mir zusammen, mein Blut fieberte.
Es war eine warme und tiefdunkle Sommernacht. Die schweflige, tote Luft der letzten Tage hatte sich zu schweren Wolken geballt. Vom Westen peitschte der Sturmwind sie vor sich her, ein mächtiges Gewitter brach los, Regengüsse prasselten nieder, und bis spät in die Nacht tobten Gewitter und Regen. Ich saß unter den hölzernen Arkaden des Gasthauses ‚Zu den drei Lilien‘ unweit des Strahower Tores. Dies kleine Gasthaus war damals nur Sonntags zahlreicher besucht, wenn drinnen im Salon zu den Klängen des Klaviers Kadetten und Soldaten vom zehnten Regiment sich beim Tanz vergnügten. Heut war es eben Sonntag. Unter den Arkaden, in der Nähe des Fensters, saß ich ganz allein an meinem Tisch. Mächtig dröhnte der Donner, Schlag auf Schlag, über mir brausten Regengüsse auf die Ziegel des Daches nieder, in Sturzbächen schoß das Wasser zur Erde, und das Klavier drinnen im Salon machte nur ganz kurze Atempausen, immer wieder erklang es von neuem. Von Zeit zu Zeit sah ich durch das geöffnete Fenster nach den tanzenden und lachenden Paaren, dann starrte ich wieder hinaus in das nachtdunkle Gärtchen. Ab und zu, wenn ein besonders greller Blitz niederfuhr, sah ich an der Gartenmauer, am Ende der Arkaden, einen weißschimmernden Haufen menschlicher Gebeine. Vorzeiten war hier ein kleiner Kirchhof gewesen und eben in dieser Woche hatte man einige Gerippe ausgegraben, um sie anderwärts zu bestatten. Noch war die Erde zerwühlt und die Gräber standen offen.
Aber ich hielt’s stets nur kurze Zeit an meinem Tische aus. Immer wieder stand ich auf und trat für eine Weile in die geöffnete Tür des Salons, um die Tanzenden näher zu betrachten. Mich lockte ein schönes, ungefähr achtzehnjähriges Mädchen. Schlank war

ihre Gestalt, ihr schmiegsamer Körper weich und voll warmem Leben, das offene, schwarze Haar im Nacken geschnitten, das längliche Gesicht zart und die Augen so leuchtend – wie war dieses Mädchen schön! Die Augen waren es, die mich vor allem locken! Augen, hell und doch rätselhaft wie ein Wasserspiegel, Augen, so unergründlich, die dir sofort verrieten: eher wird das Feuer an Holz, das Meer an Wasser satt, als dies Weib mit den schönen Augen sich an Männern sättigt.
Sie tanzte nahezu ununterbrochen, aber trotzdem hatte sie wohl gemerkt, daß meine Blicke an ihr hingen. Wenn sie an der Tür, in der ich stand, vorüberkam, sah sie mich immer so eindringlich an, und während sie weitertanzte, fühlte ich, wie ihre Augen mich bei jeder ihrer Umdrehungen suchten. Niemals sah ich, daß sie mit irgend jemand ein Wort sprach.
Jetzt lehnte ich wieder in der Tür. Unsere Blicke begegneten sich sofort, obwohl sie in der letzten Reihe stand. Die Quadrille näherte sich ihrem Ende, die fünfte Tour war verklungen, als ein Mädchen, atemlos und regendurchnäßt, in den Saal gelaufen kam. Es drängte sich bis zu der Schönen durch, gerade als die Musik die sechste Tour begann. Während der ersten Takte flüsterte sie ihr etwas zu und das Mädchen nickte schweigend mit dem Kopf. Die sechste Tour dauerte etwas länger, ein flinker Kadett kommandierte. Als sie beendet war, sah das Mädchen mit den schönen Augen noch einmal nach der Gartentür, dann wandte es sich dem vorderen Ausgang des Salons zu. Ich sah noch, wie sie den Rock über den Kopf zog und dann verschwand.
Ich ging fort und setzte mich wieder auf meinen Platz. Das Gewitter brach von neuem los, als hätte es noch nicht genug getobt. der Sturmwind raste mit frischer Krat, und die Blitze zuckten. Ich lauschte dem allem erregt, aber nur an das Mädchen konnte ich denken, nur an diese wunderbaren Augen. Von Nachhausegehn war ohnedies nicht die Rede.
Ungefähr eine Viertelstunde später sah ich wieder durch die geöffnete Tür in den Salon. Da stand die Schönäugige. Sie ordnete ihre durchnäßten Kleider, trocknete das feuchte Haar, und eine ältere Freundin war ihr behilflich.
„Warum gingst du in diesem Unwetter nach Hause?“ fragte sie.
„Meine Schwester kam mich holen.“
Jetzt hörte ich zum ersten Male ihre Stimme. Sie war weich wie Seide und klang so schön.
„Was ist denn zu Hause geschehn?“
„Meine Mutter starb eben.“
Ein Zittern durchlief mich.
Die Schöne wandte sich fort und trat hinaus in die Nacht. Jetzt stand sie bei mir, ihre Augen ruhten auf mir, neben meiner zitternden Hand fühlte ich die ihre. Ich faßte sie an, sie war so weich.
Schweigend zog ich das Mädchen weiter und weiter unter die Arkaden. Willig folgte sie mir.
Das Gewitter erreichte jetzt seine größte Stärke. Wie eine Sturmflut brauste der Wind, Himmel und Erde krachten, über unsern Köpfen wälzten sich die Donnerschläge, rings um uns schienen die Toten aus ihren Gräbern zu brüllen.
Sie drückte sich fest an mich. Ich fühlte, wie ihr feuchtes Kleid an meiner Brust klebte, fühlte ihren weichen, warmen Körper, ihren brennenden Atem – und mir war’s, als müßte ich sie austrinken – die lasterhafte Seele dieses Mädchens – – –

Jan Neruda.: Zu den drei Lilien. Übersetzt von Hugo Steiner-Prag. Leipzig 1924.

36. **Vilem Mrstik: Fräulein Emma**.

I.

Voll Ungeduld auf die Thürklinke drücken, wartete Herr Klimend auf Auskunft, wohin sich denn eigentlich die Familie Neschpera begeben hätte.

Der Hausherr wußte es nicht.

„Noch vor einem halben Jahre waren sie hier.“

„Stimmt, stimmt. Aber beim Allmächtigen, wals wollt Ihr von ihnen? Und richtig – warum geht Ihr nicht zur Hausmeisterin?“

„Sie ist nicht unten; der Laden ist geschlossen.“

„Dann wartet ein Weilchen; sie wird halt irgendwohin gegangen sein, nur mir kommt nicht immer mit allem und jedem!“

Seine Hände zitterten, sie schwebten unentschlossen über dem Tischchen, dann fielen sie polternd auf die Pultplatte nieder; die Reche fuhr mit der Feder über das Papier, die Linke drückte nervös die Stirn. Höflichkeit und Grobheit kämpften in seinem Gesicht miteinander. Plötzlich faßte er einen Entschluß, wandte dem Besucher den Rücken, steckte die Füße unter den Lehnstuhl, und indem er sich über den Schreibtisch beugte, suchte er durch seine ganze Haltung zu verstehen zu geben, daß er ungestört zu sein wünsche.

Herr Klimend, ein hübscher junger Mann mit blühendem Antlitz und aufgedrehten Schnurrbartspitzen, neigte sich leicht gegen den ihm zugekehrten Hausherrnrücken, und mit einer prachtvollen Verbeugung schob er sich langsam durch die Thüre.

„Gehen Sie mit Gott!“

Die linke Schurrbartspitze des Herrn Klimend erschien wieder in der Thüröffnung:

„Wie, bitte?“

Keine Antwort. Nur ein Federgekratze und ein Schnauben war zu hören und unterm Tisch das Scharren von Schuhsohlen auf den Dielen.

Nun schloß sich die Thüre, und gleich darauf knarrte ein Paar neue Stiefel die Treppe hinunter.

„Sie kann doch nicht aus der Welt verschwunden sein,“ sagte Herr Klimend beim Hinabgehen zu sich. Während des Gehens griff er unwillkürlich in seine Brusttasche. unter dem Handschuh knisterte dort des Briefchen an Fräulein Emma. „Aber wo ist sie, wo ist sie nur? Sie wohnte doch hier, in diesem Hause am Smichow.“ Bis zu diesem Hause hatte er sie immer begleitet; auch damals zuletzt. Nur noch ein schwarzer Schatten ihrer Kleider war sichtbar gewesen, da hatte sie sich im schwindenden Tageslichte umgewandt – die weiße Hand griff nach dem Geländer –, dann knarrte die Thür, und von unten klang seine zärtliche Stimme: „Gute Nacht, Engelchen, gute Nacht!“ Seit dieser Zeit war viel Wasser verrauscht, der Sommer war dahingegangen, der Herbst hatte sich ausgeweint, Schneemassen lagen auf Prag, und die Flüsse deckte Eis. Über ein halbes Jahr hatte er Emma nicht gesehen, und heute, – Gott mochte wissen, ob er ihr heute begegnen würde.

Etwas Sicheres wußte er von ihr nicht. Sie war die Tochter eines Pensionisten, eines Kreisrichters oder Steuerrates, nicht einmal das wußte er genau. Auch von Schwestern hatte sie gesprochen; von der jüngeren, Helene, die zum Nähen ging und des Abends Klavier spielte. Dann war er verreist – bis nach Schlesien war’s gegangen, zur Gerichtspraxis. Sie schrieben einander, schrieben zwar, aber es dauerte nicht lange. Die Erinnerung kühlte sich ab, das Herz wurde klüger, immer seltener und seltener kamen die Täubchen auf der Rückseite der Briefumschläge angeflogen – bis das letzte aus Prag herangeflattert war: zurück flog schon keines mehr. Es war kalt in Schlesien; die Liebe erfror auf halbem Wege.

Sie allein trug die Schuld! Weshalb schrieb sie nicht ein zweites Mal, warum sorgte sie sich nicht wegen seines Schweigens! Gerade der eine Brief konnte verloren gegangen sein, sie waren ja umgezogen, Gott weiß, in welche Hand dann das Schreiben geraten, Gott weiß, welchem losen Mund preisgegeben worden wäre! gut, daß er nicht geschrieben hatte War sie säumig, konnte er es auch sein. Das war doch einleuchtend! Und auf einmal war er nach Prag zurückgekommen. Die Erinnerung ward in ihm lebendig, sein Herz erbebte, und seine Seele

sehnte sich glühend nach der vergangenen Liebe. Ein schwarzer Schleier tauchte am Horizont seiner Erinnerungen auf und schwamm immer näher und näher; zwei schwarze Kohlen glühten unter ihm. Auf einmal sank der Schleier von der weißen Stirn, mit weicher Schwere fielen die Haare herab auf ihren entzückenden Schoß, die feinen Schultern zuckten in einem heftigen Anfall von Furcht und Liebe. „Um Gottes willen!“ hatte sie damals ausgerufen, die Hände faltend, mit zitternden Lippen, „wohin gerate ich, wie kehre ich heim?“ und sie hatte angefangen zu weinen, die Ärmste, und dann lachte sie wieder und zuckte mit den feinen, zarten Armen wie eine Bacchantin, die sich mit einem Faun paart. Es war eine verführerische Erinnerung, und sie war schön wie die Sünde selbst… Nein, ihr zu widerstehen, ging üer seine Kräfte, und so mache er sich auf, sie zu suchen: Abbitte wollte er leisten – das Briefchen hier auf der Brust, das Briefchen für sie schrie es ihm förmlich zu.
Aber wie nur abbitten? Die Schuld auf sie abwälzen, das ging nicht recht an. Welche Ausrede sollte er nur schnell gebrauchen? „Die Post hat’s verschuldet!“ schrie Herr Klimend, und bemerkte jetzt erst, daß er schon seit längerer Zeit auf einer und derselben Stufe stand. Er trat eine Stufe tiefer. So, so – seine eigne Sünde legte er also andern zur Last! „Wenn sie wüßte, wie schlecht bei uns die Post ist! Briefe werden geöffnet, Briefe gehen verloren – im Handumdrehen geraten mache in die Hand der Postmeisterstochter. Der Postverwalter hat deswegen schon des öftern Unannehmlichkeiten gehabt. Aber die Briefe sind ruhig weiter verloren gegangen. Das ist meine ganze Schuld. Wenn ich es ihr so sage, dann muß sie mir’s glauben; es ist alles so einfach – so natürlich. Ein einziges schreiben! Wann ginge das nicht verloren? Fast immer. Sie trägt also die Schuld, weil sie’s nicht reklamiert hat; denn sonst wäre dies nie und nimmer geschehen.“
Auf alles andre war er schon vorbereitet, als er im Parterre anlangte. Er klopfte an und öffnete. Die Thür führte in einen Gemüseladen. Von der Straße her drang durchs Fenster das Licht in dieses dunkle Gelaß, wo ein breites, fleischiges Weib stand, mit einem Doppelkinn, einer unförmlichen Taille, den mächtigen Rücken weit zurückgebogen.
„Wissen Sie nicht, wo jetzt Fräulein Emma wohnt?“
„Emma, Emma?“ Die Hökerin trompetete mit der Nase in irgend einen schmutzigen Fetzen, der ihr als Taschentuch diente, drehte den Kopf auf dem kurzen Fetthals und strich mit den Handflächen zärtlich ihren Bauch. „weiß nicht.“
In einem Winkel saß ein mageres Mädchen, den Rücken gegen die Wand gestemmt und die Füße vorgestreckt.
„Das wird jenes Fräulein sein, „sagte das Kind, „weißt du, die aus dem dritten Stock.“
„Die ist nicht mehr da, „fertigte die Hökerin Herrn Klimend ab.
„Ich weiß – aber wo sie jetzt wohnt? Ist sie schon lange fort?“
„Lassen Sie mich in Ruh; ich kümmere mich nicht um solche Parteien. Parteien, die nicht bezahlen, können wir nicht halten.“
Die Glocke tönte. Die Hausmeisterin aus dem Nebengebäude trat ein. Dürr, knochig, mit einer „Osina“ unter dem warmen Wolltuch, das sie mit einem Knoten im Genick zusammengebunden hatte. Die Kökerin nannte sie „Frajle Katy.“
„Also Ihr wißt nicht, wo sie wohnt?“ fragte nochmals Herr Klimend.
Die Hausmeisterin blinzelte ihrer Nachbarin zu.
„Und das findet er nicht mal tadelnswert!“ dann warf sie ihm nur noch über die Schulter die Worte zu:
„Lassen Sie sich rädern! Es geht Kälte herein – So eine Partei!“
„Wen sucht denn der Herr!“ fragte Frajle Katy; sie hatte ein spitzes Mäulchen, um das ein ewiges Lächeln schwebte.
Die Hökerin suchte in einer Schublade nach irgend etwas.
„Na, wissen Sie! – da ist’s.“
Frajle Katy sah scharf zu Herrn Klimend hinüber.

„Auf der Kampa wohnt sie, mein Herr, auf der Kampa. Im Eckhaus von der Brücke gleich rechts – ein Wirtshof ist dort, und daneben ein Grünladen."
Herr Klimend eilte auf die Straße; er blickte nach rechts, nach links, als ob er nicht wüßte, auf welche Seite die Insel Kampa lag. Er lief bergauf zum Kinskygarten und dann wieder bergab dem Ujezder Thor zu. Er ging in einem leichten, lässigen Schritt, fast auf den Fußspitzen; kaum daß der Stiefelabsatz das Pflaster berührte. Jede seiner Bewegungen gab zu erkennen, wie unendlich eingenommen er von sich selbst war. Wie auf Schwungfedern schwebte er die Straßen empor, und wenn er um eine Ecke bog oder den Leuten auswich, beschrieb er einen eleganten Halbkreis, den Kopf hochmütig nach der einen Seite haltend wie ein Cirkuspferd, wenn es die Manege umkreist. An der Ecke des Kinskyparkes erwartete ihn ein Fiaker. Er pfiff ihn heran, warf stolz das Kinn in die Höhe, und mit derselben Vornehmheit, mit der er sich über das Straßenpflaster hin bewegt hatte, stieg er in den Wagen. Er saß allein darin, niemand konnte ihn bewundern, aber dessenungeachtet warf er sich anmutig in eine der Ecken und wiegte sich weich und elastisch wie auf Gummi in den nachgiebigen Sitzpolstern. Vor dem Ujezder Thor öffnete er seinen Winterrock bis auf einen Knopf, griff in die Brusttache und og mit zwei Fingern das Schreiben hervor. ER machte ein finsteres Gesicht: die Adresse war ein wenig zerdrückt; unter jedem Buchstaben zog sich ein kleiner Schatten hn, einem wehenden Fähnchen ähnlich. Er streckte den Brief wieder in die Tasche und dachte an Emma.
So etwa vor einem halben Jahre, war er auch in einer Droschke hier vorübergefahren, nicht vor ihr, aber hinter ihr drein. ER hatte sich irgendwo aufgehalten und mußte eine Droschke nehmen, um nicht zu spät zu kommen. Wie langsam damals die knochige Mähre lief! Die Leute rings kamen rascher vom Fleck als diese vier Pferdebeine. Hinter dem Ujezder Thor steckte er den Kopf aus dem Wagen und sah aus der Ferne schon ihre dunkle Gestalt, ihren weißen Muff, das weiße Kätzchen rings um den Hals mit den Quasten dicht unterm Kinn. Der raschelnde Rocksaum wand sich schwer und schlangengleich bei jedem Schritt hinter ihr her. Sie ging schnell auf und ab, und eben wandte sie sich Smichow zu. Er ließ halten und sprang aus dem Wagen. Mit der einen Hand reichte er dem Kutscher das Geld und mit der andern drückte er ihre Fingerchen zum Willkommengruß, wobei er tausendmal um Entschuldigung bat. Ob sie sich wohl noch daran erinnern konnte?
‚Was wird sie sagen? Wie sie erschrecken wird, bis sie den Brief bekommt!' Herr Klimend freute sich über diesen reizvollen Gedanken des neuerstandenen Liebeszaubers, der ihn erfaßt hatte. Er drückte sich in die Ecke seines Wagens und malte sich im Geiste die herrlichen Momente aus, die er schon mit ihr durchlebt hatte und noch zu durchleben gedachte. Gewiß, ganz sicher noch durchkosten werde, recht oft sogar!
Deshalb suche er sie ja, deshalb fuhr er zu ihr.
Er hatte sie zum erstenmal auf der Straße in Begleitung einer Freundin gesehen, das zweite Mal im Theater und das dritte Mal in der Zuckerbäckerei am Wenzelsplatz, wo sich die elegant Welt Prags trifft.
„Solche Parteien, die nicht bezahlen," kam es ihm flüsternd über die Lippen, und aus dem Schütteln der Kutsche, aus dem Knarren der Wagenfedern und im Stampfen der Hufe hörte er das scharfe, widerliche Lachen der Frau mit dem fleischigen, fetten Hals. „Du lügst, rohes Maul! Sie wird doch nicht zum Konditor gehen, wenn sie zu Hause nicht einmal genug für die Miete haben!"
Herr Klimend schüttelte sich in seiner Wagenecke – es war ihm auf einmal unbequem und schwül zu Mut; er saß wie auf Kohlen, die Polsterkanten drückten ihn. „Wie lange wird der Kerl noch zu dieser Fahrt brauchen? Das ist ja eine Ewigkeit! Erst die Ujezder Kaserne!"
Und der Fiaker fuhr jetzt doch schneller und leichter als vorher. Aber Herr Klimend kümmerte sich schon nicht mehr darum; seine Gedanken weilten ganz anderswo. ER fror, seine Wangen glühten; er hüllte sich in den Mantel und faltete die Hände im Schoß. Dann blickte er durchs Fenster auf die Straße. Rings um ihn eilten die Leute, als ob jemand sie hinter den Wagen einhertriebe. Die Fassaden wechselten, Erker raten empor, die Straßen wurden breiter, und in

der Tiefe des Prospektes blitzte der Kupferrost der Nikolauskirche, grün im grünen Felde des Hradschin. Über Prag ballten sich eben Wolken zusammen; im Wagen wurde es finster. Es war eine Dunkelheit, die geädert schien von goldenen Strahlen zuckender Lichter. Und aus dieser abendlichen Dämmerung stiegen durch das Fenster Erinnerungen süßester Art an den verflossenen Winter. Weiche, weite Schneemassen, über die Emma mit ihm einherschritt, mit weißen Federn auf dem Hut, den sie keck auf die linke Seite des Kopfes gedrückt hatte.
Herr Klimend fühlte plötzlich in seiner Brust eine Art ehrlicher Sehnsucht.
Jetzt erglänzten Lichter vor seinen Augen, hohe Spiegelscheiben blitzten auf, Marmortischchen schimmerten, und rund um ihre weißen Platten erblickte er roten Sammet, auf dem sich's die elegante Welt bequem machte: er war bei Stutzig, der Zuckerbäckerei. Dort hatte er sie zum erstenmal in der Nähe gesehen; fünf Schritte vor sich. Vor den Zähnchen hielt sie ein Stück weißen Zuckerwerks, mit einem weißen Tüchlein in der andern Hand wischte sie sich den weißen Staub von den Lippen. Sie wandte ihm ihr Profil zu. Sie hatte ein Füßchen übers andre geworfen; die linke Stiefelspitze blickte unterm Rocksaum hervor, und dort verrann sprühend das Licht. Die Augen irrten von Ort zu Ort, von einer Seite zur andern, und erstrahlten in einem hellen, fascinierenden Glanz, der noch gehoben ward von der blendenden Reinheit der Hornhaut. Sie war weder mager noch voll, aber kräftig und straff; jeder Zug war an ihr ausgebildet, keine Linie ihre Leibes ohne Ausdruck, keine, von der man hätte sagen könnten, daß sie nicht ihre Historie, ihren Roman habe. ‚Dieses Weib,' mußte er beim Betrachten ihres Antlitzes denken, ‚hat wohl schon manches mitgemacht, schon manches erlitten.'
Sie bemerkte ihn; sie fühlte, daß er sie beobachte. Sie maß ihn von der Sohle bis zum Scheitel, hörte auf zu essen, hielt das Zuckerwerk einen Augenblick dicht vor sich hin, zuckte ein wenig mit den Lippen und verschluckte dann umständlich die süße Frucht. Es schien ihr, daß sie in ihm ein bekanntes, längst vergessenes Gesicht sähe. Sie verfärbte sich kaum merklich, ein Wölkchen lief über ihre Stirn, dann griff sie sich nach dem Kopfe, als ob er sie schmerze – vom Nachdenken schmerze. Und abermals drehte sie sich um. Er gefiel ihr offenbar.
Und Herr Klimend (vielleicht merkte er es) stand auf, um sich Zeitungen zu holen, wich sorglich irgend jemand aus, und mit einem Ruck seines Kopfes zwängte er sich durch die Stühle und schlenderte zu den Journalen. Sie Anblick war geradezu großartig; er fuhr sich mit einer schwungvollen Handbewegung durchs Haar. In diesem Moment ertappte er sie endlich beim Kokettieren. Um seinen Blicken ausweichen zu können, lehnte sie sich leicht in das Polster zurück und wandte die Augen von einer Seite zu andern, als suche sie etwas. Endlich blieben sie mit einem festen Blick am Spiegel haften. Darin war sein junger, kräftiger Rücken zu sehen, das kurz geschnittene Haar und der ganze gesundes Körper dieses hübschen Menschen. Er blickte durch eine der viereckigen Fensteröffnungen ins Parterre, scheinbar ganz vertieft in die sich dort tummelnde Welt.
Die Aufmerksamkeit der beiden wurde auf einmal voneinander abgelenkt. In die Konditorei drängten sich einige Damen. Eine Wolke süßer Düfte zog hinter ihnen auf Luftwellen rauschender Gewänder einher. Hohe Frisuren erglänzten im Lichte, und die jungen Leiber schmiegten sich in die weichen, torausgeschlagenen Fauteuils. Hier faulenzte das schöne Prag, – hier lungerte es, hier naschte es, ruhte aus von eingebildeten Mühen und knabberte mit den weißen Zähnchen im mürben Zuckerwerk. Sündhaft war es, ihr zuzusehen, wie sie kam und ging, wie sie im Faltengerausche ihrer Toiletten den Winterfrost und den warmen Duft weiblicher Gewänder mit sich hereintrug.
Emma öffnete die Lippen und blähte die Nasenflügel; nicht neben ihr roch es wie nach blühenden Veilchen. Dort saß eine junge, schwarzgekleidete Dame mit einem herrlichen goldenen Armband, eine weiße Boa vor der stolzen, hohen Brust. Emma warf einen neugierigen Blick rings um sich. Gespräch, Gelächter, Getuschel und zwischendurch das Klirren von Gläsern und Tellern erklang von 9oben wie von unten. Am Guckfenster, aus dem man übers Geländer herab sehen konnte, huschten Schatten von Gestalten vorbei, die auf Tassen das teuerste in bunten Farben schimmernde Zuckerwerk trugen.

Herr Klimend neigte sich tiefer vor. Die alte, starkgeäderte Hand eines Greises, von dem nur noch die Schultern und die vorgestreckten Füße zu sehen waren, strich über die blanke Glatze. Eine andre kleine, schwarzbekleidete Hand griff nach einem auf den Boden gefallenen Tüchlein. Spiegelblanke Cylinder blitzten unten auf, und über den Stühlen schimmerten Blumen, die auf Damenhüten blühten. Ärmelleibchen, seidene Tücher, weiße Pelzverbrämungen und Schürzen bewegen sich hin un her, schwarze Bärte neben dem blendendweißen Chemisettchen des bedienenden Mädchens; Taschentücher, die die Lippen wischten, neben einer blauen Uniform mit Sammetaufschlägen. Geschmeide klirrten, Kleider raschelten, Stiefel knarrten bei jeder Bewegung all dieser vorbeischreitenden und sich zu den Tischen drängenden Menschen. Ein Kuchen nach dem andern verschwand von den Tellern, die Kaffeetassen rauchten, und ihr Dampf stieg in Ringeln empor zu der reinen, dunstfreien Atmosphäre des Damencafés. Die Augen irrten von einem Antlitz zum andern, von Tischchen zu Tischchen, am Fußboden entlang, wo unter Röcken bis an die Spitze versteckt, unternehmungslustige Füßchen knarrten.
Herr Klimend gab sich einen Ruck. Emma war aufgestanden. Jetzt erst sah er, daß sie nicht allein war. Die Freundin, die einen roten Vogel auf dem Hut trug, ging mit ihr. „Zahlen!“ rief Herr Klimend, dann lief er rasch hinaus. Sie hatte schon die dritte oder vierte Laterne erreicht. Dort blieb sie stehen und verabschiedete sich von ihrer Freundin. Sie hielten sich an den Händen und sagten einander gute Nacht. Bevor sich die beiden trennten, holte sie Herr Klimend ein.
„Also, mit Gott,“ hörte er. Das weiße Gefieder neigte sich zu dem roten Vogel; die beiden Mädchen küßten einander, und Emma schritt leichtfüßig der Ferdinandstraße zu.
„Ich danke dir,“ rief sie noch dem roten Vögelchen nach; aber das Vögelchen antwortete nicht. Es winkte nur mit der Hand, als wollte es sagen: „Laß nur – schon gut“ – und flog weiter. An der Ecke des Wenzelplatzes erreichte Herr Klimend Emma und schloß sich ihr an.
„Weshalb laufen Sie so; ich habe Ihnen doch nichts zuleide gethan?“
„Ich kenne Sie nicht.“
„Mein Name ist Klimend.“
Sie schwieg.
Erst nach einer Weile antwortete sie auf seine Fragen, aber nur einsilbig.
„Wohnen Sie weit?“
„In Smichow.““
„Und da gehen Sie allein nach Smichov? Ganz allein?“
Sie schritt schneller.
„Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie.“
Sie lachte: „Wird es Ihnen nicht beschwerlich sein?“
Und so gingen sie denn. Auf dem Wege gerieten sie ins Gespräch. Es kam an den Tag, daß sein Gesicht sie erschreckt hatte. Es erinnerte sie an die traurigste Zeit ihres Daseins. Mit einigen Worten erklärte sie ihm die sonderbare Historie ihrer jungen Jahre. Sie war noch kindlich und unerfahren gewesen, als sich ein Söhnchen vermögender Leute in sie verliebte. Ihre Eltern wehrten dem; sie durfte nicht einmal Unterhaltungen besuchen, wo er tanzte. Einmal guckte sie aus dem Garten, da Musik herüberklang. ER sah sie, lief den Seinen davon, kam zu ihr und blieb so lange, bis man ihn suchte und fand. Sie wurde zu Hause eingesperrt, und mit ihm uhr man auf und davon. Und als er zu den Feiertagen heimkommen wollte, verbot man es ihm. Er gehorchte aber nicht und kehrte heim. Auf der Station nahm er ein Pferd und ritt nun drauf los – ritt wie rasend. Das Pferd scheute, er fiel vom Sattel und brach das Genick. Dann wurde sie krank und mußte zwei Jahre zu Bett liegen, nicht einmal rühren konnte sie sich. Als sie zum erstenmal wieder in den Garten trat, da weinte sie wie ein Kind, und abermals wurde sie bettlägerig.
„Das sind nun schon acht Jahre. Denken Sie sich nur – so ein Kind war ich damals, und so etwas hab‘ ich schon erleben müssen.“
„Und bis heute schmerzt Sie die Erinnerung?“

Sie schüttelte den Kop0f, und fast lachend sagte sie: „Nein, jetzt nicht mehr; ich habe mich lange genug gegrämt. Erst heute erinnerte ich mich wieder dran – aber nur so lala; es dauerte nicht lange. Sie waren dran schuld; Sie ahnen gar nicht, wie ich erschrak, als ich Sie erblickte. Es war gerade, als ob er vor mir säße. Dieser Gang, dieses Gesicht, diese Augen – alles, alles wie bei ihm.“
Schweigend gingen sie auseinander. Vor dem Hause zog sie ihren Handschuh aus und reichte ihm die nackte Hand zum Kusse. „Auf Wiedersehen!“
Ihre Zusammenkünfte dauerten manchmal recht lange und führten sie oft bis vor die Stadt hinaus; aufs Belvedere oder in den Volksgarten, an stillen Abenden, wenn zu ihren Füßen Prag brannte und die Moldau im Wiederscheine der Gaslaternen zur Höhe emporflammte. Sie wandelten auf und ab, oft bis gegen neun Uhr abends. was für herrliche Zeiten das waren! Im schwarzen Schatten der Bäume, wo verschwiegene Bänkchen verborgen standen und wo leise der Parksand unter dem dahinschreitenden Fuße knirschte. Der Sommer kam – der Schnellzug entführte Herrn Klimend nach Schlesien, und nur die Erinnerung an ihn war hier zurückgeblieben und einige beschriebene Blätter, die von Liebe sprechen sollten …
Der Fiaker stand still. Er war auf der Insel Kampa. Flink sprang Herr Klimend aus dem Wagen, schlug die Thür zu, musterte die Häuserreihe und schritt endlich direkt auf eines der alten Gebäude zu. Er wollte den Hausmeister aufsuchen. Aber der war nicht da. Seine Tochter suchte mit der Lampe in der Hand etwas unter dem Bette.
„Wohnt hier nicht ein Fräulein Neschperova – Emma Neschperova?“
Das Mädchen drehte sich nach dem unbekannten Herrn um: „Wohnt schon nicht mehr da. Im ‚hohen Haus‘; wissen Sie, wo das ist? In der Luschitzka Ulize. Es ist ein Wirtshof dort,“ sagte das Kind und kroch wieder unter die Bettstatt.
Herr Klimend riß abermals die Fiakerthüre auf; diesmal aber schlug er sie wütend hinter sich zu. Er setzte sich kerzengerade im Wagen auf und nahm sich fest vor, sie heute noch zu finden. Aber nicht einmal im „hohen Hause“ sollte seine Reise ihr Ende finden. Emma hatte dort zwar gewohnt, jedoch nur kurze Zeit. Sie sollte dort bei ihrem Onkel gewohnt haben. Auf dem Couvert, mit dem er einen jungen hinaufgesandt hatte, stand die richtige Adresse: *>>>>>>>>>>>>>>>>>>>>>>>>>>>“***Nr. 5“
Herr Klimend schickte den Fiaker fort, und nachdem es sich eine Zigarre angezündet hatte, ging er zum „heiligen Thomas“, um ein Glas Bier zu trinken.
Er war befriedigt.

II.

An einem trüben, frostigen Wintertag machte sich Herr Klimend, kaum daß er seinen Nachmittagskaffee ausgetrunken und die Zigarre zu Ende geraucht hatte, wieder auf die Suche nach Fräulein Emma. Es dauerte recht lange, bis er die Nr. 5 fand. es war ein neugebautes Haus mit einer kahlen dunkelgetünchten Front. Rings deckte der Schnee die Felder und Basteien, und die von gelbem Schmutz bedeckte Landstraße verlor sich in einer Allee nackter Kastanien. Im Felde drüben bauten die Jungen an einem Schneemann, und die Mädchen grüßten voll Jubel und mit hoch zum Himmel erhobenen Händen jauchzend dieses Wunderwerk der Schneearchitektur. Sie hörten nicht einmal, daß jemand sie anrief, ihnen zupfiff und winkte, so vertieft waren sie in ihre Arbeit. Die Pelzmütze übers Ohr gezogen, wälzten sie mit roten Händen ihren Schneemannballen noch ein Stück tiefer ins Feld.
Alles verstummte plötzlich in erwartungsvoller Stille. Der Schnee knirschte unter dem Gestampf der hefig hin und her trippelnden Kinderfüße.
„Kommt doch her!“ rief ihnen eine helle, männliche Stimme zu. Anfangs kümmerten sich die Kinder gar nicht darum, daß ihnen ein junger Herr winkte; endlich aber lief doch irgend ein kleiner Kerl mit mächtigen Stulpenstiefeln und einen Bildfaden rings um den Hals gewunden herbei. Er lüftete die garstige, schäbige Schaffellmütze und verneigte sich fast bis zur Erde.

Herr Klimend sandte ihn ins erste Stockwerk hinauf. „Kannst du lesen? Überlies dir das gut und komm bald zurück," rief er ihm nach.
Wenige Augenblicke darauf kam der Junge aus dem Hause gelaufen, sah sich um und rannte mit seinen schweren Stiefeln hinter Herrn Klimend her.
„Das Fräulein kommt gleich," hörte ihn Herr Klimend rufen, und gleich darauf kam eine ihm bekannt erscheinende Dame vors Haus heraus, in demselben Kleide, wie es Emma zu tragen pflegte, nur hatte sie noch ein weißes Schürzchen vorgebunden. Aber es war nicht Emma. Ein andres ihr ähnliches Gesicht mit derselben Frisur und dem gleichen Ausdruck, nur ihr Lächeln war heller und die Augen lustiger.
„Grüß Gott, Herr Klimend!" Sie reichte ihm ihre Hand, die aus dem schwarzen Ärmel hervorblickte. „Sie sind erstaunt, daß ich Sie kenne? Ich habe Sie einmal gesehen, als Sie mit der Emma gingen. Kommen Sie nur näher. Ich führe Sie schon." Und sie schritt ihm voraus, lief die Treppe hinauf und erwartete ihn lächelnd auf der letzten Stufe. „Kommen Sie n nur, kommen Sie!" rief sie herunter und stemmt die Hände leicht in die Hüften. Die Röcke rauschten ihr rings um die langen Beine und entblößten beim Schreiten die weißen Zungen der tief ausgeschnittenen, sehr abgenützten Schuhe.
„Wie heißen Sie, Fräulein?"
„Pepi," rief es von oben her. „Kommen Sie doch endlich, – kommen Sie, aber bitte, erschrecken Sie nicht – – entsetzliche Unordnung bei uns – , wir räumen eben auf – wir haben alles auf den Boden getragen."
Sie öffnete die Küche und stemmte sich mit dem Rücken gegen den Thürpfosten, während sie mit der einen Hand die Klinke hielt. So gab sie dem Gast den Vortritt.
Aus der gegenüberliegenden Thür trat ihm ein dickleibiger Herr Entgegen, in einer fettigen, aufgeknöpften Weste und mit einem Gesicht, das wie von Schimmel bedeckt schien.
„Das ist unser Väterchen," stellte Fräulein Pepi den Herrn vor. „Wohin gehst du denn, Papa?"
„Belieben Sie nur einzutreten, belieben Sie nur", sagte das Väterchen, in der Dunkelheit der Küche Herrn Klimend die Hand reichend. Dann ging der alte Herr hinaus, und Pepi führte Herrn Klimend zu der geschlossenen Zimmerthür, durch die die abgehackten Töne eines alten Klaviers drangen. Er öffnete. Im Lichte des Fensters tauchte ein Paar schmaler Schultern auf, und dicht vor ihm verneigte sich ein zartes, jugendliches Mädchen, überschlank in der Taille, mit dünnem Hals, dürftig von Gestalt und mit einem Stimmlein zag wie ein Hauch.
„Das ist unser Helenchen," sagte Pepi und geleitete Herrn Klimend weiter.
„Fräulein spielen?" fragte Herr Klimend. Statt eine Antwort zu geben, streichelte Helenchen höchst verlegen die Klaviatur. Pepi entführte unterdessen Herrn Klimend in das Nebenzimmer, wo es, wie sie sagte, entschieden wärmer sei.
Sie traten ein. Die Fenster waren leicht verhüllt durch stark verblichene, angegilbte Vorhänge und beschattet von den verwitterten Blättern einiger Dracaenen. Die nackten Wände starrten zur Decke empor und strömten Kälte aus. Es sah aus, als ob jemand im Begriff wäre, von hier fortzuziehen; nirgends hingen Bilder; ein Schrank, ein Tischchen, ein wurmzernagtes Sofa, der Ofen, dann der Fußboden, die Zimmerdecke und die Wände rings, das war alles, ws man im ersten Augenblick sehen konnte. Die Stimme hallte wieder wie in einem leeren Raum. Eine traurige Stimmung herrschte im Schatten dieser verblichenen Vorhänge, die im trüben Licht der Wintersonne in einer schmutziggelben Farbe schwammen. Beim Anblick dieser Ärmlichkeit übersah Klimend ganz und gar die höfliche Handbewegung des jungen Mädchens, das ihm einen Stuhl anbot. „Emma muß gleich kommen," sagte sie und half ihm, den Winterrock ablegen, dann nahm sie ihm den Hut aus der Hand und trug beides ins Nebenzimmer. Hinter der Thür wimmerten die Töne des alten Klimperkastens.
Herr Klimend blieb allein. Außer den Pianoklängen war noch das Rauschen sich rasch bewegender Röcke dicht hinter der Thür zu vernehmen. Leises Flüstern, das fast wie Zank klang, mischte sich in die kreischenden Accorde des Instrumentes. Auf einmal verstummte alles, und es war nur noch ein leises, hallendes Zittern der Saiten und das Prasseln des Feuers

zu hören. Im Ofen war augenscheinlich eben erst Feuer gemacht worden. Nicht einmal ein Kohlenbehälter stand davor, nur der Schürhaken und eine kleine schwarze Schaufel lagen auf dem nackten Erdboden. Rote Streifen zogen sich quer über die zersprungenen und aufgeriebenen Dielen, die kahl und bloß das Licht der Zimmerdecke zurückwarfen.
‚Ein pensionierter Rat,' dachte Herr Klimend und setzte sich aufs Sofa. ‚Wo ist Imma?'
In der Küche zankte jemand, und jemand wollte nicht mitgehen. Helenchen dämpfte mit ihren lärmenden Accorden die streitenden Frauenstimmen.
Die Thür öffnete sich, aber wieder war es nicht Emma, die hereinkam. Berta, ihre dritte Schwester war es. Fräulein Berta, etwas kleiner, stärker und dicker als Pepi; auch älter war sie. Sie trug eine über die Stirn hoch gekämmte Frisur und verneigte sich leicht, flüchtig wie eine Matrone. Sie führte die Hauswirtschaft; sie drückte einem die Hand wie ein Mann, lächelte und äugelte aber wie ein echtes Weib; ihre Stimme war hart und nur gemildert durch die Koketterie einer verblühten Jugend.
Sie sagte Herrn Klimend, wie sehr sie sich freue, ihn kennen zu lernen. So viel Schönes und Gutes habe sie schon von ihm gehört.
„Von wem denn?"
„Von unsrer Emma. Was hat die nicht alles von Ihnen erzählt! – Pepi, leg doch Holz nach; hier ist es ja kalt, hu! Der Ofen wärmt nicht.! Sie zuckte die Achseln. „Haben Sie auch Wärme gern? Ich würde in einem kalten Zimmer verrückt werden. Den ganzen Tag möchte ich am Ofen zubringen. Sie vielleicht auch?" Und sie scheuerte mit den Händen die Tischplatte und lachte, als ihr Herr Klimend die Versicherung gab, daß auch er die Wärme liebe. „So leg doch nur endlich nach, leg nach; ich werde unterdessen in die Küche gehen und etwas Thee zu bereiten. Wehren Sie sich nicht, Herr Klimend, etwas Thee müssen Sie trinken." Aber dabei bleib sie sitzen und unterhielt sich weiter. Pepi kniete nieder und öffnete das Ofenthürchen; die Glut übergoß ihr Antlitz mit Purpurröte, ihre Augen brannten im Scheine des Lichtes wie zwei blaue, funkelnde Edelsteinchen. Ihre Zähnchen blitzten aus den geöffneten Lippen hervor gleich schneeigem Zucker. Einige Zeit lang scharrte sie mit dem Schürhaken in der Kohle herum, schob mit der Schaufel die glühenden Stücke nach hinten, schloß das Thürchen und kauerte halb hockend, halb knieend, in Gedanken verloren auf dem Fußboden, wiegte das Köpfchen und rieb sich mit der Faust die niedrige Stirn. Ihre ältere Schwester setzte Herrn Klimend unterdessen den ganzen Inhalt irgend eines Einakters auseinander, der im Damenklub auf den königlichen Weinbergen gespielt wurde.
„Ihnen unbekannt? Wie? Ein streng geschlossener Kreis. Besuchen Sie keine Bälle? Aber wo ist denn Emma?" wandte sie sich an Pepi, der im Träumen Schaufel und Schürhaken aus der Hand gefallen waren. Ganz versonnen, in ihre Gedanken vertieft, ging sie hinaus.
„Sie kommt schon," flüsterte Berta.
Gleichmäßige Schritte wurden laut, die Durchgangsthür öffnete sich, und auf der Schwelle erschien Fräulein Emma.
Klimend zog die Augenbrauen in die Höhe.
„Nicht möglich!"
„Sie müssen verzeihen, ich bin nur so im Hauskleid," hörte er eine bekannte Stimme sagen. Emma trat näher und reichte ihm die feuchte, kalte Hand. Sie hatte sich entsetzlich verändert. Sie war nicht weiß, nein, grau, ihr Antlitz war aschfahl. Über die Brust floß nachlässig der Faltenwurf einer grauen Hausbluse, die im Gürtel nicht beschlossen war. Die Ärmel reichten kaum bis an die Ellbogen, die Hände waren nackt, und der hals war nackt, im Haar trug sie ein schwarzes Sammetband so wie damals. Ihre Füße schlurften in warmen Pantoffeln über die Dielen, und der Rock, dem jeder Schnitt fehlte, verdarb die feinen Konturen ihrer Gestalt. Sie versuchte, zu lächeln, aber es gelang ihr nicht; da wandte sie sich zum Ofen und wärmte die Hände an den zersprungenen Kacheln. „Kalt haben wir's hier," sagte sie und lehnte den Rücken an den Ofen.
Das war Emma nicht.

Es verstrich eine bange Pause.
„Wo ist Pepi?“ fragte Emma und zitterte vor Frost in ihrer abgetragenen Jacke. nein, es wollte ihm nicht gelingen, sich ihren festen, stolzen Mädchenleib in diesem Aschenbrödelkleide vorzustellen!
Eben kam Pepi herbeigelaufen, lebhaft und lustig wie ein Kind. „Der Thee ist gleich fertig, gleich!“ und sie flüsterte Berta etwas ins Ohr.
„Ist Väterchen schon gekommen?“ fragte sie Berta.
„Ja, aber wieder fortgegangen – wir sollen nur für Ihre Unterhaltung sorgen, sagte er – , ich bitte um Vergebung, aber seit drei Tagen ist er nicht ganz wohl. Nicht mal Thee will er trinken.“
Berta stand auf und ging in die Küche. Herr Klimend protestierte. „Nein, bitte, keinen Thee – ich werde nichts trinken – ich muß fort – nach Hause.“
„Sie werden schon so freundlich sein,“ winkte ihm Pepi liebenswürdig zu. „Aber was ist dir nur heute?“ fuhr sie gleich darauf Emma an. „Wie erfroren bist du! Warum redest du nichts? Geh fort, Garstige!“ und damit lief sie Berta nach.
Emma blieb mit Herrn Klimend allein. Er stand auf, ging auf sie zu und blickte ihr ins Gesicht. Es war mager und grob geworden, farblos und ohne jeden Ausdruck, die Augenlider waren dunkel; fast braun waren sie. Er nahm das Mädchen bei der Hand.
„Emma, was ist dir?“
„Nichts.“
„Mit dir ist ja eine schreckliche Veränderung vor sich gegangen!“
„Hm, schrecklich?“
Er neigte sich zu ihrem Kinn und hob ihr Gesicht zu sich empor. Sie hatte die Wimpern über die dunkeln Augen gesenkt. Der Ausdruck eines tiefen Seelenleids zuckte um ihre Mundwinkel.
„Nicht einmal begrüßt hast du mich,“ sagte Herr Klimend.
Sie ließ sich küssen, aber wie leblos. Ihre Lippen waren kalt, der Körper wie versteint.
„Komm zu mir her und sag, was dir fehlt.“
Er stellte einen Stuhl für sie neben den Diwan und umschlang ihren weichen, durch kein Mieder beengten Leib. Er wollte sie an sich pressen, aber sie wehrte sich. Sie stieß mit der Hand gegen seine Brust und suchte die Finger aus seiner Rechten zu befreien.
„Lassen Sie mich; es könnte jemand kommen. Wenn man uns sähe!“ Sie stand auf, hob den Kopf und ging wieder zum Ofen hin, hielt die Hände über die glühende Platte und wärmte sich.
„Aber Emma!“ Herr Klimend sprang zu ihr hin, faßte sie an den Händen und schüttelte sie. „Du bist ja wie tot, wie gebrochen bist du! Was fehlt dir? Ärgerst du dich? Bist du krank?“
„Und wer ist schuld dran?“ Sie blickte ihn an und wärmte sich dabei fortwährend die Hände; „ich vielleicht?“
„Wie hab‘ ich überall nach dir herumgesucht,“ begann Herr Klimend abermals und erzählte dann, wie er ihr nachgeforscht habe. wo war er nicht überall gewesen! In Smichow, auf der Kampa, im „hohen Hause“ – einen ganzen Tag hatte er sie gesucht, und wie hatte er sich geärgert, als er sie nicht finden konnte!
Ihre Antwort klang gelassen, aber innig:
„Es freut mich, ja, es freut mich, daß Sie so sehr nach mir gesucht, daß Sie mich nicht vergessen haben, aber, bitte lesen Sie mir doch einmal vor, was Sie mir hier geschrieben haben!“
„Kannst du es denn nicht selbst lesen?“
„Ich konnte nicht. Im ersten Moment, als man mir sagte, daß du da seiest, war mir’s als ob mir ein Messer in die Brust gestoßen würde. Die Füße knickten mir ein, – nicht ein Wort hab‘ ich davon verstanden.“
„Aber wo warst du so lange?“
„Oben, im zweiten Stock, dort ist eine leere Wohnung. Es waren Mädchen dort. Wir unterhielten uns.“
„Du auch?“
Sie lachte. „Ich sah ihnen zu.“

„Und allein unterhältst du dich nicht?“
Sie schüttelte den Kopf, neigte das Kinn und blickte zur Erde. „Was für eine Unterhaltung! Ich gehe spazieren, mit Väterchen oder allein. Das würden Sie nicht glauben: allein geh‘ ich über die Felder im Schnee, und das ist mein einziger Spaziergang. Wenn nur schon der Sommer da wäre!“
Bis hierher war sie still gewesen, ohne jeden Vorwurf, ohne Anklage; auf einmal aber schien sie sich an alles zu erinnern, was geschehen war. Sie sagte:
„Warum haben Sie mir nicht geschrieben? Wäre Ihnen die Hand abgefallen? Sie lassen mich hier allein in Unsicherheit und Angst mit der Schande auf der Stirn und der Schande im herzen – das habe ich nicht erwartet!“
„Es ist nichts passiert; niemand weiß etwas –“
„Aber was ich ausgestanden habe, das weiß auch niemand. Das Herzeleid ist das allerärgste auf der Welt. Warum nur, warum mußte ich eine solche Kränkung erfahren, warum?“
Thränen klangen aus ihrer Stimme.
Im roten Licht der glühenden Ofenplatte brannte ihr Antlitz, unter der abgetragenen Jacke bebte die Brust, die Lippen verzogen sich zu einem bitteren Lächeln. Sie wollte noch etwas sagen, aber es war, als sei der Satz mitten in der Hälfte entzwei geschlagen worden.
„Aber jetzt – jetzt, da ich nun wieder hier bin,“ hörte sie neben sich flüstern, „jetzt glaubst du mir auch nicht, was?“ Und er legte ihre Hand, die erwärmte, warme, an seine Lippen und streichelte ihr mit der rechten das Haar. 2Was, glaubst du mir nun? Siehst du, Schatz, wenn ich solche ein Mensch wäre, wie du zu glauben scheinst, so hätte ich dich gar nicht aufgesucht. Ich bin hergekommen, es dir abzubitten – vergiebst du mir?“
Sie hob die Augenlider, sie öffnete die Lippen und lachte wie ein Kind; es war wie das jähe Aufblitzen des Sonnenlichtes, das alles mit seinem goldenen Schimmer verklärt.
„Soll ich?“ Die Lider beschatteten wieder ihre Augen und das Köpfchen ruhte an seiner Brust.
„Zieh dich an, Emma,“ sagte er „wir wollen spazieren gehen. Willst du?“
Sie nickte. –
Als Berta mit dem Thee und Pepi mit der Lampe kamen, fanden sie Emma lustig und lebhaft.
Es war schon recht spät, als sich Herr Klimend erhob und seinen Winterrock und Hut suchte. Pepi brachte beides. „Warum kleidest du dich nicht an?“ flüsterte er Emma zu und griff noch nach dem „Kirschgeist“, den ihm Pepi aufzwang. Emma ging ins Nebenzimmer und auch Pepi folgte ihr; Berta und Helenchen bleiben bei ihm, dann verschwand auch Berta im Vordergemach und Herr Klimend blieb mit Helenchen allein. Lenchen saß still auf dem Rande eines Stuhls und scheuerte mit den Füßchen die Dielen. Er lächelte ihr freundlich zu. In höchster Verlegenheit zerraufte und zerdrückte Helenchen die linke Seite ihrer Frisur, und mit verwirrtem Lächeln sagte sie: „Sie haben’s bei uns nicht gerade lange ausgehalten.“ Sie stand auf und schritt auf ihren schmalen, jungen Füßchen leise zum Ofen hin, um mit dem Haken recht angelegentlich darin herumzuschüren. Herr Klimend schwieg, hustete, wischte sich den Schweiß von der Stirn und starrte die Wände an, als ob er über irgend etwas in Schrecken geraten wäre. Jener volle Klang eines hohlen Echos, den sein Husten geweckt, kehrte sich gegen ihn. Es war still im Zimmer und traurig im Dämmer der ärmlichen Lampe. ER verfiel in Gedanken. Er erinnerte sich an das Gespräch, das sie beim Thee geführt hatten. Warum hatten sie ihn so umworben, warum haten sie ihn nur so inständig gebeten, wieder zu kommen, recht oft wieder zu kommen; - am Mittwoch werde man schon vorbereitet sein; sie hatten ihn ja nicht erwartet. Warum, weshalb denn? was wollten sie vorbereiten? Wie zu einem Feste rüsteten sie sich. Was für ein Fest? – Und heute: wie erbärmlich das alles war! – Selbst die Redensarten – und das Geschirr erst – alles, alles! Der Thee war schwach und trüb, – unzweifelhaft vom ersten besten Krämer, auch der Rum war erst im letzten Augenblick irgendwo aufgestöbert worden. Emma hatte nicht getrunken, Pepi auch nicht, Helenchen hatte sich sogar für einen Moment im Nebenzimmer hinter das Klavier versteckt. Sie floh vor sich selbst; sie fühlte das leichte, abgetragene Kleid wie eine Schmach an sich und die dürftige Schürze und die zersprungenen

und vertretenen Schuhe. Nur Berta hatte sich gesetzt und ihren Thee getrunken. Eine halbe Stunde hatte sie nach Servietten gesucht und endlich nur eine einzige gebracht. „Das giebt man nur Gästen," entschuldigte sie sich mit dem Lächeln der Hausfrau. Mit großen Umständen zwang sie ihm eine zweite Tasse auf, aber die war nur zur Hälfte gefüllt. Sie selbst blieb nur bei einer. Klimend gedachte des heutigen Datums. Mit Entsetzen überzeugte er sich, daß es knapp vor dem Letzten war. Bedauernswerte Familie! worauf mochte sie schlafen? Im Vorderzimmer eine Lagerstatt, die zweite in der Küche – auf dem Diwan war wohl die dritte. Eine Menge Möbel habe ihnen das Wasser verdorben, erzählten sie. Als im September die Überschwemmung gekommen sei, hätten sie gerade auf der Insel Kampa gewohnt. Sie hätten sich durchs Fenster retten müssen – alles habe ihnen das große Wasser geraubt. Und gleich darauf erzählten sie wieder von Konzerten, vom Theater und Bällen, als ob sie Tag für Tag dort wären. Nur Emma schwieg, und aus der Dunkelheit des nebenanliegenden Zimmers klangen gedämpft die Klänge des alten Pianos.
„Ich bitte Sie, bringen Sie mir ein bißchen Wasser," wandte sich Herr Klimend an Helenchen, die wieder auf dem Eckchen eines Stuhls saß und mit den Füßen den Erdboden scheuerte. Sie erschrak vor dem Klang seiner Stimme und zog heftig die Füßchen unter den Rocksaum. „Wasser?" flüsterte sie mit leiser, furchtsamer Stimme und schlich auf den Fußsp0itzen aus dem Zimmer. Sie öffnete hastig die Thür – sperrangelweit. „Ah," schrie sie auf der Schwelle auf, griff sich nach der Stirn und machte einen verzweifelten Versuch, die Thür hinter sich zuzuschlagen. In ihrer Verwirrung wußte sie nicht, ob sie zurück oder vorwärts solle. Ihr eigner Körper schien sie zu hindern. So blieb die Thür für einen Moment offen.
Und Herr Klimend sah und wollte seinen Augen nicht glauben – die Überraschung trieb ihm das Blut ins Gesicht. Beim Schein einer Kerze zog Berta die Stiefel aus und reichte sie Emma; Pepi stand schon im roten Unterröckchen und im Korsett da, ihre schwarzen Kleider knöpfte sich eben Emma zu. Pepi schrie laut; Herr Klimend stand heftig vom Stuhl auf und durchmaß das Zimmer. Die Thür erdröhnte von dem Stoß eines Füßchens. Er zitterte am ganzen Körper. „Ich gehe nirgends hin, nein, nirgends hin," klang hinter der Thür die klagende Stimme Emmas, und irgend etwas Leichtes, ein Stiefel oder sonst etwas, wurde auf den Fußboden geworfen. Dann trat Stille ein – nur Kleider rauschten nebenan und auf den Dielen knarrten leichte Schritte. Helenchen trat mit dem Wasser ein. Herr Klimend griff gleich nach dem Glase und goß das kalte Wasser in einem Zug hinunter.
Erst nach einer Weile trat Emma wieder in ihrer aschgrauen Bluse herein und erklärte gleich auf der Schwelle, daß sie nirgends hingehen werde. Es sei schon Abend und draußen kalt – ein andermal.
Herr Klimend empfahl sich.
Sie nahmen die Lampe und begleiteten ihn ins erste Zimmer.
Herr Klimend wußte kaum, wie es kam, daß er sich plötzlich auf der Treppe im angenehmen Lufthauch einer frischen Winterkälte fühlte. Er schwitzte am ganzen Körper und knöpfte zitternd mit erregten Fingern den Winterrock zu. Sie begleiteten ihn mit der Lampe bis zur Treppe und die Treppe hinab ins Parterre.
Pepi trug wie eine Statue das Licht hoch über ihrem Haupte und leuchtete Herrn Klimend auf den Weg. Auf der Pawlatsche standen Leute und sahen dem Lichte nach.
Emma wartete bis Pepi mit der Lampe fortgehen würde.
Und als beide in der Dunkelheit allein geblieben waren und Pepi mit dem Lichte im ersten Stock verschwunden war, reichte Herr Klimend Emma die Hand und sagte: „Mit Gott, Emma; du erkältest dich."
Sie antwortete nicht.
Hand in Hand ging sie mit ihm und begleitete ihn bis vors Haus. Ihre Lippen bebten in verhaltener Angst, als ob ihre Seele eine böse Ahnung bedrückte. Sie legte ich die Hand auf die Schulter, sah ihm in die Augen und sagte aufgeregt: „Wann werden wir uns wiedersehen? Mittwoch? Kommst du?"

„Wirst du allein zu Hause sein?“
„Nein, aber du hast es den Schwestern versprochen.“
„Na, ich komme, komme gewiß! Weshalb sollte ich denn nicht kommen? Aber dir ist kalt, du zitterst ja ganz; kehr um – gute Nacht, gute –“
„Komm, ich werde dich erwarten!“
Er drückte ihr die Hand küßte ihre Wangen und ging. Sie blickte ihm nach.
„Er kommt, er kommt!“ jubelte es in ihr; freudig aufatmend hob sich ihre Brust, und sie lief aus dem dunkeln Vorhaus zur Treppe, mit ihren weichen Filspantoffeln lautlos über die harten Steine gleitend. Erst auf der Treppe erinnerte sie sich an die letzte Scene, wie Pepi die Kleider abstreifte und Berta die Stiefel auszog, die alle drei Schwestern abwechselnd zu tragen pflegten; – und sie schämte sich, schämte sich, ach, so unsagbar. – Sie lehnte sich an das Geländer, und die Hände auf die Augen pressend, weinte sie in der toten Stille des dunkeln Treppenhauses wie ein Kind. Dann raffte sie sich auf; die Hoffnung gab ihr Kraft; sie ging hinauf, ruhig, versöhnt und mit der festen Überzeugung, daß er am Mittwoch kommen werde, kommen müsse…
Nur auf ein Weilchen kehrten manchmal ihre Zweifel zurück, aber wie ein lustiger Refrain hallten in ihrer Seele die Worte wieder: „Er kommt – er kommt – er kommt gewiß!“ Und mit Gesang, fröhlichen Sinnes, richtete sie am Mittwoch den Eßtisch her; rieb die Löffel blank, wusch den Fußboden, hängte die frischgeglätteten Vorhänge auf, kaufte Thee, Zucker und Gebäck ein und wartete auf „Wenzelchen“. Es war gerade knapp nach dem Ersten: im Hause herrschte noch eine Art von Wohlstand.
Und wie sie mit allem fertig war, zog sie ihr behagliches altes Hauskleidchen an, und ein Schürzchen vorgebunden, lehnte sie sich aus dem Fenster und sah die Kastanienallee hinab, ob er schon komme und warum sich noch nichts rege. Aber es verstrichen Stunden; es schlug drei, es schlug halb vier, das Fenster lief an, die Augen starrten unausgesetzt ins Weite und die Augen versagten vor Ermüdung, aber er kam immer noch nicht. Auf das weiße Tischtuch begann sich leise schon die Dunkelheit zulegen, draußen wurden die Laternen angezündet; – es war Abend und im Zimmer war es noch immer leer und traurig, als ob hier jemand gestorben wäre.
Pepi lief auf die Gasse, Emma band ihre weiße Schürze ab, Berta riß das Tischtuch herunter, und Helenchen setzte sich wieder an ihr altes Klavier mit den dünnen, hohen Beinen, und spielte aus dem Gedächtnis ihre urwüchsigen, schlichten Melodien: die Töne kamen einhergeplätschert, einer nach dem andern, als ob ein Bächlein dahineilte im Schatten des Dickichts – Dunkelheit und Trauer lag in diesen unregelmäßigen Tönen, die Trauer einer Menschenseele.

III.

Und Herr Klimend kam nie wieder.

Vilém Mrstik: Fräulein Emma. Übersetzt von Oscar Wiener. In: Aus fremden Zungen. Zeitschrift für die moderne Erzählungslitteratur des Auslandes. 11. Jg. (1891) S. 555-564.

Literatur:

Peter Becher, Steffen Höhne, Jörg Krappmann, Manfred Weinberg (Hg.): Handbuch der deutschen Literatur Prag und der Böhmischen Länder. Stuttgart 2017.

Hartmut Binder: Mit Rilke durch das alte Prag. Frankfurt am Main und Leipzig 1994.

Václav Černý: Rainer Maria Rilke, Prag, Böhmen und die Tschechen. Prag 1966.

Peter Demetz: René Rilkes Prager Jahre. Düsseldorf 1953.

Bernard Dieterle: Erzählungen. In: Manfred Engel (Hg.): Rilke-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart 2004, S. 239-263.

William Wollins Donahue: Ein politisch fortschrittlicher Rilke: Kunst als Politik in den ‚Zwei Prager Geschichten'. In: Recherches germaniques Nr. 33 (2003) S. 81-105.

Susanne Fritz: Die Entstehung des ‚Prager Textes'. Prager deutschsprachige Literatur von 1895 bis 1934. Dresden 2005.

Eduard Goldstücker (Hg.): Weltfreunde. Konferenz über die Prager deutsche Literatur. Prag 1967.

Josef Mühlberger: Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen 1900-1939. München und Wien 1981.

Hugo Rokyta: Die Böhmischen Länder. Prag. Handbuch der Denkmäler und Gedenkstätten europäischer Kulturbeziehungen in den Böhmischen Ländern. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage Prag 1997.

Judith Ryan: Rilke's Early Narratives. In: Erika A. Metzger, Michael M. Metzger (Hg.): A Companion to the Works of Rainer Maria Rilke. Rochester 2001, S. 67-89.

Vera Schneider: Wachposten und Grenzgänger. Deutschsprachige Autoren in Prag und die öffentliche Herstellung nationaler Identität. Würzburg 2009.

Walter Seifert: Das epische Werk Rainer Maria Rilkes. Bonn 1969.
Jiří Stromšík: Die Tschechen und Rilke. Zur Rilke-Rezeption in der tschechischen Kultur. In: brücken N.F. 4 (1996) S. 46-56.

Lena Zschunke: Die raumsymbolische Gestaltung Prags in Rainer Maria Rilkes Erzählung ‚König Bohusch'. In: Manfred Weinberg, Irina Wutsdorff, Štěpan Zbytovský (Hg.): Prager Moderne(n). Interkulturelle Perspektiven auf Raum, Identität und Literatur. Bielefeld 2018, S. 275-297.